

Jahrbuch
für
Jüdische Geschichte
und Literatur

1911


EX LIBRIS
R.A.
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

S. Bernfeld, J. Elbogen, J. Freund, Auguste Hauschner,
V. Klemperer, M. Philippson.

Vierzehnter Band.

Berlin 1911.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.

Rückblick auf das Jahr 5670.

Von **Martin Philippson.**

Die Juden Deutschlands haben schon seit einem Jahrhundert einen harten Kampf zu bestehen, zuerst um ihre Gleichberechtigung, die seit dem Bundes- und späteren Reichsgesetz von 1869 erreicht ist, dann um ihre tatsächliche Gleichstellung. In allen anderen Kulturländern hat die gesetzliche Emanzipation der Juden auch ihre sofortige Ernennbarkeit zu allen öffentlichen Aemtern und Funktionen zur Folge gehabt. In Deutschland aber und besonders in Preußen, wo man dem Volke stets mit der einen Hand wieder zu nehmen gewohnt ist, was man ihm mit der andern gegeben, hat man immer Vorwände gefunden oder auch ganz brutal das Belieben der leitenden Kreise angerufen, um den Juden die ihnen verfassungsmäßig erteilten Rechte vorzuenthalten und sogar — wie in dem Falle das Reserve-Offiziertums — abermals zu entziehen.

Gewiß ist solche schroffe Verletzung der Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit den Israeliten gegenüber, das Bestreben, diese Gemeinschaft zu Bürgern zweiter Klasse herabzusetzen, durchaus zu verurteilen, vom sittlichen Standpunkte ebenso sehr, wie von dem des Staates selbst. Er beraubt sich der Dienste vieler schätzbarer Kräfte und, was noch mehr ins Gewicht fällt, er zerstört die Grundlage, auf der er selber aufgebaut ist: Recht und Gesetz. Er verstärkt die Stellung aller seiner Gegner, aller Feinde der staatlichen Ordnung, indem er selber diese ebenso gewalttätig wie gewissenlos verletzt. Aber es ist nicht zu verkennen, daß der von den staatlichen Machthabern den deutschen Juden aufgedrungene und von ihnen mit rühmlicher

Beharrlichkeit und Tatkraft aufgenommene Kampf ihnen nur von Nutzen gewesen und noch ist. Der Jude hat eine gewisse Neigung, sich dem behaglichen Genusse des Glückes und des Wohllebens ganz zu überlassen und in ihm körperlich wie sittlich zu verweichlichen, in den sinnlichen Freuden ideale Gesinnung und ideales Streben zu vergessen. Das war schon so bei den Juden Spaniens im Mittelalter; das ist nicht anders bei vielen Juden derjenigen Länder der Gegenwart, wo ihnen volle Gleichstellung zu Teil geworden ist. Der Gegensatz aber, die Beschränkung, die Kränkung, der Kampf halten sie wach und mutig, scharen sie um das Banner ihres Stammes und Glaubens, machen sie zu kühnen und aufrichtigen Streitern für die hoben Güter ihrer Religion, die sie im Genusse unbegrenzten Wohllebens oder in der Befriedigung eines lebhaften Ehrgeizes nur allzu häufig außer Augen verlieren. Wir glauben nicht fehl zugehen, wenn wir die leitende Stellung, die die deutsche Judenheit seit so langer Zeit innerhalb ihrer ganzen Religionsgemeinschaft einnimmt, zum überwiegenden Teile dem Umstand zuschreiben, daß sie unaufhörlich ihre Kräfte in dem Kampfe um die Emanzipation zu üben und zu stählen gezwungen ist, dadurch unaufhörlich an ihre Besonderheit als Juden gemahnt wird — während sie anderseits vom Staate so gestellt ist, daß jeder einzelne an der geistigen und materiellen Entwickelung der neuzeitlichen Kultur in genügendem Maße teilnehmen kann, nicht gewaltsam in das mittelalterliche Ghetto zurückgestoßen wird, wie in Rumänien oder Rußland. Die Israeliten Deutschlands sind Staatsbürger und Glieder des deutschen Volkes und können sich als solche frei entfalten; aber sie werden gerade so viel zurückgesetzt und gereizt, daß sie sich immer wieder als Juden zu fühlen gezwungen und veranlaßt sind, im Gegensatze zu dem dem Judentume zugefügten Unrechte es zu verteidigen, auszubilden und zu verherrlichen. Freilich, einzelne Schwache oder Gewissenlose sind von der staatlichen Zurücksetzung zum Abfalle veranlaßt worden; aber die große Mehrheit hat sich deshalb nur um so fester und bewußter um das uralte

Banner geschart. Die innere Kräftigung der deutschen Judenheit, die sich seit zwei Dezennien in so erfreulicher Weise vollzogen hat und noch vollzieht, ist zu nicht geringem Teile das Werk seiner Gegner. Indem sie es herabzusetzen, zu bekämpfen, zu vernichten strebten, haben sie es im Wesentlichen gestärkt; sie waren:

„ein Teil jener Kraft,
„die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Das Uebelwollen der offiziellen Kreise Preußens gegen die Juden hat sich am deutlichsten in dem Bestreben gezeigt, diese nicht nur von dem aktiven Offizierkorps sondern auch von dem der Reserve und Landwehr auszuschließen. In den Heeren aller Kulturstaaten findet man Juden in großer Anzahl und bis zu den höchsten Stellen hinauf; in Preußen selbst waren bis zu der Enfaltung des Antisemitismus am Ende der siebziger Jahre des verflossenen Säculums Juden vielfach wenigstens zu Reserveoffizieren befördert. Die jüdischen Offiziere innerhalb und außerhalb Preußens haben niemals zu Klagen Veranlassung gegeben. Dennoch sind in diesem letzteren Lande seit nun drei Dezennien keine jüdischen Reserveoffiziere mehr ernannt worden, in schreiendem Widerspruche mit Gesetz und Verfassung. Das Uebel ist um so größer, als das preußische Heer ja alle deutschen Kontingente, mit Ausnahme des bayerischen, umfaßt; auch die beiden sächsischen Armeekorps und das würtembergische sind ihm angegliedert. So lange unter der Leitung des Fürsten von Bülow der konservativ-liberale Block bestand und der liberalen Partei eine gewisse Einwirkung auf die Haltung der Staatsregierung sicherte, hatte der frühere Kriegsminister von Einem den Mißstand offen anerkannt und die Schuld nur von der Regierung auf das Offizierskorps abgewälzt, dem die Wahl zum Reserveoffizier zusteht. Allerdings formal mit Recht; aber es ist klar, daß eine bestimmte Willensäußerung des höchsten Kriegsherrn die Offizierskorps sofort geschmeidig gemacht hätte. Jetzt existiert der liberal-konservative Block nicht mehr; er ist durch den

klerikal-konservativen ersetzt, und die Regierung glaubt sich nicht mehr zu einem selbst rein platonischen Zugeständnis genötigt. Kriegsminister von Heeringen sprach in der Sitzung des Reichstags vom 10. Februar 1910 den jüdischen Einjährigen überhaupt persönlich die Befähigung zum Offizier ab — höchst wunderbar, da sie dreißig Jahre lang solche Befähigung besessen hatten und sie auch jetzt sofort wieder erlangen, wenn sie sich zu diesem Zwecke taufen lassen. Es ist leider hervorzuheben, daß in dieser Sitzung wie in derjenigen vom 17. März nur Mitglieder der Freisinnigen Partei für das Recht der Juden eintraten; Nationalliberale wie Klerikale schwiegen dazu still. Eine Eingabe des Verbandes der deutschen Juden an den Kriegsminister, die um Abstellung jener Ungerechtigkeit bat, wurde von Herrn von Heeringen zurückgewiesen, da er „in den Akten" keinen Grund zum Einschreiten finde. Als ob die offiziellen Akten jemals den wahren Sachverhalt auch nur andeuten würden! Die von dem „Verbande" eingereichten nichtamtlichen Aktenstücke, die ihn hinreichend erwiesen, hat der Kriegsminister unbeachtet gelassen. Es wird Gelegenheit genommen werden, sie öffentlich in eindrucksvoller Weise zu erörtern.

Leider beginnt der preußische Einfluß sich in dieser Angelegenheit auch auf das einzige, in inneren Angelegenheiten noch unabhängige deutsche Heereskontingent, auf das bayerische, zu erstrecken. Hier war bisher verhältnismäßige Unparteilichkeit den jüdischen Offiziersaspiranten gegenüber gewährt worden, und es hatte sich die wunderliche Tatsache herausgestellt, daß außerbayerischen Juden, die in ihren heimatlichen Regimentern für den Offiziersdienst ungeeignet gewesen wären, hierfür beim Dienen in Bayern völlig tauglich waren. Aber nun kommen auch bei einigen bayerischen Regimentern Fälle vor, daß jüdische Einjährige, die sich als gute, stramme Soldaten erwiesen hatten und als Vizefeldwebel bereits Offiziersdienste taten, plötzlich an der Klippe zum Offizier scheiterten. Der bayerische Kriegsminister stellte zwar in dem Abgeordnetenhause den konfessionellen Charakter dieser Vorgänge in Abrede;

allein solche wiederholten sich auch nach seiner Ableugnung in charakteristischer Weise.

Auf dem Gebiete der Justizverwaltung des Reiches haben die Juden gleichfalls über Zurücksetzung zu klagen. Freilich hat sich hier vieles gebessert, seitdem Exzellenz Beseler in Preußen Justizminister ist. Er fährt fort, Juden zu Oberlandesgerichtsräten zu ernennen. Zu Nachahmung seines Beispiels hat auch Hamburg eine solche Ernennung vorgenommen. In Hessen hat Justizminister Ewald zum ersten Male einen ungetauften Juden zum Richteramte befördert. Aber das Reichsjustizamt widersprach der Ernennung eines jüdischen Landgerichtsdirektors in Straßburg zum Reichsgerichtsrat; dieses höchste richterliche Kollegium Deutschlands, dessen erster Präsident Simson gewesen ist, und das bereits viele getaufte Juden unter seinen Mitgliedern gezählt hat, soll von ungetauften freigehalten werden. Und wo bleibt das Gesetz vom 3. Juli 1869? Wie können die Regierungen, sich wundern, daß im Volke der Sinn für Gesetzlichkeit abnimmt, wenn sie selber ungescheut das Gesetz verletzen!

Sie ermutigen dadurch auch den Antisemitismus, den sie doch amtlich stets von sich ablehnen und mißbilligen. Nur so konnte es kommen, daß die Aerzte des Kreiskrankenhauses Britz im Kreise Teltow es ablehnten, einen jungen jüdischen Arzt dort als Praktikanten aufzunehmen. Und dieser schreiende Fall der Unduldsamkeit wurde von allen Behörden, trotz der dagegen erhobenen Beschwerden, nicht abgestellt, ja nicht einmal mißbilligt!

Es sind vorzugsweise sogenannte Gebildete, die starren Deutsch-Chauvinisten, die den Antisemitismus noch bewahren und betätigen. Im Volke ist seine Hohlheit, Lügenhaftigkeit und verbrecherische Gehässigkeit längst erkannt. Die Landtagswahlen in Baden, Ende Oktober 1909, ergaben für die Antisemiten, obwohl sie sich mit der Flagge der Mittelstandspartei zu decken suchten, unter 300 000 abgegebenen Stimmen nur viertausend. In dem Königreich Sachsen, wo die konfessionelle Gehässigkeit ihre schlimmsten Orgien gefeiert hatte, wurden bei den letzten

Landtagswahlen unter 1 250 000 nur 25 000 Stimmen für die Antisemiten abgegeben. Bei allen Nachwahlen zum Reichstage in denjenigen Bezirken, die bisher von Antisemiten vertreten worden waren, fielen diese glatt durch. Hoffen wir, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen für den deutschen Reichstag die letzten Abgeordneten dieser einst so einflußreichen Partei ruhm- und klanglos verschwinden. Viel schwieriger wird es leider sein, den gesellschaftlichen und ökonomischen Antisemitismus zu beseitigen.

Dieser ist besonders wirksam in den östlichen Provinzen Preußens mit national gemischter Bevölkerung und erschwert dort durch Hintansetzung und Boykottierung der Juden nicht nur deren Lage, sondern auch die Stellung des Deutschtums, dessen feste Stützen den Polen gegenüber die dortigen Israeliten bisher gewesen waren. Er bewirkt zum großen Teile die unaufhörliche Abwanderung der Juden aus Posen und Westpreußen, und dies bedeutet ebenso viele Verluste für das dortige Deutschtum. Die dritte Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden, die am 17. Oktober 1909 in Breslau stattfand und von den hervorragendsten Vertretern der deutschen Judenheit in großer Anzahl besucht war, beschäftigte sich hauptsächlich mit diesem Gegenstande. Die Verhandlung erschien auch den Staatsbehörden so wichtig, daß der Oberpräsident der Provinz Schlesien und mehrere sonstige Regierungsbeamte ihr beiwohnten. Eine einstimmig angenommene Resolution der Versammlung forderte völlig gleiche Stellung und Berücksichtigung der Juden in den Ostmarken in politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Beziehung, sowie Aufhören der nicht gerechtfertigten Ausweisungen und Zurückweisungen der Naturalisation zum Schaden von Ausländern, nur weil diese Juden seien.

Zum ersten Male tagte der Zionistenkongreß — es war der neunte — auf deutschem Boden, und zwar in Hamburg, in den letzten Tagen des Jahres 1909; es waren dort 431 Delegierte anwesend. Von Seiten

der Russen und Galizier erhob sich eine gewaltige und bis zur Unerträglichkeit lärmende Opposition gegen die bisherige Leitung der Partei, der man Schlaffheit und Tatenlosigkeit vorwarf; am Ende erhielt die Leitung doch ein Vertrauensvotum. Man beschloß die Gründung von Siedlungsgenossenschaften in Palästina, gelangte aber in den Hauptfragen nicht zu einer endgiltigen Lösung. Einen Fortschritt der zionistischen Sache bedeutet dieser Kongreß nicht.

Auch in dem benachbarten und verbündeten Oesterreich scheint der so lange herrschende Antisemitismus immer mehr an Schärfe zu verlieren. Zum ersten Male seit langen Jahren sind Juden zu Oberlandesgerichtsräten befördert worden, und zwar gleich sechs auf ein Mal. Der jüdische Vizedirektor der Wiener Universitätsbibliothek wurde mit dem Range eines Regierungsrates zum Dezernenten für die Angelegenheiten der israelitischen Religionsgenossenschaft im Kultusministerium bestellt — ein Akt der Berücksichtigung der jüdischen religiösen Interessen, der auch in anderen Ländern Nachahmung verdient. War es schon unter der Einwirkung dieses Rates, daß das Kultusministerium für sämtliche Mittel- und höhere Schulen eine Disziplinarordnung ausarbeitete, die alle Akte konfessioneller und nationaler Unduldsamkeit den Schülern unter strengsten Strafen untersagte? Diese Disziplinarordnung wird zumal dem Martyrium ein Ende machen, das die israelitischen Schüler an vielen Orten zu erdulden hatten — auch oft von seiten der Lehrer.

Selbst der Tod des obersten Antisemitenführers Karl Lueger rief die Betrachtung hervor, wie sehr dieser in den letzten Jahren die Judenfeindschaft nur als Kampf- und Parademittel behandelte, in der Wirklichkeit sich aber viel gemäßigter gezeigt hatte. Nur so konnte es kommen, daß selbst bekenntnistreue Juden das Hinscheiden des zweifellos sehr begabten Bürgermeisters von Wien aufrichtig betrauerten. Nach diesem Ereignisse sind in seiner Partei leidenschaftliche und zum Teil recht schmutzige Streitigkeiten ausgebrochen, die vielen unter

ihren Anhängern über ihren wahren Wert die Augen öffnen werden. Auch unter den Tschechen flaut der bisher unter ihnen herrschende Antisemitismus ab. Nach einer Pause von vielen Jahren zog wieder ein tschechischer Abgeordneter jüdischen Glaubens in den böhmischen Landtag ein.

Der Sturz des nationalistisch-aristokratisch-klerikalen Koalitionsministeriums in Ungarn und sein Ersatz durch das gemäßigt aber entschieden liberale Ministerium Khuen-Hedervary ist, wie für das ganze Land, so besonders für dessen jüdische Bewohner ein Glück. Die antisemitische Haltung, die die vorige Regierung vielfach und zumal in Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten angenommen hatten, ist von der jetzigen nicht zu fürchten. Das drohende Unheil ist an unseren dortigen Glaubensgenossen noch einmal vorübergegangen. Der Ministerpräsident hat nicht allein jede Möglichkeit, daß er sich von konfessionellen Rücksichten leiten lassen könne, mit großer Bestimmtheit von sich gewiesen, sondern auch seine persönlichen Sympathien für die Israeliten mit ihrem innigen Familiensinn und prinzipientreuen Festhalten an ihrer religiösen Ueberlieferung mit Nachdruck betont. In der Tat hatte er zum Erzieher seiner Söhne einen orthodoxen Juden gewählt, den er von einem koscheren Schlächter besonders verpflegen ließ. Ein seltenes Beispiel der Unbefangenheit von seiten eines Ritters des Goldenen Vließes und designierten Ministerpräsidenten!

Die Tatsache, daß die in diesem Frühjahr vollzogenen Wahlen zum ungarischen Reichstage nur elf Abgeordnete jüdischen Bekenntnisses, anstatt der bisherigen vierundzwanzig, ergeben haben, ist lediglich eine Folge der Zugehörigkeit der großen Mehrzahl der bisherigen jüdischen Abgeordneten zu den nunmehr bis zur Vernichtung geschlagenen Kossuth- und Justh-Parteien. Ein Schluß auf antisemitische Gesinnung der Wählerschaften ist aus diesem Umstande nicht zu ziehen.

In den skandinavischen Ländern ist die Gleichstellung der Juden so selbstverständlich, daß hier besonderes kaum

zu melden ist. Glücklich die Gemeinschaften, von denen man nichts zu sagen hat. Nur eine Tatsache sei hier erwähnt, die auf die Wertschätzung der Israeliten in jenen Ländern ein helles Licht wirft. Von den 66 Mitgliedern des Oberhauses (Landsthing) in Dänemark hat der König nur 12 zu ernennen: unter diesen wenigen erkor er im Januar 1910 einen Juden, Hermann Trier.

Die antisemitisch Gesinnten pflegen zu behaupten: nur in denjenigen Ländern seien die Juden gleichgestellt, wo sie infolge ihrer verschwindend kleinen Anzahl eben keine öffentliche Gefahr ausmachten; aber da wo sie häufig seien, merze man sie notgedrungen aus dem staatlichen und sozialen Leben aus. Die beste Widerlegung dieser mit gewohnter Dreistigkeit ausgesprochenen Angabe bildet Holland, wo die Juden zwei Prozent der Bevölkerung betragen, also das doppelte wie in Deutschland. An durchschnittlicher Bildung und Assimilierung stehen die niederländischen Israeliten z. B. den deutschen bei weitem nach. Und doch ist der Niederländer jüdischen Bekenntnisses seinem Landsmanne christlichen Glaubens durchaus gleich geachtet und gestellt. Wieder ist ein Jude, und zwar der langjährige Vorsteher der jüdisch-portugiesischen Gemeinde zu Paramaribo, mit der hohen Vertrauensstellung eines Präsidenten des obersten Gerichtshofes von Holländisch-Guyana (Surinam) bedacht worden.

Bei den Wahlen zum Parlamente Englands im Februar 1910 trugen von 32 jüdischen Kandidaten fünfzehn den Sieg davon. Wie wenig die Juden da, wo sie in gerechter Weise vom Staate behandelt wurden, sich einseitig der liberalen oder gar der radikalen Seite zuneigen, beweist wieder die Parteirichtung der hier gewählten Juden: die Hälfte — acht — sind liberal, die andere Hälfte — sieben — konservativ. Sozialist keiner!

Zwei der gewählten jüdischen Liberalen sind Mitglieder des Ministeriums: neben dem schon lange dort sitzenden Generalpostmeister Herbert Samuel nunmehr Edwin S. Montagu als Unterstaatssekretär für Indien. Zwei jüdische Minister in Großbritanien! Welch Gegensatz zu

Preußen, wo ein Jude nicht einmal Landrat oder Oberregierungsrat werden kann.

Und doch hat ein englischer Jude deutscher Abstammung ein überaus hochherziges Werk zugunsten des Ausgleiches von England und Deutschland auf dem Gebiete der Wohltätigkeit vollbracht. Sir Ernest Cassel hat eine Stiftung von vier Millionen Mark begründet, aus deren Zinsen notleidende Deutschen in England und notleidende Engländer in Deutschland unterstützt werden sollen. Mit dem englischen Königs- hat das deutsche Kaiserpaar das Protektorat über diese ebenso originelle wie großmütige Stiftung übernommen.

Das republikanische und demokratische Frankreich hat endlich auch seinen israelitischen Untergebenen in Tunis gegenüber einem schon lange beklagten Unrecht abgeholfen. Die nach den Wohltaten der Zivilisation strebenden Israeliten des Beyliks waren bisher der veralteten und voreingenommenen Rechtspflege der nach dem Koran urteilenden Eingeborenengerichte unterworfen gewesen; vergebens hatten sie häufig in Wort und Schrift gegen diese Unbilligkeit protestiert. Im November 1909 hielten sie in der Stadt Tunis selbst eine große, von mindestens 3000 Personen besuchte Versammlung ab, die in bestimmter, aber würdiger und maßvoller Weise die Zuweisung der Juden zu der französischen Gerichtsbarkeit forderten. Die Zentralregierung hat ihrem Wunsche durch ein neues Gesetz einigermaßen entsprochen, das jeden tunisischen Israeliten, der in einem dort stehenden französischen Regimente dient, als Franzosen naturalisiert. Damit wird er selbstverständlich jeder rechtlichen Zusammengehörigkeit mit den Eingeborenen entzogen.

Auch in Italien sind Israeliten in das Oberhaus — den Senat — berufen worden, zwei unter dreiunddreißig vom Könige neu ernannten. Der eine von ihnen ist Universitätsrektor, der andere Generalprokurator am Kassationshof (Reichsgericht). Ein jüdischer Abgeordneter, Elia Marpurgo, ist dort zum Staatssekretär für Post- und Telegraphenverwaltung ernannt worden — wie sein Glaubensgenosse Herbert Samuel in England.

Italien ist schon seit einem halben Jahrhundert der Glaubensfreiheit gewonnen. Aber welch Erfolg, daß jetzt auch die Hochburg des ausschließenden und fanatischen Katholizismus, Spanien, ihr endlich weit die Tore öffnet! Ein Erlaß des Königs vom Juni 1910 gewährt allen Religionsgesellschaften, die sich nicht zur katholischen Staatsreligion bekennen, volle Freiheit der Religionsübung. Nun dürfen auch die Juden öffentlich Synagogen bauen, die als solche kenntlich sind. Sie dürfen ihren Glauben bekennen und ohne Scheu verbreiten und verfechten. Diese Duldsamkeit aber ist nicht nur Sache der Regierung, sondern auch des Volkes. Seit dem Jahrhundert, in dem die spanische Volksvertretung besteht, ist zum ersten Male ein Jude, der Bankier Gustav Brauer in Madrid, zum Abgeordneten gewählt worden, und zwar in dem der bisher glaubenseifrigen Provinz Galicien angehörigen Wahlkreise Coruña. Diese Wahl ist in der Tat ein wichtiges politisches Ereignis in einem Lande, wo seit mehr als vier Jahrhunderten kein Jude sich als solcher bekennen, geschweige denn eine öffentliche Stellung einnehmen durfte. Das Licht siegt doch über die Finsternis, so hartnäckig diese sich auch wehren mag.

Auch in dem lange judenfeindlichen Griechenland dürfen wir einen gleichen Fortschritt beobachten. Die christliche Bevölkerung lebt dort mit den schnell aufblühenden israelitischen Gemeinden in bestem Einvernehmen. Regierung und Parlament unterstützen aus Staatsmitteln den jüdischen Religionsunterricht. An der Universität Athen soll ein Lehrstuhl des Hebräischen begründet werden.

Jenseits des großen Wassers, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, genießt das Judentum nicht allein der Gleichstellung, sondern auch aufrichtiger Sympathien seitens der Regierenden. Der Präsident der mächtigsten Republik der Welt, Mr. Taft, hielt es nicht für seiner Würde abträglich, bei einem Bankett der jüdischen Bne Brith Logen zu erscheinen. Er sprach bei dieser Gelegenheit seine Bewunderung für die Juden

aus, weil sie ausgezeichnete Bürger seien, die Gesetz und Ordnung lieben; er sei erfreut, daß sie in dieses Land gekommen seien. Wahrlich aus autoritativem Munde ein neues Zeugnis dafür, daß die Juden nicht Umstürzler und Anarchisten, kein „staatszersetzendes Element" sind, wie deutsche und russische Antisemiten das unverfroren zu behaupten pflegen. Auch ein hervorragendes Opfer des Anarchismus, der von diesem verwundete hoch angesehene Oberbürgermeister New Yorks, Gaynor, hat sich sehr lebhaft zugunsten der jüdischen Bewohner seines großen Vaterlandes ausgesprochen.

Und doch besteht jetzt deren ungeheure Mehrheit aus jüngst eingewanderten Russen, denen man in ihrer alten Heimat alles mögliche Ueble nachgesagt hatte, und die sich naturgemäß nur sehr allmählich in der neuen Welt assimilieren können. Der Immigration mittelloser oder kranker Juden treten freilich die Zollbehörden jetzt mit großer Strenge entgegen — eine Warnung für unsere östlichen Glaubensgenossen und die Gesellschaften, die sich mit deren Verpflanzung beschäftigen.

In einem anderen Lande der Einwanderung, der britischen Kolonie Südafrika, nimmt das jüdische Element eine sehr geachtete Stellung ein. In der größten Stadt des ehemaligen Transvaal, in Johannisburg, ist kürzlich ein begeisterter Bekenner des Judentums, Graumann, zum Bürgermeister gewählt worden. In das erste Parlament der „Vereinigten Staaten von Südafrika" — wie die große englische Kolonie nunmehr heißt — hat das Volk drei jüdische Abgeordnete entsandt, darunter den Schwiegersohn des bekannten Gelehrten Schechter. Die bedeutende Mineindustrie und das durch diese zu gewaltiger Entwicklung gelangte Bankwesen der Stadt verdanken ihr Dasein zum großen Teile den Juden. Von den 60 000 Bewohnern Johannisburgs besteht mindestens ein Drittel aus Juden. Diese bezeugen auch das lebhafte geistige Bedürfnis ihres Stammes; sie haben ein Theater begründet, wo gute, von künstlerischen und ethischen Richtungen beherrschte Stücke von recht annehmbaren Schauspielern vorgeführt werden.

Auch die mohammedanische Welt geht entschlossen auf den Pfaden der Gerechtigkeit und Duldsamkeit voran. Ist es nicht wie ein Wunder, daß vor kurzem in der Türkei zwei Juden, die übrigens an der Rechtsfakultät von Konstantinopel regelrecht ihre Studien gemacht und beendet hatten, zu Richtern ernannt worden sind, und zwar in Beirut und in Jerusalem? Sie verstehen beide die hebräische Sprache. Ehemals durfte kein Nichtmuselman in die bewaffnete Macht aufgenommen werden; jetzt wurde der Jude Isaak Effendi Jessua zum Divisionschef im Kriegsministerium befördert. Die jüdischen Rekruten treten — recht im Gegensatze zu den Griechen — nicht nur mit Begeisterung in die Reihen des ottomanischen Heeres; ein großer Teil von ihnen hat auch ihre Besoldung ganz oder zum Teile dem Fonds zur Unterstützung der türkischen Flotte überwiesen.

In Jerusalem findet die dort weit überwiegende jüdische Bevölkerung, deren Mehrheit allerdings nicht aus türkischen Untertanen besteht, endlich eine ihrer Bedeutung einigermaßen entsprechende Vertretung. Die Gemeinderatswahlen endeten mit einem Siege der Juden, die unter den fünf neuen Stadträten drei der Ihrigen durchbrachten. Zwanzig Juden wurden in der dortigen städtischen Polizei angestellt. Kurz, die Juden nehmen an dem öffentlichen Leben im ottomanischen Reiche vollen Anteil.

Auch in der bisher von heftigstem islamitischen Fanatismus erfüllten alten Kalifenstadt Bagdad sind die Juden eifrige Anhänger des neuen konstitutionellen Systems, das ihnen Sicherheit und Gleichberechtigung verheißt. Sie ziehen aus dem alten Judenviertel in die besseren Quartiere der Stadt, nehmen europäische Kleidung und Sitten an und suchen ihren Kindern eine moderne Erziehung zu geben, indem sie doch die Reichssprache, die türkische, in ihre Familien einführen.

Das Verfassungsleben hat in dem anderen mohammedanischen Hauptstaate, in Persien, noch schwere

Kämpfe zu bestehen, deren Ausgang keineswegs sicher ist. Einstweilen widmen die Juden sich mit Eifer den neuen Einrichtungen, von denen sie auch für sich selbst viel Gutes erhoffen. Sie haben, der Verfassung entsprechend, einen eigenen Abgeordneten in das Parlament gewählt. Vor kurzem fand in Täbris, der wichtigsten Handelsstadt des Landes, die feierliche Eröffnung der ersten persischen Handelskammer statt; zu ihrem Präsidenten wurde ein ehemals ungarischer Israelit, Ludwig Grünberg, gewählt, der seit vielen Jahren sich um die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Persien und Europa die größten Verdienste erworben hat. Die Juden sind eben auch in diesem Reiche nützliche und schätzenswerte Bürger.

Nur zwei christliche Staaten haben das traurige und schimpfliche Vorrecht, die Juden noch in wahrhaft mittelalterlicher Weise zu mißhandeln: Rumänien und Rußland.

Rumänien setzt das Verfahren fort, die Juden durch Ausschließung von allen Arten produktiver Tätigkeit auszuhungern. Die Regierung hat an alle ihre Anstalten eine Verfügung erlassen, bei sämtlichen Arbeitsvergebungen rumänische Unternehmer den „fremden" vorzuziehen. Damit kein Zweifel darüber obwalte, daß unter den „Fremden" vorzüglich die Juden zu verstehen seien, betont die Verfügung ausdrücklich, daß „Fremde auch solche sind, die keine Rumänen sind, obwohl sie beim rumänischen Militär gedient haben!" In diesem Falle befinden sich alle dortigen Juden, mit Ausnahme der wenigen, die die Naturalisation erhalten haben.

Und nun erst Rußland! Von Beginn an hatten alle Einsichtigen und Sachkenner die Befürchtung gehegt, daß nach Niederwerfung der Revolution das rachsüchtige und lügnerische Beamtentum im Bunde mit den reaktionären und fanatischen Altrussen sich zunächst auf die Juden werfen und ihren Grimm an diesen kühlen werde, schon um solche als die eigentlichen Träger der Revolution zu brandmarken und dem ernüchterten russischen Volke

als Sündenböcke für alles jüngst Geschehene erscheinen zu lassen. Diese Besorgnis hat sich leider in vollem Maße bewahrheitet. Während das siegreiche Beamtentum mit Kerker, Sibirien, dem Galgen gegen alle Einzelnen wütet, die es irgendwie mit freiheitlichen Ideen behaftet glaubt — bis auf unmündige Jünglinge und Mädchen — wendet es doch allgemeine Unterdrückungsmaßregeln nur gegen die Juden an. So setzt es die Pogrom-Arbeit in unblutiger Weise, aber um so wirksamer fort.

Allerdings, das Osterfest ist ohne Pogrom vorübergegangen. Die Regierung, von der diese angebliche „Volksbewegung" ja ausschließlich abhängt, hatte ein Verbot an alle Provinzgouverneure erlassen. Und da infolgedessen die Behörden die Sache nicht in die Hand nahmen, blieb auch die Volksleidenschaft ohne Betätigung; die Volksseele kocht eben nur, wenn der Brand von den Beamten angelegt wird. Es ist ja auch viel weniger auffällig und erregt in dem „verfaulten Westen", in Europa und den Vereinigten Staaten, den man noch wegen der Staatsanleihen braucht, weniger Lärm, wenn man die Juden ohne Blutvergießen vernichtet.

Dazu trägt auch das Gesetz über die Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe bei, das die Duma im Juni 1910 angenommen hat. Wenn man weiß, daß die jüdischen Handwerker und Händler nur mit allergrößter Anstrengung den notwendigsten Lebensunterhalt erarbeiten, und daß sie durch die jüdischen Feiertage und Sabbate schon an vielen Tagen des Jahres zu feiern genötigt sind, so wird man begreifen, welch furchtbarer Schlag für sie ein Gesetz ist, das ihnen den Erwerb auch an den Sonntagen und den zahlreichen Festen der griechischen Kirche untersagt; für mehr als ein Drittel des Jahres sind die Juden damit zur Untätigkeit verurteilt. Das fällt für Menschen schwer ins Gewicht, die im strengsten Sinne des Wortes von der Hand in den Mund leben. Die gesamte Linke der Duma beantragte Milderungen zugunsten der Juden und Mohammedaner; ihre Vorschläge wurden aber mit 194 Stimmen gegen 101 abgelehnt.

Die Ausweisungen von Juden wurden mit frischen Kräften aufgenommen. Am lebhaftesten und umfassendsten wurden sie wieder in Kiew betrieben. Diese Stadt, in der Juden nur unter gewissen Bedingungen sich niederlassen dürfen: als Kaufleute erster Gilde, Akademiker, Handwerker, zieht doch immer wieder deren große Masse an, da die Stadt den Mittelpunkt des gesamten Verkehrs zwischen dem Nordwesten und dem Süden des ungeheuren Zarenreiches bildet. Die Polizei läßt eine Zeit lang gewähren, erhebt von den Unberechtigten einen starken Tribut und weist endlich alle diejenigen aus, die nicht mehr oder die überhaupt nicht zahlen können. Reiche, die starke Bestechungen geben können, werden von ihr in Ruhe gelassen. So hat sie vom Mai 1910 an wieder serienmäßige großartige Ausweisungen vorgenommen: im ganzen tausend Familien mit mehr als 5000 Seelen. Aehnlich ging es in Riga, Kasan, Woronesch, Torobecz, (Pleskower Gouvernement) und selbst in Moskau zu. Vergebens haben Angehörige aller Klassen der lokalen christlichen Gesellschaft gegen diese Gewaltmaßregeln protestiert. In Moskau erfand die Polizei eine in ihrer Raffiniertheit wahrhaft erstaunliche Variante: wenn selbst die Eltern wohnberechtigt seien, so doch nicht deren Kinder — und wies diese letzteren aus. Glücklicher Weise hat der Senat wenigstens dieser pharaonischen Grausamkeit einen Riegel vorgeschoben. Aus den Dörfern des Gouvernements Kjelzi wurden 800 Familien, die zum Teil dort seit unvordenklichen Zeiten ansässig waren, ausgetrieben; aus Turkestan sämtliche bulgarische, afghanische und persische Juden, 576 Familien. Der größte Teil aller dieser unglücklichen Opfer verläßt für immer den ungastlichen Boden des barbarischen Reiches — und das war wohl der hauptsächlichste Zweck dieser ganzen Veranstaltung.

Ein barbarisches Reich! Die stärkste Erläuterung dazu bildet der Umstand, daß man arme Kranke und Leidende, wenn sie „Hebräer“ sind, selbst aus Spitälern, Luftfrischen und Kurorten verbannte, auch wenn sie schon die Miete für den ganzen Sommer vorausbezahlt

hatten. Ohne jede gesetzliche Handhabe ist den Juden der Aufenthalt in den baltischen Seebädern, mit Ausnahme von Dubbeln, verboten.

Was soll man aber dazu sagen, daß der Senat überhaupt alle Sommerfrischen innerhalb des Ansiedlungsrayons selbst den Juden verschlossen hat unter dem Vorwande, daß sie ja dort nicht auf dem Lande wohnen dürften. Sogar aus Landhäusern, die dicht vor den Toren der Städte liegen, werden die Juden vertrieben. Der Besuch des sibirischen Badeortes Schiro wurde ihnen untersagt; infolge davon sank die Frequenz dort von 2000 Gästen auf 200.

Ebenso wie man örtlich die Juden immer mehr einzuengen sucht, so auch dem Berufe nach. Ein Erlaß des Verkehrsministers befiehlt die Säuberung der Eisenbahnverwaltung von allen „nichtrussischen“ Elementen an. Daraufhin mußte auch der Direktor der Südwestbahn, Wirklicher Staatsrat M. Abramsohn, einer der anerkanntesten Eisenbahningenieure Rußlands, seine Entlassung nehmen. Es ist anzuerkennen, daß der Justizminister nicht ganz so weit ging wie sein Kollege; er erließ eine Verordnung, nach der innerhalb des Ansiedlungsrayons nur 35, außerhalb desselben nur 20% der Rechtsanwälte Juden sein dürfen. Die jüdischen Advokatengehilfen wurden von der Tätigkeit an den Gerichten ausgeschlossen. In die Feldscheerschulen sollen nur 10% Juden aufgenommen werden.

Ueberhaupt gilt der Feldzug der russischen Machthaber gegen die Juden, die freilich viel wehrloser sind, als die Japaner, dieses mal in erster Linie der jüdischen Intelligenz. Früher, unter Alexander II. und sogar unter Nikolaus I., hat man sie mit aller Macht begünstigt und zu entwickeln gesucht; jetzt bekämpft man sie, aus Furcht, sie könne sich der russischen Intelligenz überlegen erweisen. Man untersagt Fortbildungskurse für jüdische Lehrer in Wilna. Man nimmt in die Architektenabteilung der Petersburger Kunstakademie nur noch drei Prozent, in die Malereiklassen gar nur zwei Prozent

2

Juden auf. In den Handelsschulen, an denen auch allgemeine Fächer gelehrt werden, konnten die Juden bisher in unbeschränkter Anzahl Aufnahme finden; nun ist auch hier die Prozentbeschränkung angeordnet worden, was die Schließung der meisten dieser Schulen zur Folge haben wird. Die große Bewegung der Gründung jüdischer Literaturvereine findet an vielen Orten Widerstand von seiten der Verwaltungsbehörden. Die schlimmste Gewalttat aber ist die Vernichtung der von den Juden selbst begründeten, mit Zustimmung und unter Aufsicht der Regierung verwalteten Gymnasien und Realschulen. Das Kultusministerium hat nämlich befohlen, daß in Zukunft auch in diesen Anstalten der Besuch der jüdischen Kinder auf den berüchtigten Prozentsatz herabgesetzt werde. Selbstverständlich haben die Israeliten keinerlei Veranlassung, Schulen zu unterhalten, auf denen mindestens neunzig Prozent Andersgläubiger lernen — und so werden diese Schulen verschwinden, das in ihnen angelegte Kapital ist verloren, das Lehrerpersonal brotlos, und tausende von Kindern müssen des höheren Unterrichts entbehren. Eine tückischere und brutalere, allem Rechte und aller Billigkeit lauter Hohn sprechende Vergewaltigung ist wohl nie dagewesen. Man unterdrückt das Bildungsstreben der Juden ebenso wie ihre Bemühungen, sich dem Ackerbau zu widmen, und dann wirft man ihnen ausschließlichen Schachergeist vor.

Was will es dagegen besagen, daß der Zar einzelne Juden mit Ordensauszeichnungen oder Rangerhöhungen beglückt?

Trotz aller Demütigungen und Mißhandlungen aber bleiben die russischen Juden ihrem Glauben treu. Ja, noch mehr; im Jahre 1909 sind dort nicht weniger als 400 getaufte Juden zum Bekenntnis ihrer Väter zurückgekehrt, trotz aller materiellen und moralischen Nachteile, das dieses ihnen bringt. Es wird den Feinden des Judentums wahrlich nicht gelingen, unsere Religion zu vernichten!

Die innere Entwickelung der Judenheit in Rußland läßt freilich viel zu wünschen übrig.

Gesetzlich muß, seit Nikolaus I., jeder Rabbiner sechs Gymnasialklassen durchgemacht und ein entsprechendes Zeugnis erlangt haben. Diese „Kronrabbiner" besitzen aber keinen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen, und das ist um so erklärlicher, als man sie, bei dem Mangel theologisch und zugleich allgemein wissenschaftlich ausgebildeter Kandidaten, aus der Zahl der Rechtsanwälte, Zahnärzte und dergleichen ergänzt. Die Heranziehung von Rabbinern aus dem Auslande ist verboten. Die wirklichen geistlichen Führer der Gemeinden sind die aus den Jeschiboth hervorgegangenen, fast gänzlich ungebildeten Rabbis. Um diesem schweren Uebelstande abzuhelfen, berief die Regierung eine sogenannte Rabbinerkommission, die durch Wahl gebildet wurde. Da aber jüdische Gemeinden in Rußland überhaupt nicht vorhanden sind, sondern nur „Bethäuser" mit deren Getreuen, ließ man die Wähler zur Kommission durch die einzelnen Bethäuser ernennen. So ergaben die Wahlen ein bedeutendes Uebergewicht der streng Konservativen. Einige Fortschrittliche wurden in den großen Städten ernannt: wie in Petersburg Baron David Günzburg, der den Vorsitz in der Kommission erhielt, Staatsrat Poliakow in Moskau. Die Fortschrittlichen widersetzten sich den allzu einseitigen Forderungen der Orthodoxen, und so gelangte die Kommission nur zu schwächlichen und wenig aussichtsreichen Kompromissen. Sie sprach sich für die Einrichtung staatlich anerkannter Zwangsgemeinden aus, denen die Verwaltung der religiösen, Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten unterstehen soll, und die ihre Ausgaben durch von allen ihren Mitgliedern zu zahlende Kultussteuer zu decken befugt sind. Die Rabbiner sollen durch Wahl der Gemeinden erkoren werden, ohne Rücksicht auf ihre allgemeine Bildung; sie haben der Regierung gegenüber keine andere Verpflichtung, als die Kenntnis der russischen Sprache. Also im Grunde die alten Jeschiboth-Rabbis, ein schweres Hindernis für jede Kulturentwickelung unter den Israeliten.

Eine erfreulichere Zukunft für deren materielles Dasein scheint der Antrag von 166 Duma-Abgeordneten zu ver-

sprechen, unter denen sich außer der Linken auch 25 Führer der Mittelpartei — Oktobristen — befinden: die Grenzen des Ansiedlungsrayons für die Juden aufzuheben und diesen die Freizügigkeit im ganzen Reiche zu gewähren. Die Annahme dieses Antrages durch die Duma und die Regierung würde das ärgste Hindernis einer glücklicheren Gestaltung der jüdischen Verhältnisse in Rußland beseitigen. Indes ist bei der Stimmung der Regierung und ihrer Getreuen in der Duma auf ein Gelingen nicht zu hoffen. Der Antrag wird wahrscheinlich in der Kommission begraben bleiben und das Licht des Tages nicht wieder erblicken.

Jedenfalls ist es ein gutes Anzeichen für die Zukunft, daß selbst in dieser reaktionären Volksvertretung beinahe die Hälfte der Abgeordneten das unverschuldete entsetzliche Elend ihrer jüdischen Mitbürger anerkennt und seine Beseitigung anstrebt. Dadurch wird die beinahe ganz entschwundene Hoffnung, es könnten sich die Dinge für jenen größten Teil unserer gesamten Glaubensgemeinschaft doch einmal besser gestalten, wieder einigermaßen erweckt. Möge solche Hoffnung nicht zu Schanden werden.

Literarische Jahresrevue.

Von Simon Bernfeld.

Der Wissenschaft des Judentums ergeht es sichtlich wie dem Judentum selbst. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, unter denen sie entstanden ist und sich entwickelt hat, erhebt sie sich immer mehr in ihrem Universalismus zu einem kulturgeschichtlichen Faktor. Ehedem wurde sie als eine „Winkelwissenschaft" in gewissen Kreisen kaum beachtet; sie hatte schwer darum zu ringen, bevor sie von den Juden selbst die ihr gebührende Anerkennung fand. Heutzutage gibt es kaum eine wissenschaftliche Disziplin, von den exakten Wissenschaften abgesehen, die nicht mit der Wissenschaft des Judentums in engerer oder loser Beziehung steht. Ja, selbst in Bezug auf die exakten Wissenschaften muß man, wenn man ihre geschichtliche Entwickelung in Betracht zieht, auf die Wissenschaft des Judentums zurückgreifen, um die Darstellung nicht lückenhaft zu gestalten. Wer kann heute eine Geschichte der Astronomie und der Mathematik schreiben ohne der Arbeiten zu gedenken, die jüdische Astronomen und Mathematiker geleistet haben? Ich gehöre nicht zu denjenigen, die Manches, wenn ich mich so ausdrücken darf, geradezu an den Haaren herbeiziehen, um es mit dem Judentum in irgendwelche Beziehung zu bringen. Es erscheint mir dies, im Gegenteil, oft kleinlich und unzuläßig. Aber der Einfluß der jüdischen Geistesarbeit ist so groß und so umfassend, daß man zu solchen kleinen und kleinlichen Mitteln garnicht zu greifen braucht, um der Wissenschaft

des Judentums den ihr gebührenden Platz in der universellen Geschichte des Geisteslebens anzuweisen. Diejenigen, die sich von dieser Wissenschaft und ihren Ergebnissen fernhalten, schaden nur sich selbst und der Sache, der sie dienen wollen.

Vor einigen Jahren las ich ein jüdisches wissenschaftliches Buch, in hebräischer Sprache geschrieben. Ich meine das viel besprochene, viel geschmähte und viel gelobte, jedenfalls aber sehr beachtenswerte „Dorot ha-rischonim“ des Isaak Halevy. An einer Stelle wird auf eine geschichtliche Notiz in dem palästinischen Talmud hingewiesen, aus der klar hervorgeht, daß Kaiser Diokletian Palästina besucht hat. Vor etwa einem halben Jahrhundert bildete diese Tatsache den Gegenstand einer lebhaften Kontroverse zwischen Theodor Mommsen und den anderen Geschichtsforschern. Wenn Mommsen das gewußt hätte! Wenn er überhaupt im talmudischen Schrifttum, an dem noch heutzutage manche Forscher mit einer Scheu vorbeigehen, nach geschichtlichen Quellen gesucht hätte! Von jüdischer Seite geschieht dies ja seit den bahnbrechenden Arbeiten Rapaports mit großem Eifer. Aber noch immer kann man sich nicht dazu entschließen, der Wissenschaft des Judentums die volle Gleichberechtigung zu gewähren. Und selbst wenn man dies im Prinzip tut, geht es ihr wie vielfach dem jüdischen Volksstamm. Die gesetzliche Gleichstellung wird ausgesprochen, weil man nicht anders kann; aber im gesellschaftlichen Leben herrschen noch so viele unfreundliche Vorurteile gegen die Juden, gegen das Judentum und auch gegen die Wissenschaft des Judentums.

Heinrich Grätz hat seine großangelegte „Geschichte der Juden“ mit einer Aeußerung abgeschlossen, aus der hervorgeht, daß man vor mehr als vierzig Jahren die bürgerliche Emanzipation der Juden als bereits erkämpft betrachtete. Nun hieß es, auch die Anerkennung des Judentums zu erringen. „In West- und Mitteleuropa bis an die Grenzen Rußlands und bis an das Gebiet des Papsttums (diese Worte sind zu einer Zeit niedergeschrieben worden, wo die weltliche Herrschaft des Papstes

noch bestand) sind die Fesseln für die Juden gefallen. Die Freiheit ist für sie errungen, sie selbst scheinen als Wächter derselben eingesetzt; die Erringung der Gleichheit und Brüderlichkeit steht noch bevor. Die Anerkennung der Juden als vollberechtigte Glieder ist bereits so ziemlich durchgedrungen; die Anerkennung des Judentums aber unterliegt noch schweren Kämpfen".

Der Historiker hat noch die schwere Enttäuschung erlebt hinsichtlich der bürgerlichen Gleichstellung der Juden nicht nur in Rußland, sondern auch in West- und Mitteleuropa. Auch das Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit ist in den letzten drei Jahrzehnten nicht gefördert, sondern im Gegenteil stark zurückgedrängt worden. Hingegen scheint mir die Anerkennung des Judentums Fortschritte gemacht zu haben, was im Wesentlichen der Wissenschaft des Judentums zu verdanken ist. Da sind wir nicht auf den politischen Parteikampf und auch nicht auf den politischen Parteiegoismus angewiesen. Wir haben nicht die gesetzgebenden Faktoren in Bewegung zu setzen, und auch die Launen der mächtigen Autokraten verfehlen ihre Wirkung im Reiche des Geistes. Die Wissenschaft des Judentums verläßt das Ghetto, in das sie durch das Uebelwollen einflußreicher Kreise gesperrt worden ist, um in freier Bewegung und in lichtvoller Behandlung immer mehr den Universalismus des Judentums selbst zu erlangen. Was Juden auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften geschaffen haben, gehört der zivilisierten Menschheit an. Es wird sich seinen Platz erobern, gleichviel ob man dies will oder nicht. Gerade in unserer Zeit sind Probleme entstanden, die die Gemüter aufs lebhafteste beschäftigen, und diese Probleme können nicht ihre richtige Lösung finden ohne genaue Kenntnis des Judentums. Ich hoffe sogar bestimmt, daß auch für uns Juden in der Erforschung des Judentums eine neue, bessere Zeit hereinbrechen wird. Zweifellos haben wir bisher einen großen Teil unserer geistigen Kräfte in der Polemik verbraucht, in der Abwehr unberechtigter Angriffe auf das Judentum und

in dessen apologetischer Behandlung. Aber die echte Wissenschaft sucht lediglich die objektive Wahrheit und hat gar keine Tendenz. Wenn erst die Angriffe auf das Judentum aufhören werden — ich meine die sogenannte „wissenschaftliche“ Feindseligkeit —, so wird auch aus unseren wissenschaftlichen Schriften der gereizte und verärgerte Ton verschwinden. Es gibt noch immer viele Schichten des Judentums, die nur von jüdischen Gelehrten erforscht werden können. Allerdings ist es unser Wunsch, daß auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung jede konfessionelle und nationale Schranke beseitigt werde. Die Wahrheit kennt solche Unterschiede nicht und darf sie nicht kennen. Wenn somit christliche Gelehrte an die Erforschung des „Spätjudentums“, wie der neueste Modeausdruck lautet, d. h. an die Erforschung des Judentums in nachchristlicher Zeit, gehen würden, dürfte dies uns nur sehr willkommen sein. Einige Anfänge sind nach dieser Richtung hin in der letzten Zeit gemacht worden, und insofern sie der Wissenschaft dienen, finden sie auch unsere dankbare Anerkennung. Solche Arbeiten, wenn sie objektiv und gediegen sind, dienen nicht etwa dem Judentum, sondern der menschlichen Erkenntnis. Indessen wird es voraussichtlich noch lange dauern, bis das ganze reichhaltige Material von christlichen Gelehrten beherrscht sein wird. An jüdischen Forschern liegt es noch immer, die nötigen Vorarbeiten in strengster Exaktheit zu schaffen. Das schließt natürlich nicht aus, daß von jüdischer Seite auch etwas Ganzes und Vollendetes ins Leben gerufen würde. Nur ist die Freilegung und Sichtung des Materials eher zu hoffen und zu erwarten, weil sie ein gediegenes Wissen und ehrliche Forscherarbeit voraussetzt, während große wissenschaftliche Schöpfungen noch an andere Bedingungen geknüpft sind.

Es ist dies ein Punkt, der nach meinem Dafürhalten größere Beachtung erheischt. Die Wissenschaft des Judentums hat, auch rein äußerlich genommen, einen Umfang erreicht, daß sie von einem einzelnen Forscher kaum übersehen, geschweige denn beherrscht werden kann. Sogar einzelne Zweige dieser Wissenschaft sind zu Universal-

wissenschaften geworden. Kommen wir beispielsweise zu der Geschichte der Juden, für die noch immer mit Recht das größte Interesse vorhanden ist. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein richtiges Verständnis für die jüdische Geschichte, die nach unseren Begriffen auch eine Kulturgeschichte sein muß, nur durch die Beherrschung des gesamten geschichtlichen Materials und aller Vorgänge auch des Geisteslebens des jüdischen Volkes möglich ist. Eine weitere Forderung ist auch die Erforschung des Wirtschaftslebens der Juden zu allen Zeiten und an allen Orten. Daraus ergibt sich aber die Verschiedenartigkeit der einzelnen Bestandteile der Geschichte der Juden und des Judentums, die sehr weit auseinander liegen. Für das Verständnis der jüdischen Geschichte ist die assyriologische Forschung nicht minder wichtig als die auf dem Gebiete des Hellenismus; die Geschichte des gaonäischen Zeitalters, in das die Entstehung des Karäertums fällt, spielt auf ganz anderem Boden als die der Blüte der jüdischen Religionsphilosophie. Schon die Vielseitigkeit der rein philologischen Forschung, durch die man erst an die Prüfung des Quellenmaterials herangehen kann, bietet für die Historiker große Schwierigkeiten. Das sind Arbeiten, die von einem Einzelnen gar nicht mehr geleistet werden können, und es zeigt sich immer deutlicher die Notwendigkeit, fremde Vorarbeiten benutzen zu müssen. Die Teilung der Arbeit ist übrigens auf anderen wissenschaftlichen Gebieten schon lange durchgeführt worden, und sie wird auch in der Wissenschaft des Judentums erfolgen müssen. Um so sorgfältiger und ins Einzelne gehend werden die Spezialforschungen ausfallen. Ich glaube nun, daß man der Bibliographie, die in der letzten Zeit bei uns nicht genügende Beachtung gefunden hat, mehr Aufmerksamkeit zu widmen haben wird. Auch da wird man an eine Teilung der Arbeit gehen, da zur Zeit eine erschöpfende und vollständige Bibliographie (und nur bei gesicherter Vollständigkeit erreichen solche Arbeiten ihren Zweck) auf allen Gebieten der Wissenschaft des Judentums nur vom Fleiß gemeinsam arbeitender Fachmänner zu erwarten ist.

Eine große Schwierigkeit in der Beherrschung der Wissenschaft des Judentums, in ihrem heutigen Umfang, liegt auch in der Vielsprachigkeit der Forschung. Als vor nicht ganz hundert Jahren die moderne Wissenschaft des Judentums begründet wurde, waren es vornehmlich zwei Sprachen, die hebräische und die deutsche, in der alles geschrieben wurde, was sich auf diese Forschungen bezog. In anderen Sprachen erschien derartiges nur äußerst selten. In der deutschen Sprache ist fast alles niedergelegt, was zu den klassischen Schöpfungen der Wissenschaft des Judentums zählt. Neben diesen Schriften ist auch manches sehr Wichtiges hebräisch geschrieben worden. Im Laufe der Jahre aber sind neben der hebräisch-wissenschaftlichen und deutsch-wissenschaftlichen Literatur noch anderssprachige wissenschaftliche Literaturen entstanden, die für die Wissenschaft des Judentums von der größten Wichtigkeit sind. Insbesondere ist es jetzt die englische Sprache, in der viele gediegene jüdisch-wissenschaftliche Forschungen niedergelegt sind. Dazu kommen aber auch die französische, italienische und neuerdings sogar die ungarische und die russische Sprache, deren Kenntnis in Westeuropa nur sehr selten anzutreffen ist. Ein großer Teil der modernen jüdischen Geschichte spielt in den Ländern der Slaven, und in slavischen Sprachen (in der polnischen und russischen) sind viele wichtige Geschichtsquellen vorhanden, die erst erschlossen werden müssen. Auch sonstige Dokumente des jüdischen Geisteslebens sind in diesen Sprachen abgefaßt und liegen in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen zerstreut. Die Archive, aus denen diese Dokumente langsam entnommen werden, sind noch lange nicht alle freigegeben, wie auch viel handschriftliches Material in den weitgelegenen Bibliotheken aufgehäuft liegt und nur allmählich publiziert werden kann. Ein Ueberblick über alle Erscheinungen auf den Gebieten der Wissenschaft des Judentums, der alles Wichtige und Wissenswerte berücksichtigt, muß daher fast alle Literaturen der europäischen Hauptsprachen umfassen. Dazu kommt noch der Umstand, daß nicht bloß Schriften, die sich mit der Wissenschaft des Judentums unmittelbar befassen,

erwähnt zu werden verdienen, sondern häufig auch andere Werke, die gelegentlich auch das jüdische Gebiet streifen. Solche enthalten mitunter im Rahmen einer allgemeinen Forschung manche sehr wichtige Belehrung über Juden und Judentum.

Im letzten Berichtsjahr ist, was ich gleich hervorheben möchte, auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft des Judentums sehr fleißig gearbeitet worden. Ein bestimmter Plan lag dieser Arbeit natürlicherweise nicht zugrunde. In der Gelehrtenrepublik herrscht vollständige Freiheit und weitgehende Ungebundenheit. Eine gewisse Gesetzmäßigkeit bietet nur das allgemeine Interesse; ich möchte beinahe sagen, die herrschende Mode. Denn daß auch in der Wissenschaft das Interesse oft abwechselt, ist eine längst anerkannte Tatsache. Das religiöse Problem unserer Zeit hat das Interesse für religionsgeschichtliche Studien geweckt, und damit ist zum großen Teil auch das für reine Altertumskunde verbunden. Alles, was mit diesen Fragen in irgendwelcher Verbindung steht, gehört nahezu zu den wissenschaftlichen Tagesfragen. Eine eigentümliche Erscheinung der letzten Zeit ist die sehr eifrige und oft auch durchaus wertvolle Mitarbeiterschaft, die diesen Forschungen von katholischen Gelehrten und Geistlichen zuteil wird. Man wird diese Mitarbeiterschaft bei objektiver Betrachtung als erfreulich bezeichnen, denn sie hat zweifellos ihr Gutes. Die katholischen Forschungen und populär-wissenschaftlichen Abhandlungen, die der Religionsgeschichte, der Bibelwissenschaft, der älteren jüdischen Geschichte und dem diesen Disziplinen Verwandten gewidmet sind, zeichnen sich in der Regel durch große Besonnenheit und Vorsicht aus. Angesichts des Umstandes, daß die Hypothese und die waghalsige Konjektur auf diesem Gebiete einen nur allzu breiten Raum einnehmen, ist es immer gut, wenn von einer andern Seite zu ruhiger Ueberlegung gemahnt wird. Man kann aber nicht behaupten, daß in dieser Schule nicht Wissenschaft gelehrt werde. Es wird da sehr häufig sehr Gediegenes geboten, das noch den Vorzug hat, daß es sicher und unanfechtbar dasteht.

Das biblische Schrifttum steht noch immer im Vordergrund der religionsgeschichtlichen Studien. Es bleibt die Quelle des religiösen Lebens, und mehr denn je ist unsere Zeit damit beschäftigt, dieses große Buch nach allen Seiten zu durchforschen. Nach verschiedenen Irrungen und Wirrungen, nachdem es eine Zeit lang Mode war, die biblische Geschichte mit Mißtrauen zu behandeln und auch den religiösen Inhalt der biblischen Bücher herabzusetzen, ist man jetzt auch in protestantisch-freisinnigen Kreisen zu einer objektiven und gerechten Würdigung dieses Schrifttums gelangt. Die Bibel hat die Krisis der kritischen Untersuchung nicht nur überdauert, sondern sie ist gerade im Licht der modernen Forschung zu einer höheren Wertschätzung gelangt. Die hyperkritische Schule, die mit den wunderlichsten Hypothesen operiert, verliert immer mehr an Boden. Von den neuesten Erscheinungen des letzten Jahres sind hervorzuheben: Die Biblia Hebraica von Kittel, die nunmehr in 2. Auflage erschienen ist; „Einleitung in das Alte Testament" von E. Sellin; „Einführung in die biblischen Bücher" (Altes Testament) 1. Heft: die fünf Bücher Moses und das Buch Josua von E. Huehn; „Das Alte Testament im Lichte modernistisch-katholischer Wissenschaft" von Th. Engert. Diese letzte ist eine populäre Schrift über verschiedene biblisch-kritische Fragen, die das Mißfallen der katholischen Kirche gefunden hat. Wenn sie auch nichts Neues enthält, so sind in ihr doch die bekannten bibel-kritischen Einzelheiten gemeinverständlich zusammengefaßt. Eine ganz neue Methode in der Behandlung des biblischen Schrifttums wendet Hugo Greßmann in seinem Buche an: „Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels" (von Samuel bis Amos und Hosea), die er übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen hat. Diese Arbeit ist für gebildete Laien bestimmt oder auch für Geistliche, die nicht in streng wissenschaftliche Bibelforschungen eindringen wollen. Es werden da die Hauptpartien der in Betracht kommenden biblischen Bücher geboten, nicht aber in der kanonischen Reihenfolge, mit Weglassung solcher Stellen,

die nicht in den Zusammenhang hineingehören. Dabei verfährt der Verfasser nach der Methode der modernen Textkritik, von der er den ausgiebigsten Gebrauch macht. In Kürze kann man nicht über alle Einzelheiten dieses eigenartigen Werkes urteilen; die Bibelforschung wird sich jedenfalls damit beschäftigen müssen. Es sei noch erwähnt, daß dies Buch, der ersterschienene Band einer großen Sammlung ist, die von nahmhaften Gelehrten, unter dem Titel „Die Schriften des Alten Testaments", herausgegeben wird. Ferner sind auf diesem Gebiete zu erwähnen: R. Kittel: „Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen"; die sehr lesenswerte und belehrende Schrift „Das Alte Testament im Lichte der altorientalischen Forschungen" von J. Nikel (Heft 2 u. 3) — die sicheren Ergebnisse der neuen Forschungen auf diesem Gebiete sind hier übersichtlich ohne Tendenz und mit erfreulicher Vorsicht dargestellt. Außerdem noch J. Adams, „Israels Ideal; or, Studies in Old Testament Theology;" B. H. Alford, „Old Testament History and Literature"; L. S. Landersdorfer, „Bibel und die südarabische Altertumsforschung" — die zuletzt erwähnte Schrift, eine populär-wissenschaftliche Darstellung über die ernste Wendung in der Bibelforschung, die sehr beachtenswert ist. In der letzten Zeit hat der panbabylonische Enthusiasmus, der seit den bekannten „Babel und Bibel"-Vorträgen grassierte, wesentlich nachgelassen. In jenen Kreisen, wo man wirklich Wissenschaft pflegt und nicht auf Sensationen ausgeht, ist man zu einer kritischen Sichtung der gewonnenen Ergebnisse geschritten, wobei sich vieles als unhaltbar erwiesen hat. Die Sammlung arabischer Inschriften des jüngst verstorbenen Arabisten Glaser hat nicht wenig dazu beigetragen, neues Licht auf verschiedene dunkle Partien des biblischen Schrifttums zu werfen. Landersdorfer hat in seinem Buche die gewonnenen Resultate mit großem Geschick zusammengestellt. Vom katholischen Standpunkt beleuchtet A. Schmitt die Frage „Bibel und Naturwissenschaft", in einer populären Darstellung, in der die Angriffe der Naturwissenschaftler auf die heilige Schrift zurückgewiesen werden. In größerem

Stil behandelt dasselbe Thema die Schrift: „Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen", ein Handbuch moderner Forschung in Verbindung mit Otto Hamann und Karl Hauser herausgegeben von Johannes Riem. Es ist dies ein Buch, daß viel ernster zu nehmen ist als ähnliche apologetische Schriften, da an ihm bewährte Fachmänner gearbeitet haben. Die Ausführungen in naturwissenschaftlicher Hinsicht stehen auf der Höhe der modernen Forschung, die Fachliteratur bis in die letzte Zeit hinein berücksichtigend. Das Buch gehört zu den besten und wirksamsten auf diesem Gebiete, und die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und fesselnde Schilderung der Naturvorgänge aus. Selbst wenn man nicht in allen Einzelheiten mit den Ansichten der Verfasser übereinstimmt, wird man aus dieser Schrift viele ernste Anregungen schöpfen. — Die „Chronologie der biblischen Urgeschichte" behandelt S. Euringer in einer besonderen Schrift. Von P. Karge ist erschienen „Die Geschichte des Bundesgedanken im alten Testament" (bisher gedruckt 1. Hälfte, 1. Teil: Die religionsgeschichtliche Möglichkeit des Sinaibundes; 2. Teil: Der Bundesgedanke in den altisraelitischen Geschichtswerken.) Diesem Buch verwandt ist die Schrift „Der Geist Gottes und die verwandten Erscheinungen im Alten Testament und im anschließenden Judentum" von P. Volz.

Von kritisch-exegetischen Werken, die im letzten Berichtsjahr erschienen sind, haben wir zu erwähnen: „Essays in Pentateuchal Criticism" von H. M. Wiener; „History of Old Testament criticism" von A. Duff; „Researches in Biblical Archeology" (Bd. 2: The historical Exodus) von O. A. Toffteen; „Stories from the Old Testament" von E. M. Buxton; „Old Testament history, from the bird of Samuel to the death of David" von J. M. Hardwich und H. C. White. Von H. Gunkel's „Genesis" ist bereits die 3. Auflage erschienen; ferner in englischer Sprache von J. Skinner „A critical and exegetical Commentary on Genesis". In dieses Gebiet gehört auch die Studie „Abraham, Isaak und Jakob" von W. Lotz; „Die babylonische Kosmo-

gonie und der biblische Schöpfungsbericht“ von A. Kirchner. Diese Schrift gibt sich als ein Beitrag zur Apologie des biblischen Gottesbegriffes und sie setzt sich sehr verständig und überzeugend mit jenen Arbeiten auseinander, die die Schöpfungserzählung durchaus als ein Plagiat aus dem bekannten babylonischen Schöpfungsepos hinstellen wollen. Wenn auch etwas verspätet, da der Panbabylonismus zusehends aus der Mode kommt, ist doch die Lektüre dieses Büchleins zu empfehlen, da es sehr beachtenswerte Gesichtspunkte aufstellt. Dasselbe Thema behandelt M. Pussama in seinem Schriftchen „Système cosmogonique d'accord avec le récit biblique“. H. Hilprecht gibt in seiner Schrift „Der neue Fund zur Sintflutgeschichte“ einen wertvollen Beitrag zu diesen Forschungen. Nach seiner Auffassung haben wir es hier mit einem sehr alten Dokument zu tun, das noch aus der Zeit vor Hammurabi stammt. Wenn sich dies bestätigen sollte, was allerdings eine noch heftig umstrittene Frage ist, wird dieser Fund geradezu eine Umwälzung in der Forschung über das Sintflutepos herbeiführen. Von den „Alttestamentlichen Studien“ B. D. Eerdmanns' ist der 3. Teil (Das Buch Exodus) erschienen. Eine sehr gründliche und die gesamte einschlägige Literatur mit großem Fleiß behandelnde Arbeit ist das größere Werk „Deuteronomium, eine literatische Untersuchung“ von A. F. Puuko. Der Verfasser beschäftigt sich eingehend mit der Frage des Thorafundes im Zeitalter Josijas, die er kritisch beleuchtet. Eduard König, der bekannte konservative Bibelforscher, setzt sich in seinem Buch „Das alttestamentliche Prophetentum und die moderne Geschichtsforschung“ recht lebhaft mit den Vertretern der Assyriologie und den heutigen Geschichtsschreibern auseinander. Wenn er auch in manchen Einzelheiten vielleicht zu weit geht, so hat er unzweifelhaft recht, indem er das Haltlose in der Darstellung des Prophetentums durch die meisten Assyriologen nachweist, die in der Jagd nach Konjekturen und sensationellen Hypothesen geradezu Unglaubliches leisten. In manchem allgemeinen Geschichtswerk, das für die Laienwelt bestimmt ist, sind Be-

hauptungen in die Welt gesetzt und als feststehende Tatsachen behandelt worden, die sich bei objektiver kritischer Beleuchtung als unmöglich erweisen. Die Schrift Königs bedeutet einen Ruf nach einer Kritik der Bibelkritik; sie verdient gewiß weitgehende Beachtung. — Von Leimbach ist erschienen: „Das Buch des Propheten Jesajas". Von J. A. Mesnard erschien „Les Tendences apocalyptiques chez le prophète Ezechiel". Die verdiente Gesellschaft „Mekize Nirdamim" (zuerst begründet von L. Silbermann in Lyck und dann länger als 20 Jahre mit großem Erfolg fortgeführt von A. Berliner) ist erfreulicher Weise wieder zum Leben erwacht. An ihrer Spitze steht jetzt Prof. Simonsen in Kopenhagen, und gleich der 1. Jahrgang der neuen Folge hat wertvolle Publikationen aus Handschriften aufzuweisen. Ich erwähne hier im Zusammenhang die für die Bibelkunde wichtige Schrift: „Kommentar zu Ezechiel und den 12 kleinen Propheten des Elieser aus Beaugency" herausgegeben und literargeschichtlich eingeleitet von S. Posnanski (Lief. I: Ezechiel). — B. Duhm veröffentlichte „Die zwölf Propheten", übersetzt in dem Versmaß der Urschrift; von O. Procksch sind „Die kleinen Prophetenschriften vor dem Exil" (Hosea, Amos, Micha, Nahum, Habakuk, Sephanja) erschienen. Einzelne Schriften über die kleinen Propheten sind erschienen: E. Lockert, „Le prophète Amos". Zum Gebrauch für Studierende haben J. Meinhold und H. Lietzmann das Buch „Der Prophet Amos" herausgegeben in der Ursprache und in der griechischen Uebersetzung mit allen textkritischen Varianten; es ist dies eine nützliche und für Anfänger auf dem Gebiete der Bibelforschung recht brauchbare Ausgabe, die auf die anderen biblischen Schriften ausgedehnt zu werden verdient. J. Lippl gibt in der Schrift: „Das Buch des Propheten Sophonjas" eine gründliche Forschung nicht nur über dies biblische Buch selbst, sondern auch über dessen Zeitalter, insbesondere über die Episode der Skytheneinfälle in Palästina, auf die sich der Prophet Sephanja zweifellos bezieht. Die Arbeit ist als durchaus gediegen zu bezeichnen, als ein

wertvoller Beitrag zur Bibelforschung und zur biblischen Zeitgeschichte. Ferner möchte ich noch hinweisen auf das in französischer Sprache erschienene Buch von E. Besson „Introduction au prophète Sophonie". Von J. W. Rothstein ist erschienen: „Das Nachtgesicht des Sacharja".

Die Psalmforschungen erfahren eine Bereicherung in der Schrift von G. Müller: „Studien zum Text der Psalmen"; ferner R. Schultze: „Fünfzig Psalmen in poetischer Verdeutschung" und die kritischen Untersuchungen von Th. Nunns: „The Psalms and their makers." Ein exegetisches Werk des bekannten spanischen Talmudisten Jona Gerundi, seinen hebräischen Kommentar zu den „Sprüchen", der mehr ethisch gehalten ist, hat A. Löwenthal herausgegeben. Auf demselben Gebiet beschäftigt sich das nachgelassene Werk von R. Cornely: „Commentarius in librum Sapientiae", das F. Zorell herausgegeben hat. H. Gärtner veröffentlicht eine „Studie über den dramatischen Charakter des Buches Hiob und die Tendenz desselben". Von den philosophisch-exegetischen Schriften des losen Spötters Immanuel Romi (Immanuel b. Salomo), die, was man diesem Autor nicht zutrauen möchte, recht ernst gehalten sind, hat S. W. Eschwege den Kommentar zum Hohenlied als einen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Bibelexegese herausgegeben. J. E. Dawson publizierte „Lenten readings on the Book of Ruth". Von T. W. Davies ist erschienen: „Ezra, Nehemiah and Esther", von Raphael Breuer: „Die fünf Megilloth" (5. Teil: Esther); von Ch. C. Torrey: „Ezra Studies"; von J. Theis: „Geschichtliche und literarkritische Fragen in Esra 1—6". Einen „Critical and exegetical Commentary on the books of Chronicles" lieferten E. L. Curtis und A. A. Madsen. Dazu gehört noch die Ausgabe der Targumim unter dem Titel: „Die aramäische Bibel-Version (Targum)" von der Band I (der Targum Jonathan ben Uzijel und Targum Jerusalmij zu Genesis) erschienen ist, durch M. Altschüler.

Von Studien über die jüdischen Apokryphen sind zu erwähnen: „The Ethics of Jewish Apocryphal

Literature" von H. M. Hughes und „Die Himmelfahrt des Moses", eine nach der Handschrift neu revidierte Ausgabe von Carl Clemen. Ein sehr wichtiger Fund aus der jüngsten Zeit ist die Sammlung „Jüdisch-Christlicher Psalmen aus dem ersten Jahrhundert", die der englische Forscher J. Rendel Harris vor einigen Jahren in einer syrischen Uebersetzung gefunden und herausgegeben hat. Die Handschrift stammt aus der Nähe des Tigris. Jetzt hat Johannes Flemming diese Oden ins Deutsche übersetzt, während sie von Adolf Harnack kritisch und literar-geschichtlich bearbeitet wurden. Die Ansicht Harnacks über Alter und Ursprung dieser Psalmen, die ältere christliche Schriftstelle im zweiten Jahrhundert gekannt und zitiert haben, scheint mir ganz richtig zu sein. Ebenso die Annahme, daß die Psalmen von einem Juden stammen und daß die christlichen Bestandteile später hinzugefügt worden seien. Mit den älteren apokryphischen „Psalmen Salomos", die kurz nach Pompejus' Einfall in Palästina und seinem schmählichen Ende entstanden sind, haben die neu entdeckten Oden wohl nichts gemein. Sie sind auch inhaltlich und im Ton voneinander grundverschieden. Die früheren „Psalmen Salomos" atmen einen jüdisch-nationalen Geist, während die der neuen Sammlung allgemein religiös-lyrisch gehalten sind; sie haben große Aehnlichkeit mit manchen Psalmen im ersten biblischen Psalmbuch, nur daß sie nicht so pessimistisch gehalten sind, wie dieser Teil der kanonischen Psalmen. Jedenfalls ist dies ein sehr wertvoller Beitrag zu der Religionsgeschichte jener Epoche. Eine dankenswerte und gut brauchbare Uebersetzung für Studierende bieten die von A. Ungnad übersetzten und von ihm und W. Staerk mit Anmerkungen versehenen „Oden Salomos". — Der dänische Gelehrte Ove Chr. Krarup, veröffentlicht eine „Auswahl pseudo-davidischer Psalmen", arabisch und deutsch nach verschiedenen Handschriften.

* *
*

Im letzten Berichtsjahre haben die religionsgeschichtlichen Forschungen weitere Fortschritte gemacht, und zwar nicht nur nach dem Umfange der neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete, sondern auch hinsichtlich der gewählten Methode. Das Interesse für diese Probleme ist zweifellos im Steigen begriffen. Es ist aber erfreulicherweise ein neuer Zug in deren Behandlung zu bemerken. Das Streben, die Erscheinungen nicht mehr spekulativ, sondern geschichtlich-evolutionär zu erfassen, ist allgemein. Die literarischen Quellen der Religion, die geschichtlichen Dokumente werden kritisch und voraussetzungslos geprüft, und immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß das Christentum nicht aus sich als Gegensatz zum Judentum entstanden ist, sondern eine Erscheinungsform des Judentums bedeutet, wie sie die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit, als das Christentum auftrat, möglich und notwendig machten. In Bezug auf die kritische Beleuchtung der vorhandenen Dokumente in den jüngeren biblischen Schriften haben die bekannten Funde in Elephantine geradezu Epoche gemacht. Denn abgesehen von dem äußerst wichtigen Inhalt der aufgefundenen Papyri, die eine bis dahin dunkel gebliebene geschichtliche Epoche des Judentums hell beleuchten, haben sie auch gelehrt, in der Kritik Maß zu halten und nicht jeden geschichtlichen biblischen Bericht schlechtweg als „apokryph“ hinzustellen, lediglich weil er uns im biblischen Kanon aufbewahrt wurde. Noch bis vor wenigen Jahren genügte dieser Umstand, das geschichtliche Dokument zu verdächtigen und zu diskreditieren. Diese Methode der Kritik war in eine Art Kriminalistik ausgeartet, in der mancher Historiker seinen Scharfsinn zur Geltung brachte. Man hat jetzt mehr Achtung vor dem Ernst und der Unbefangenheit, mit der die biblischen Schriftsteller an die Behandlung ihres Stoffes gegangen sind. Und hat man sich jetzt überzeugen müssen, daß der geschichtliche Boden ein sicherer sei, so ist dadurch auch eine feste Grundlage für eine wirklich wissenschaftliche religionsgeschichtliche Forschung gewonnen. Es ist zu hoffen, daß diese Wissenschaft in der Zukunft das konfessionelle Vorurteil ganz

abstreifen wird, und erst dann wird das Werden, die Entwickelung der Religionsidee, wie auch ihr Einfluß auf die Gesittung der Menschheit im richtigen Licht erscheinen.

Eine allgemeine Geschichte der Religionen in populärwissenschaftlicher Darstellung ist das Buch „Orpheus" von Salomon Reinach, das jetzt in einer guten deutschen Uebersetzung von A. Mahler vorliegt. Das Buch hat zweifellos seine Vorzüge und ist lesenswert, obgleich manche Thesen in ihm nicht richtig gestellt sind. Auch dem Judentum ist in diesem Buch ein interessantes Kapitel gewidmet, scheinbar ganz objektiv, in Wirklichkeit aber — subjektiv nach der andern Richtung hin. Es ist dies übrigens eine gefährliche Klippe für manche jüdische Forscher, die in Bezug auf das Judentum objektiv verfahren wollen; sie treffen doch nicht den richtigen, d. h. den streng wissenschaftlichen Ton. Die Aeußerungen Reinachs über die Bibel sind durchaus falsch, selbst wenn man vom religiösen Standpunkt ganz absehen wollte. Er hat dieses wunderbare Schrifttum auch von der ästhetischen Seite nicht gehörig erfaßt und ist ihm deshalb nicht gerecht geworden. Andererseits finden sich in diesem immerhin lesenswerten Buche manche ausgezeichnete Bemerkungen über Antisemitismus, Judentaufe und konfessionelle Ueberhebung seitens der herrschenden Religionen, die man als durchaus trefflich bezeichnen kann. — Ein recht vorzügliches, trotz seiner strengen Wissenschaftlichkeit doch auch apologetisch gehaltenes Buch ist die Schrift E. Maders: „Die Menschenopfer der alten Hebräer und der benachbarten Völker". Seit dem Erscheinen des trostlosen Buches von G. Fr. Daumer „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer als urväterlicher, orthodoxer Kultus der Nation, historisch-kritisch nachgewiesen" im Jahre 1842 und des nicht minder verleumderischen Buches von T. W. Ghillany, „Die Menschenopfer der alten Hebräer" (1842), gegen die s. Z. auch Zunz aufgetreten ist, hat dieser wissenschaftliche Aberglaube seinen Eingang in die protestantische Bibelforschung gefunden. Selbst die hervorragendsten Forscher aus der deutschen und holländischen Schule huldigten ihm. In neuerer Zeit

ist wiederum ein katholischer Gelehrter, C. Mommert mit der skandalösen Schrift „Menschenopfer bei den alten Hebräern“ (1905) aufgetreten, und die antisemitische Schmutzpresse beeilte sich in rührender Uebereinstimmung, daraus Kapital für die konfessionelle Hetze zu schlagen. Mader, der keine Apologie beabsichtigte, hat in seinem Buche alles gesammelt, was über dieses heikle Thema in alter und in neuerer Zeit gesagt und gefabelt wurde. Seine Argumente sind für alle überzeugend, die sich ehrlich belehren und überzeugen lassen wollen. Das Buch kann allen Freunden der Wahrheit aufs wärmste empfohlen werden. Es hat auch einen hohen archäologisch-wissenschaftlichen Wert.

Sehr lesenswerte Beiträge zur Religionsgeschichte sind die auch im Druck erschienenen geistvollen Vorträge von Hermann Cohen: „Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit“ und von H. Gunkel: „Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft“. Diese beiden gediegenen Vorträge sind in Berlin auf dem 5. Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt gehalten worden. Die Rede Cohens ist als ein bedeutsames Ereignis zu bezeichnen; sie hat mit Recht große Beachtung gefunden. Auf demselben Kongreß hat auch der bekannte Gelehrte und Prediger E. G. Hirsch aus Chicago einen Vortrag „Die Beiträge des Judentums zur liberalen Religion“ gehalten, der ebenfalls seines gediegenen Inhaltes wegen Erwähnung verdient. — Ein reichhaltiges Buch, das einen wertvollen Beitrag zur Religionsgeschichte bietet, ist die gründliche Arbeit von Wolfgang Schultz: „Dokumente der Gnosis“. Es ist dies eine Forschung, die sich bemüht zeigt, in ein noch immer nicht genügend erhelltes Gebiet der Religionsgeschichte hineinzuleuchten, die Beziehungen der Gnosis zum Christentum, ihren Ausgangspunkt und ihren Entwicklungsgang klarzustellen. In diesem Buche ist ein umfangreiches Material mit Verständnis bearbeitet. Das Buch von A. Drews: „Die Christusmythe“, das in unserer Zeit ähnliche Bedeutung hat wie die von David Strauß' „Leben Jesu“,

in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist bereits in 5. Auflage erschienen und hat durch den Verfasser viele Ergänzungen und Berichtigungen erfahren. Samuel Lublinski hat ein großes Buch unternommen, das ebenfalls der Entstehung des Christentums gewidmet ist. Dieses großangelegte Werk, das dieses Thema in geistvoller Weise behandelt, ist in zwei Teilen „Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur" und „Das werdende Dogma vom Leben Jesu" erschienen.

In hebräischer Sprache liegt eine apologetische Schrift vor, in der die Angriffe der Evangelisten auf die Pharisäer abgewehrt werden: „Torat ha-adam" von B. Balsak. Es ist ein betrübendes Zeichen der Zeit, daß solche Schriften in hebräischer Sprache, angesichts der zersetzenden religiösen Bewegung unter unseren Glaubensgenossen im Osten, sehr willkommen geheißen werden müssen. In dieses Gebiet gehört auch die Schrift des Engländers J. M. Robertson: „Evangelien-Mythen", die jetzt in deutscher Uebersetzung erschienen ist. In englischer Sprache ist ferner erschienen: „The synoptic Gospels" von C. G. Montefiore, von J. Abrahams bearbeitet und mit Noten versehen. Das Buch hat in weiten Kreisen wegen der Stellungnahme des bekannten Gelehrten zum Christentum großes Aufsehen erregt. E. G. Hirsch veröffentlichte: The Jews and Jesus" und G. Hollmann: „The Jewish religion in the Time of Jesus". Ferner schrieb F. C. Eiselen: „Prophety and Prophets in their historical Relations"; Th. L. W. van Ravestein: „De eenheid der eschatologische Voorstellingen in het boeck Jesaja". Zu erwähnen wäre noch K. Kesseler: „Der Unsterblichkeitsglaube in religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Beleuchtung"; A. Lemann: Histoire complète de l'idée messianique chez le peuple d'Israel"; P. E. Pouchard: „Les usages funebres et la vie future chez les Hebreux". Ein noch nicht genügend behandeltes Gebiet der jüdischen Religionsgeschichte betritt Israel Levi in seinem Buche: „Le péché originel dans les anciennes soures juives". Eine gründliche archäolo-

gische Forschung, die ebenfalls in die Religionsgeschichte gehört, bietet die Schrift: „Die Zahl 40 im Glauben, Brauch und Schrifttum der Semiten“ von W. H. Roscher. In populärer Darstellung für das gebildete Laienpublikum und für weitere Volkskreise schrieb Max Maurenbrecher: „Von Nazareth nach Golgatha“, „Von Jerusalem nach Rom“ und „Biblische Geschichten“, Beiträge zum geschichtlichen Verständnis der Religion. Zu der jetzt brennend gewordenen Frage, ob Jesus geschichtlich sei, hat sich auch der bekannte greise Forscher D. Chwolson geäußert: „Ueber die Frage, ob Jesus gelebt hat.“ Von demselben Verfasser erschienen: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Judentums von ca. 400 v. Chr. bis ca. 1000 n. Chr.“

Eine gut informierende, mit lobenswerter Objektivität geschriebene gründliche Studie von H. Strack, „Jesus, die Häretiker und die Christen nach den ältesten jüdischen Angaben“, ist willkommen zu heißen; sie räumt gründlich mit der häufig auftretenden Behauptung auf, der Talmud sei voller Schmähungen gegen Jesus und das Christentum. Der gelehrte Verfasser hat gewissenhaft alles zusammengestellt, was auch nur im Entferntesten mit dem Christentum oder mit der Person Jesu in Verbindung gebracht werden könnte (und das Meiste ist, wie er nachweist, geradezu an den Haaren herangezogen). Das Ergebnis aber ist, daß es sehr wenig auf sich hat und das Ganze auf einem leeren böswilligen Gerede beruht. Von P. Jensen ist in der 3. Auflage erschienen: „Moses, Jesus, Paulus“; die Schrift enthält eine eigentümliche Auseinandersetzung mit jenen Gelehrten, die des Verfassers allerdings mitunter recht sonderbare Methode zurückweisen. Eine hübsche, für das Laienpublikum bestimmte größere Arbeit ist das Buch „Die Beziehungen des klassischen Altertums zu den Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments“ von M. Kroell. Der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, geht sehr konservativ vor und verwirft ganz die Bibelkritik. Seine Beurteilung des Judentums, nicht nur des biblischen, ist von der Liebe und

Verehrung zum jüdischen Volk und zur jüdischen Religion diktiert. Das Buch, das ein reichhaltiges Material in populärer Bearbeitung enthält, bringt auch manche beachtenswerte Aeußerungen über den modernen Antisemitismus und über die „wissenschaftlichen" Schmähungen des Judentums. — In französischer Sprache erschien von Saint-Yves d'Alveydre: „Le théogonie des Patriarches. Jesus-Moise." Mit einzelnen Fragen und Einrichtungen des Judentums beschäftigt sich U. Z. Rule: „Old Testament Institutions, their origin and development": H. Heyermanns, dessen Studie „Sabbath" (aus dem Manuskript übersetzt) in zweiter Auflage erschienen ist; F. Hehn: „Der israelitische Sabbath"; H. F. Gerhard: „Höhenopfer. Biblische Legenden"; O. Schmitz: „Die Opferanschauungen des Spätjudentums und die Opferaussagen des Neuen Testaments." Eine hübsche Zusammenstellung bietet G. Loeschcke in seiner Schrift: „Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult". In italienischer Sprache ist erschienen von E. Pincherle: „Judaismo e christianismo, Dialoghi apologetici". Aus dem Nachlaß des im August 1909 plötzlich verschiedenen Forschers Adalbert Merx ist eine äußerst wichtige Arbeit „Der Messias oder Ta'eb der Samaritaner nach bisher unbekannten Quellen" erschienen. Für die Geschichte der messianischen Idee im Judentum und im Christentum ist diese Schrift von besonderer Bedeutung. Das hier zum erstenmal veröffentlichte Material verdient weitere eingehende Behandlung, was zweifellos zu ganz neuen Ergebnissen führen wird. Dieses wäre um so eher zu wünschen, als Dalman s. Z. mit seinem Buche „Der leidende und sterbende Messias der Synagoge" ernste Forscher von der richtigen Spur, auf die schon Abr. Geiger hingewiesen hatte, abgelenkt hat. — Von Brandt ist eine Forschung über „Die Baptismen" erschienen. — Einen Beitrag zu der Geschichte der Mystik und gleichzeitig eine biographische Skizze eines eigenartigen jüdischen Theosophen gibt S. A. Horodezky in seinem Buche „Rabbi Nachmann aus Brazlaw", das mit Verständnis

und liebevollem Eingehen auf die theosophischen und ethischen Grübeleien dieses merkwürdigen Mannes geschrieben ist.

* *
*

Das Feld der jüdischen Geschichtsforschung wird weiter fleißig bearbeitet. Vom Vorurteil, als ob schon alles zur Genüge durchforscht wäre, ist man gründlich geheilt. In neuerer Zeit ist viel wichtiges Material aufgefunden worden, das manches bis dahin dunkel gewesene Gebiet der jüdischen Geschichte aufgehellt hat. Die Ergebnisse dieser neuen Forschungen haben den Wissenstrieb noch mehr gereizt. In der Wissenschaft ist die Selbstgenügsamkeit ein Uebel, hingegen bringt der Drang, neue Schätze zu sammeln, reichen Segen. Das Bild, das Jost, der erste jüdische Geschichtsschreiber der neuern Zeit, von seinem eigenen großen Geschichtswerk entwarf, daß es eigentlich nur ein Rohbau war zu dem Zwecke, das vorhandene Material unter Dach zu bringen, während er den Ausbau der jüdischen Geschichte den Nachfolgern und Nacheiferern überließ — dieses Bild paßt in Wahrheit für jede Geschichte. Sie kann nie fertig sein, weil immer neue Geschichtsquellen aufgedeckt werden, die nicht nur für die von ihnen bewässerten Gebiete von großer Wichtigkeit und Bedeutung sind, sondern für das ganze Feld. Was auf einem Punkt aufhellend wirkt, kommt auch dem Ganzen sehr viel zu Nutze. Die alten Rabbiner pflegten auf das Thorastudium das Bild anzuwenden: „Die Worte der Thora sind kärglich an der einen Stelle und reichlich an der andern Stelle“; sie ergänzen daher einander. In der jüdischen Geschichtsforschung kann diese Erscheinung auf Schritt und Tritt beobachtet werden. Und eigentlich dienen diese neuen Ergebnisse nicht nur der jüdischen Geschichtsschreibung, sondern der Wissenschaft des Judentums überhaupt. Sie tragen dazu bei, Irrtümer und Mißverständnisse zu beseitigen, Unverstandenes aufzuklären, Zweifelhaftes in Gewißheit umzuwandeln, grundlose Hypothesen zu zerstören und an Stelle des

schwankenden und unsicheren festen Boden zu schaffen. Es gibt keine Epoche der jüdischen Geschichte, die nicht von diesen Forschungen Nutzen zöge. Neben der Geschichtsforschung geht die Archäologie, die sich redlich bemüht, die Tatsachen festzustellen und zu klären, die Bausteine für den Ausbau der jüdischen Geschichte herbeizuschaffen, deren Grundstein vor jetzt neunzig Jahren gelegt und deren Rohbau von Jost aufgeführt worden ist. Auch im letzten Berichtsjahr sind manche wertvollen Schriften und Abhandlungen auf diesem Gebiete erschienen, von denen einige — unabhängig von ihrem quantitativen Umfange — als bahnbrechend bezeichnet werden dürfen. Ein bestimmter Plan liegt diesen Arbeiten nicht zu Grunde, weshalb keine Gleichmäßigkeit in ihnen zu beobachten ist. Aber in der Folge werden sie gewiß einer neu angelegten großen Geschichte des Judentums als nützliche Vorarbeiten dienen.

Anläßlich des hundertsten Geburtstages Abraham Geigers (24. Mai 1910) ist eines seiner besten Bücher: „Das Judentum und seine Geschichte", in neuer Auflage (unverändertem Abdruck der ersten Ausgabe) erschienen. Es erübrigt sich, dieses geistvolle Buch als belehrende und anregende Lektüre zu empfehlen. Man braucht nicht mit allen in diesem Buch niedergelegten Ansichten Geigers übereinzustimmen, um diese Vorlesungen als das Ideal geschichtlicher Vorträge über Juden und Judentum zu bezeichnen. Von R. Kittel's „Geschichte des Volkes Israel" ist der 2. Band in neuer Auflage erschienen. (Der 1. Band ist noch nicht veröffentlicht). Von allgemeinen Darstellungen ist noch zu erwähnen: „The story of the Jewish People" von J. M. Myers; ferner L. Lucas „Beiträge zur Geschichte der Juden" (1. Teil: Zur Geschichte der Juden im 4. Jahrhundert). Von M. Braun's „Geschichte der Juden und ihrer Literatur" erschien der 1. Teil in 3. Auflage. Die ältere jüdische Geschichte behandelt R. Weil in seinem Buche: „Le séjour des Israélites au désert et le Sinai" und Ch. F. Kent in der Schrift: „The Kings and Prophets of Israel and Judah, from the Division of the Kingdom

to the Babylonian Exil". Im Rahmen der Geschichte Vorderasiens behandelt H. Schneider auch die ältere jüdische Kulturgeschichte in seinem großen Werke „Kultur und Denken der Babylonier und Juden", das ohne für Fachgelehrte bestimmt zu sein, dem gebildeten Laienpublikum eine gediegene Darstellung des Kulturlebens der Babylonier und der Juden in der biblischen Epoche bietet. In dem großen geradezu klassischen kulturgeschichtlichen Werk: „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine" von Ludwig Friedländer, das jetzt in achter, neu bearbeiteter und vermehrter Auflage vorliegt, ist auch vieles über das Sittenleben der Juden in jenem Zeitalter enthalten. In diese neue Auflage sind die wissenschaftlichen Noten, die in der vorigen weggelassen worden waren, wieder aufgenommen worden, was zweifellos allen Freunden dieses Buches nur willkommen sein wird. Abgesehen von dem hohen allgemeinen Wert dieses im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftlichen Werkes, ist daraus auch viel zur Kenntnis des Judentums in Religion und Leben zu lernen. Ferner: G. Klameth, „Vom Ausbau des zweiten Tempels bis zum Mauerbau Nehemias".

Die bekannten Papyrifunde in Elephantine, deren Wichtigkeit für die Geschichte ihrer Zeit und für die Geschichte des nachexilischen Judentums im allgemeinen allseitig anerkannt ist, haben bereits eine reichhaltige Literatur aufzuweisen, die sich im letzten Jahre noch vermehrt hat. Eine dankenswerte Arbeit lieferte W. Staerk in der Ausgabe der gesammelten Dokumente: „Die jüdisch-aramäischen Papyri von Assuan", in der die interessanten zehn Privaturkunden enthalten sind, die zuerst aufgefunden wurden und mit Recht großes Aufsehen erregt haben. Die Dokumente sind mit kritischen Noten versehen und mit großer Akribie wiedergegeben. Die etwas später gefundenen, ungemein wichtigen Papyri von Elephantine, die uns vom Bestand und von dem merkwürdigen Schicksal des jüdischen Tempels zu Syene erzählen, hat derselbe Gelehrte veröffentlicht

unter dem Titel: „Aramäische Urkunden zur Geschichte des Judentums im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr.“ In dieser zweiten Sammlung sind enthalten: 1.—3. die von E. Sachau im Jahre 1907 zuerst veröffentlichten Dokumente, ferner 4. der Straßburger Papyrus, der sich auf dieselben Ereignisse bezieht (Beschreibung der Revolte zu Jeb, der der dortige jüdische Tempel zum Opfer fiel), 5. ein Papyrusfragment (Cis II, 144) enthaltend den Anfang einer Eingabe an einen persischen Beamten in Aegypten (stammt aus der Zeit der Achaemeniden) und zuletzt die bekannten Dokumente aus dem Buche Esra 5—7. Es sind dies die bekannten diplomatischen Noten, die die neuen Bibelkritiker durchaus für unecht erklären wollten, deren Echtheit aber von E. Mayer verteidigt und durch die Papyrifunde bestätigt wurde. Auf Grund dieser neuen aufgefundenen Dokumente hat N. Peters eine sehr gediegene geschichtliche Darstellung gegeben: „Die jüdische Gemeinde von Elephantine-Syene und ihr Tempel im 5. Jahrhundert v. Chr. Geburt“ Der Verfasser, ein katholischer Gelehrter, behandelt diese Episode in gemeinverständlicher Form mit großer Gründlichkeit und recht anschaulich, wobei er sich von allen unsicheren Konjekturen und gewagten Hypothesen fernhält. In englischer Sprache schrieb E. E. Jessel über dasselbe Thema in der Schrift: „The unknown history of the Jews. Discovered from the ancient records and monuments of Egypt and Babylon“. Derselben Geschichtsepoche ist eine inhaltreiche Schrift von S. Daiches gewidmet: „The Jews in Babylonia in the Time of Ezra and Nehemiah according to Babylonian Inscriptions“; sie bietet eine dankenswerte Ergänzung zu der bekannten Schrift „Namen der Juden“ von Zunz und auch sonst manche Anregung, der man nachgehen kann. Einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte des alexandrinischen Judentums, reich an Aufhellungen der stürmischen Vorgänge in Alexandrien und in Aegypten, gibt U. Wilcken in seiner Forschung: „Zum alexandrinischen Antisemitismus“, ebenfalls auf neu aufgefundenen geschichtlichen Dokumenten fußend. Einleitend gibt uns der Verfasser in

knapper Darstellung die allgemeinen Gesichtspunkte zum Verständnisse der Ereignisse aus jener Zeit, insbesondere die Hauptmotive für den intensiven Haß zwischen Griechen und Juden in Aegypten, wobei jede tendenziöse Voraussetzung vermieden ist. Von katholischer Seite ist uns eine „Neutestamentliche Zeitgeschichte oder Judentum und Heidentum zur Zeit Christi und der Apostel" in einem groß angelegten Werk (zwei Bände) gegeben. Der Verfasser, Joseph Felten, bietet in diesem Buche ein Gegenstück zu der bekannten „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" von dem jüngst verstorbenen protestantischen Gelehrten Adolf Hausrath, aber in einem ganz anderen Geist geschrieben — ruhig, sachlich, ohne jede Tendenz und ohne jede Gehässigkeit gegen Völker und geschichtliche Personen. Er sucht nicht zu überraschen und geht von keiner vorgefaßten Meinung aus. Neben der Schilderung des heidnischen Lebens und der staatlichen Einrichtungen jener Zeit finden wir in diesem Buche auch eine informierende Darstellung von den zeitgenössischen Verhältnissen und Vorgängen im Judentum und im jüdischen Volke. Wenn auch vom christlichen Standpunkt ausgehend, ist das Buch doch so gehalten, daß es auch von selbständig denkenden Juden mit vielem Nutzen gelesen werden kann.

In das Gebiet des Kulturgeschichtlichen streifen zwei gute Monographien von M. B. Schwalm: „La vie privée du peuple juif à l'époque de Jésus Christe" und „L'industrie et les artisans juifs à l'époque de Jésus". A. Bertholet veröffentlichte sechs Vorlesungen über „Das Ende des jüdischen Staatswesens". Das bekannte Thema der jüdischen Geschichtsforschung, das seit den Untersuchungen S. L. Rapoports die scharfsinnigsten talmudischen Gelehrten beschäftigt hat: „Antoninus und Rabbi", hat auch den tüchtigen Archäologen Samuel Krauß zu neuer Prüfung angelockt, um die Persönlichkeit festzustellen, die mit dem Namen Antoninus in Talmund und Midrasch bezeichnet wird, von deren intimer Freundschaft zum Patriarchen Juda I. (nach andern vielleicht Juda II.) der Talmud soviel zu erzählen weiß. Krauß glaubt, sie

in Avidius Cassius, einem zeitgenössischen Statthalter von Syrien gefunden zu haben. Jedenfalls ist in dieser Schrift ein reiches Material mit bewunderungswürdiger Beherrschung verarbeitet worden, was ihre Lektüre sehr lohnend macht.

H. Kutschera befaßt sich in seinem Buch „Die Chasaren“ mit einer geschichtlichen Studie aus dem Mittelalter. Der etwas jüngeren Geschichte des Mittelalters gehört die Schrift an: „Die rechtliche Lage der Juden im Rheinland während des 14. Jahrhunderts im Hinblick auf das kirchliche Zinsverbot“ von Kober. Ein Gebiet, das bis jetzt von nur wenigen bearbeitet wurde, betritt M. Hoffmann mit seinem Buch: „Der Geldhandel der deutschen Juden während des Mittelalters bis zum Jahre 1350“. Ferner sind zu erwähnen die historische Monographien von S. Rothschild: „Aus Vergangenheit und Gegenwart der israelitischen Gemeinde Worms“ (4. Aufl.); Koswitz, „Hofjuden in Kurhessen“; M. Weinberg, „Geschichte der Juden in der Oberpfalz“ (3. Band: der Bezirk Rothenburg); M. Ginzburger, „Die Juden in Basel“; A. Nordmann, „Der israelitische Friedhof in Hegenheim in geschichtlicher Darstellung“; A. Lattes und A. Toaff: „Gli studi ebraici a Livorno nel secolo XVIII“. Eine geschichtliche Monographie lieferte A. Eckstein in seiner Schrift: „Die israelitische Kultusgemeinde Bamberg 1803/53“, mit Beiträgen von J. Werner und J. Kronfuß. Ein geschichtliches Dokument von Bedeutung bietet die Schrift von J. Zoller, „Una lettera deï Salomone Aschkanasi al Granduca di Toscana“; M. L. Wagner gibt eine wertvolle Monographie „Los judios de Levante‘ (kritischer Ueberblick bis zum Jahre 1907). M. Balaban setzt seine geschichtlichen Forschungen über die Juden in Polen fleißig und erfolgreich fort. Von ihm ist neuerdings in polnischer Sprache erschienen: „Die Juden in Oesterreich zur Zeit der Regierung des Kaiser Franz Joseph namentlich in Galizien“. Der jüngsten Zeitgeschichte gehört das umfangreiche Buch an: „Die Juden-Pogrome in Rußland“ (in zwei starken Bänden), herausgegeben im Auftrage des zionistischen Hilfsfonds in

London von der zur Erforschung der Progrome eingesetzten Kommission. Es ist dies eine mit großer Mühe und Sachkenntnis angefertigte Arbeit, die dem künftigen Historiker als wertvolles und zuverlässiges Material dienen wird. Auf dem Gebiet der Zeitgeschichte in Rußland bewegt sich auch die Studie L. N. Nisselowitsch's „Die Judenfrage in Rußland“. Zu erwähnen ist auch das „Protokoll des IX. Zionisten-Kongresses in Hamburg“.

Auch die Hilfswissenschaften der Geschichte, die Archäologie, Kulturgeschichte, Epigraphik, Biographie usw. haben im letzten Jahre weitere Förderung gefunden. Eine großangelegte gründliche Arbeit ist die von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums herausgegebene „Talmudische Archäologie“ von S. Krauß, von der der 1. Band erschienen ist. Es gehört dies zu den besten und unentbehrlichsten Hilfsmitteln der jüdischen Forschung. In der Inschriftensammlung „Lateinische christliche Inschriften“ von Ernst Diehl ist auch ein „Anhang jüdischer Inschriften“ in lateinischer Sprache enthalten, ein wertvoller kulturgeschichtlicher Beitrag. Ueber die wertvollen Funde der neuesten Zeit durch Ausgrabungen in Palästina gibt P. Karge eine sehr informierend geschriebene Darstellung in seiner Schrift „Die Resultate der neuen Ausgrabungen und Forschungen in Palästina“. Gradezu fesselnd und unterhaltend geschrieben, gibt dieses Buch auch eine Geschichte der Forschungen auf palästinischem Boden. Das Ganze atmet Liebe und Verehrung für das heilige Land und ist allen Freunden des biblischen Bodens sehr zu empfehlen. Mit Ausgrabungen auf palästinischem Boden beschäftigt sich auch die Schrift von C. Mommert: „Siloah, Brunnen, Teich, Kanal zu Jerusalem“. Archäologischen Inhalts ist die Studie „Die Bedeutung des Namens Israel, eine quellenkritische Untersuchung“ von E. Sachse.

Einzelne Gebiete des Volkslebens behandeln M. Winter: „Die Koch- und Tafelgeräte in Palästina zur Zeit der Mischna“; M. Mainzer: „Ueber Jagd, Fischfang und Bienenzucht bei den Juden in der tannaitischen

Zeit". Ferner sind zu erwähnen die beiden Schriften von J. Loew: „Aramäische Lurchnamen (Frosch und Salamander)" und „Der biblische ezob". — Biographische Monographien sind erschienen: „La famiglia Morpurgo di Gradisca sul' Isonzo 1585—1885" von E. Morpurgo; „Nehemias Jehuda Leib, in Märtyrer für den Judenleibzoll" von L. Lamm. Der 100. Geburtstag Abraham Geigers hat Anlaß gegeben zur Veröffentlichung mehrerer Monographien über den großen Forscher und Kämpfer des 19. Jahrhunderts: L. Geiger, „Abraham Geiger, Leben und Lebenswerk" mit gediegenen Beiträgen verschiedener Gelehrter über Geigers Bedeutung und Verdienste in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft des Judentums; F. Perles: „Abraham Geiger". Auch des bekannten Dichters Ludwig August Frankl hundertster Geburtstag (3. Februar 1910) hat zur Herausgabe von „Erinnerungen" aus der Feder des verdienten Mannes durch Stephan Hock Anlaß gegeben. Das Buch enthält viel mehr, als der bescheidene Titel besagt; es bietet eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials für die politischen und gesellschaftlichen Zustände im vormärzlichen Oesterreich im allgemeinen und auch der Juden insbesondere. Manche Schilderungen vom harmlosen und friedlichen Zusammenleben und Zusammenwirken von Deutschen und Tschechen, Juden und Christen, gerade unter der Herrschaft des Absolutismus klingen jetzt wie ein schönes Märchen aus alter Zeit. Demselben Genre gehört auch an die teils biographisch und teils kulturgeschichtlich gehaltene Schrift „Ein deutscher Professor in der Schweiz" von Nahida Lazarus. Das Buch ist dem Wirken von M. Lazarus in Bern gewidmet und gibt ein anmutendes Bild von dem Leben und Schaffen dieses geistvollen Mannes, dessen Andenken noch in frischer Erinnerung steht. D. Philipson, der bekannte Historiker des Reformjudentums in Amerika, veröffentlichte „Erinnerungen an Isaac M. Wise". Erinnerungen an einen berühmten jüdischen Kanzelredner, der für die modernen jüdischen Prediger vorbildlich geworden ist, ruft die Schrift M. Rosemanns wach: „J. N. Mannheimer".

Die Geschichte des hebräischen Buchdruckes fand eine Bereicherung in J. M. Hillesum's Schrift „Het eerste te Amsterdam gedrukte Hebreeuwische boek“. — Der Geographie, Topographie und den gegenwärtigen Verhältnissen in Palästina ist ein vorzügliches, reichhaltiges Buch von Davis Trietsch gewidmet: „Palästina-Handbuch“, das als eine sehr dankenswerte Ergänzung des bekannten Bädeker-Reisehandbuchs bietet, zumal der Herausgeber dieses nahezu kanonisches Ansehen genießenden Reisehandbuches in konfessioneller Engherzigkeit die Bedeutung und die Leistungen der zeitgenössischen Judenheit im heiligen Land fast gänzlich ignoriert. Diesem Buch schließt sich die Schrift A. Böhms an: „Zionistische Palästinaarbeit“. Auf dem Boden des biblischen Palästina bewegt sich die Studie von Alfred Resch: „Das Galiläa bei Jerusalem“. Der Verfasser kommt in diesem gediegenen Beitrag zur Palästinakunde zu neuen Ergebnissen, die manches Dunkel in der neutestamentlichen palästinischen Topographie aufhellen und für die Erforschung des heiligen Landes ungemein wichtig sind. Zu erwähnen ist noch: „Studies in Galilee“ von E. F. G. Masterman; „Die Barajta der vierundzwanzig Priesterabteilungen. Beitrag zur Geographie und Geschichte der Galiläer“ von S. Klein; „La presque'île du Sinai, étude de géographie et d'histoire“ von R. Weill; „Guide du Nil au Jourdain par le Sinai et Pétra, sur les traces d'Israel“ von B. Meistermann; „Quer durch Abessinien, meine zweite Reise zu den Falaschas“ von J. Feitlowitsch; „Un voyage d'études juives en Afrique“ von N. S. Slouscht; „Israel in Italien, Eindrücke und Erlebnisse“ von J. Cohn (aus dem Englischen übersetzt). — Auf dem Gebiete der Ethnographie ist das Buch von J. Zollschan, „Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage“ erschienen, eine ernste Arbeit, die sich mit diesem aktuell gewordenen Problem ohne tendenziöse Voraussetzung beschäftigt. Nahe verwandt damit sind die Schriften auf dem statistischen Gebiete, von denen zu erwähnen sind:

„Die Entwickelung der jüdischen Bevölkerung in München" (1875—1905) von Jacob Segall (enthält sehr wertvolles Material zur Erforschung der sozialen und physiologischen Eigentümlichkeiten der Juden); „Statistik der jüdischen Bevölkerung (statistisch-ökonomische Untersuchungen 3. Band) von K. Brutzkus (in russischer Sprache); „Der Flecken Krasnopolje" (Gouv. Mohilew), Versuch einer statistisch-ökonomischen Beschreibung eines typischen Fleckens des jüdischen Ansiedelungsgebietes von J. L. Rochlin.

* *
*

Eine Apologie des jüdischen Stammes, die seit der vorzüglichen Streitschrift des Flavius Josephus gegen den alexandrinischen Antisemiten Apion und dessen Kumpane oft mit stärkerem oder schwächerem Erfolg unternommen worden ist, wird immer dazu greifen, die segensreiche Mitarbeiterschaft der Juden auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens hervorzuheben. Es liegt in der eigentümlichen Geschichte des jüdischen Volkes, daß sich diese geistige Arbeitsfähigkeit teils im Judentum selbst, teils aber in der allgemeinen menschlichen Kultur bekundet. Wenn man die Leistungen der Juden auf verschiedenen Gebieten beschreiben wollte, so könnte man damit mehrere starke Bände einer jüdischen Kulturgeschichte ausfüllen. Allerdings dürfte es nicht leicht fallen, überall den Spuren dieser Tätigkeit nachzugehen, da sich der jüdische Stamm, seitdem er den geschichtlichen Boden betreten hat, stets durch seine außergewöhnliche Regsamkeit und geistige Elastizität auszeichnete. Diese wunderbare Kraft, die alle Leiden und Drangsale nicht brechen konnten, zeigt sich natürlich in erster Reihe in den literarischen Schöpfungen auf dem Gebiete des Judentums, d. h. der jüdischen Religionsidee und der jüdischen Literatur in weiterer Auffassung dieses Begriffes. Ich muß sagen, daß es in der schlimmsten Zeit Trost und Erholung gewährt, die geistige Schaffenskraft des jüdischen Volkes in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern zu erforschen, in aller Mannigfaltigkeit und im reichen Inhalt der literarischen

Schöpfungen. Ein Stamm, der sich von Epoche zu Epoche sozusagen verjüngt und neue literarische Werte schafft, ist geschichtlich unsterblich. Manche betrübenden Erscheinungen in der Gegenwart verlieren doch viel von ihrer Bedenken erregenden Bedeutung, wenn man einen Blick auf die große Vergangenheit wirft; in ihr liegt die Gewähr für die Zukunft. Gewiß gab es geschichtliche Epochen im Judentum, wo die geistige Kraft des jüdischen Volkes erlahmt zu sein schien — aber gänzlich gebrochen und vernichtet war sie niemals. In solcher Zeit der Ermüdung schuf das Volk nicht mehr, aber es gab sich Mühe, emsig das früher Geschaffene zu sammeln. In der Kulturgeschichte der Juden sind dieselben Erscheinungen zu beobachten wie in der allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit Dieser Gedanke ist von dem jüdischen Religionsphilosophen des 19. Jahrhunderts, N. Krochmal, in seiner vollen Tiefe niedergelegt worden, als dieser geistvolle Denker die Idee der Hegel'schen Geschichtsphilosophie auf die Entwicklungsgeschichte des Judentums anwendete und durch sie die Unsterblichkeit des jüdischen Volkes bewies. — Der jüdische Geist hatte seine geschichtlichen Epochen, in denen er eine neue Gattung von Literatur schuf. War diese Epoche zu Ende und der schaffende Geist im jüdischen Volke für einige Zeit erschöpft, so trat eine Ruhepause ein, und es begann die Sammeltätigkeit. Auch diese war für die Entwicklung des Judentums von großer Bedeutung, denn durch sie wurde das Vorhandene in Sicherheit gebracht, die gesammelten Schätze wurden für ewige Zeiten aufgespeichert. Auf diesem Vorhandenen baute ein späteres Geschlecht weiter, wenn die schaffende Kraft im jüdischen Stamm wieder erwachte. Es gab bei uns eine Zeit, wo man den Fleiß der Literarhistoriker mit all ihrer Gelehrsamkeit und all ihrem Feuereifer verspottete, und selbst ausgezeichnete Meister der Literaturgeschichte traf zuweilen der suffisante Spott. Diese Zeit ist aber glücklicherweise vorüber, und heutzutage wird alles mit verdienter Anerkennung und Dank entgegengenommen, was auf diesem Gebiet an Forschungen und Sammlung geleistet wird.

Ein evangelischer Theologe und Bibelforscher, der „Austauschprofessor“ George F. Moore, hat im letzten Winter in der Aula der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums einen Vortrag vor einem gebildeten Publikum gehalten: „Die Eigenart der hebräischen Geschichtsschreibung im alttestamentlichen Zeitalter“. Dieser geist- und gedankenreiche Vortrag ist später im Jahresbericht des genannten wissenschaftlichen Institutes erschienen. - Wir sind bereits von der falschen Annahme abgekommen, den Wert eines Buches nach seinem Volumen zu beurteilen, nach der Zahl seiner Blätter. Bereits im Altertum lehrte ein jüdischer Weiser: „Schau nicht auf das Gefäß, sondern auf dessen Inhalt“. In wenigen Blättern ist da eine Fülle von schönen und anregenden Gedanken über den ästhetischen Wert der biblischen Geschichtsbücher geboten. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen. Die Bibel wird bei solcher Beleuchtung gewiß nur gewinnen. Leider ist gerade dieses Gebiet im letzten Jahre sehr kärglich gepflegt worden. Von L Ginzberg ist englisch erschienen: „The Legends of the Jews. I. Bible Times and Characters from the Creation to Jacob“, II. Bible Times and Characters from Joseph to the Exodus, und von L. Simon: „Aspects of the Hebrew Genius“ (ein Band Essays über jüdische Literatur und Ideen). — Von der verdienstvollen Ausgabe einer neuen und korrekten deutschen Uebersetzung der jüdisch-griechischen Schriften, die unter der Leitung des bekannten Philologen Leopold Cohn in Angriff genommen wurde, ist der 2. Band erschienen, der eine Fortsetzung der Schriften Philos enthält in einer gediegenen Uebersetzung mit erklärenden Anmerkungen und Einleitung vom Herausgeber und von I. Heinemann. Auch auf eine andere nicht minder verdienstvolle Ausgabe des jüdischen hellenischen Philosophen sei hier hingewiesen: „Philon, Commantaire allegorique des saintes lois d'après l'oeuvre des six jours“, der griechische Text mit französischer Uebersetzung, Einleitung und Index von E. Bréhier. — Von Philo zum Talmud ist nicht nur räumlich und zeitlich ein weiter Schritt; aber gerade

das talmudische Schrifttum gehört der ureigenen Schöpfung des jüdischen Stammes an und verdient große Beachtung von unserer Seite. In diesem Jahre ist erschienen (in der Sammlung Göschen) von S. Funk „Entstehung des Talmuds". Von M. S. Zuckermandel's monumentalem Werke „Tosephta, Mischna und Boraitha in ihrem Verhältnis zu einander, oder palästinensische und babylonische Halacha" ist der Schlußband und Supplementband erschienen. L. Goldschmidt's große Arbeit, seine Talmudausgabe mit deutscher Uebersetzung, ist auch in diesem Jahre weiter gediehen; es ist nunmehr die 1. Lieferung des 5. Bandes (Traktat Nasir) erschienen. J. H. Duenner veröffentlichte in hebräischer Sprache kritische Noten zu den Talmudtraktaten Cholin und Keritot (zum babylonischen Talmud und zur Tosephta). Eine recht gute, aus dem Quellenmaterial schöpfende Forschung ist die Arbeit M Guttmann's „Zur Einleitung in die Halacha". In der 2. Auflage ist erschienen von den Schriften zur Beleuchtung der Lehrweisen und Entwicklung des Talmuds von L. A. Rosenthal: „Ueber den Zusammenhang der Mischna (1. Teil: Die Sadducäerkämpfe und die Mischnasammlungen vor dem Auftreten Hillels"). Eine Spezialarbeit bietet V. Aptowitzer in der Schrift: „Die syrischen Rechtsbücher und das mosaisch-talmudische Recht".

Einzelne Ausgaben von Mischnatraktaten zum Teil mit deutscher Uebersetzung und mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehen, sind in diesem Jahre ziemlich viele erschienen. Von W. Staerk liegt zum Gebrauch für Studierende der Traktat Berakhoth vor; von H. L. Strack die zusammengehörenden Traktate Sanhedrin und Makkoth mit deutscher Uebersetzung und textkritischen Anmerkungen. Walter Windfuhr gab ebenfalls heraus den „Mischnatraktat von der Prügelstrafe mit dem Kommentar des R. Obadja Bertinora", dann noch „Sanhedrin und Makkot" herausgegeben und erläutert von G. Hölscher. Manuel Gottlieb gab heraus den Kommentar des Maimonides zu Makkot und Schebuot; Israel Schapiro ver-

öffentlichte „Maimuni's Mischnah-Kommentar zum Traktat Arachin" (arabischer Urtext auf Grund von zwei Handschriften und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen). Dazu gehört auch die Schrift „Götter, Bilder und Symbole nach dem Traktate über fremden Dienst (Aboda zara) in Mischna, Tosephta, Jerusalemer und Babylonischer Talmud" von H. Blaufuß. In englischer Sprache erschien „The Mishnah treatise Sanhedrin" mit Einleitung, Noten und Glossen von S. Krauß. M. Lehmann veröffentlichte „Die Sprüche der Väter" (Pirke Aboth) übersetzt und ausführlich erklärt. M. Rawicz gab heraus den „Kommentar des Maimonides zu den Sprüchen der Väter" nebst den „Acht Kapiteln" (den bekannten „Schemona perakim"); dann sind noch erschienen der Kommentar des Salomo ben ha-Jathom zu Maschkin (Moed Katan) mit Einleitung und Kommentar nach einer Handschrift herausgegeben von H. P. Chajes; der fünfte Teil des jerusalemischen Talmuds (Kodaschim) von S. J. Friedländer und „Seride ha-Jeruschalmi" (Jeruschalmi-Fragmente aus der Genizah) Bd. I von L. Ginzberg. Von agadischen Schriften ist zunächst zu erwähnen die Arbeit von Winter und Wünsche: „Mechilta, ein tannaitischen Midrasch zu Exodus" zum erstenmal ins Deutsche übersetzt und mit Beiträgen von L. Blau. Von dem Sammelwerk „Aus Israels Lehrhallen", das der unermüdliche A. Wünsche herausgibt, sind jetzt der 4. und der 5. Band erschienen. Das große agadische Sammelwerk „Sefer ha-agada" nach Materien und in chronologischer Ordnung zusammengestellt von Ch. Rawnitzki und Ch. N. Bialik, das bereits im vorigen Bericht gebührend gewürdigt wurde, ist nunmehr mit dem 5. Band zum Abschluß gelangt. Für Agadaforscher und jüdische Prediger ist dies ein vorzügliches Hilfsbuch. Von L. Ginzbergs „Geonica" sind veröffentlicht: 1. Band (The Geonim and their halakic writings) und der 2. Band (Genizah-Studies). Die bereits erwähnte Gesellschaft „Mekize Nirdamim" publizierte das Werk: „Maaseh ha Geonim", aus einer Hand-

schrift (cod. Goldschmidt in Frankfurt) herausgegeben von dem bekannten Altertumsforscher A. Epstein, ergänzt von J. Freimann. Israel Friedländer veröffentlichte „Maimonides Selections from the arabic writings“; M. Zobel: „Anonymer arabischer Kommentar zu Maimonides' Führer der Unschlüssigen“ (zum Moreh Nebuchim) 1. Teil c. 41—61. Das hebräisch-arithmetische Werk des Religionsphilosophen Gersonides (Sefer Maasse choscheb) ist aus einer Handschrift zum erstenmal in deutscher Uebersetzung herausgegeben worden von Gerson Lange.

In das Gebiet der Literaturgeschichte gehört auch die Schrift: „The Renaiscence of Hebrew Literature (1743—1885)“ von N. Slousch; „Die deutsche Literatur und die Juden“ von L. Geiger; „The Jews in English Literature as author and as subject“, von Ed. N. Calisch; „Der Jude in der französischen Literatur von 1800 bis zur Gegenwart“ von M. Debre. Eine sehr wertvolle bibliographische Abhandlung bietet S. Poznanski: „Die karäische Literatur in den letzten 30 Jahren“ (1878–1908). — Der 60. Geburtstag des Forschers Wilhelm Bacher gab Anlaß zu der Monographie L. Blau's: „Leben und Werke Wilhelm Bachers“ (ungarisch) und von demselben Verfasser: „Bibliographie der Schriften Wilhelm Bachers, nebst einem hebräischen Sprach- und Ortsregister zu seinem sechsbändigen Agada-Werk“. Von dem gefeierten vielseitigen Gelehrten selbst, der sich gar nicht als ein zur Ruhe gesetzter Jubelgreis fühlt, ist erschienen „Die hebräische und arabische Poesie des Juden Jemens“, ein sehr wertvoller Beitrag zu einer noch immer nicht vorhandenen Geschichte der hebräischen Literatur. — Auf dem Gebiete der liturgischen Literaturgeschichte ist in erster Reihe erwähnenswert die Studie A. Berliners, „Der Einheitsgesang“. Es ist dies das bekannte „Schir ha-jichud“, mit dem sich bereits die bedeutendsten Literarhistoriker der hebräischen religiösen Poesien beschäftigt haben. Mit gewohnter Meisterschaft hat der Verfasser auch dieses interessante Kapitel eingehend behandelt. Ferner: „Seder Berachoth“ von Michael Moravsky (herausgegeben von L. Ph. Prins).

W. Staerk hat zum Gebrauch für Studierende herausgegeben „Altjüdische liturgische Gebete“, ausgewählt und mit Einleitungen versehen (enthält einen Teil der wichtigsten liturgischen Stücke des jüdischen Gebetbuches). D. Künstlinger veröffentlichte „Das 18-Gebet mit arabischer Uebersetzung nach einer jemenitischen Handschrift“. Eine gründliche Studie über das altehrwürdige „Kadisch“-Gebet, dessen eigenartige, ich möchte beinahe sagen: volkspsychologische Entwickelung bereits unsere besten Forscher der jüdischen Liturgie beschäftigt hat, gibt David de Sola Pool in einer umfangreichen Abhandlung: „The old jewish-aramaic prayer, the Kaddish“. Das Buch gehört zu den besten auf dem Gebiet der Liturgieforschung. Ein eigentümliches großes liturgisches Werk ist die Ausgabe der „Gebete der Juden für die Wochen- und Feiertage, nach dem sephardischen Ritus mit einer Tat-Uebersetzung“ von A. Pinchassow. Der Tatdialekt ist ein Zweig der iranischen Sprachgruppe, mit hebräischen Worten untermischt ist er eine Art Jargon, der von den Bergjuden in den Gebieten von Derbent, Baku, Dagestan usw. gesprochen wird. Die Uebersetzung ist mit hebräischen Lettern als das erste jüdische Werk in der Tatsprache gedruckt. Ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der modernen Sprachzersplitterung unter den Juden. — Eine sehr gute Arbeit in hebräischer Sprache gab W. Jawitz „Mekor ha-berachot“, die Liturgie des Siddurs und ihre Entwickelung nach den Urquellen.

Auf dem Gebiet der Philosophie und der Religionsphilosophie, soweit sie das Judentum berühren, sind im letzten Jahre ebenfalls manche beachtenswerte Arbeiten entstanden. A. Grünfeld veröffentlichte „Die Lehre vom göttlichen Willen bei den jüdischen Religionsphilosophen von Saadja bis Maimuni“. Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der arabischen Philosophie, die auf die jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters so stark eingewirkt hat, gibt Max Horten in zwei lehrreichen Schriften. Von der älteren arabischen Philosophie, aus der Epoche vor Maimonides, handelt das Buch „Die Philosophie des Abu-Raschid

(um 1068); eine informierende Darstellung der damaligen arabischen Philosophie als Erkenntnistheorie und als Ethik, durch die uns mancher wichtige Punkt in der älteren jüdischen Religionsphilosophie aufgehellt wird. Einer späteren Zeit gehören die Untersuchungen an über „Die philosophischen Ansichten von Razi und Tusi“ (der erstere starb 1209 und der letztere 1273). Es ist dies die Zeit, wo in der jüdischen Religionsphilosophie, nach Maimonides, einerseits ein scholastischer oder kabbalistischer Zug beginnt, andererseits der Materialismus des genialen Ibn-Roschd (Averoës) in dem kühnen Buche „Milchamot ha-schem“ des Gersonides auftritt. Auch über diese Vorgänge wird man in der zeitgenössischen arabischen Philosophie durch die vorliegende Studie manchen bedeutungsvollen Aufschluß finden. Dem zuletzt erwähnten Buch ist ein Anhang beigegeben: „Die griechische Philosophie in der Vorstellungswelt von Razi und Tusi“. Bei der nahen Verwandtschaft zwischen arabischer und jüdischer Philosophie sind diese Abhandlungen auch für das Verständnis des Judentums in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung von großem Nutzen. — In der Sammlung „Philosophische Bibliothek“ ist erschienen die „Ethik“ von Spinoza, übersetzt und mit einer Einleitung und mit einem Register versehen von Otto Baentsch. Es braucht jetzt nicht mehr erst gesagt zu werden, daß Spinoza's Ethik mit der jüdischen Philosophie des Mittelalters viele Berührungspunkte hat; das ist bereits von verschiedenen gründlichen Kennern der jüdischen Religionsphilosophie in selbständigen Schriften und vielen Abhandlungen genügend nachgewiesen. Spinoza's epochemachendes philosophisches Hauptwerk steht somit zum großen Teil auf jüdischem Boden. In der Einleitung zu dieser neuen sehr genauen Uebersetzung ist gut übersichtlich alles enthalten, was zum Verständnis der „Ethik“ notwendig ist; sie trägt dazu bei, leichter in dieses philosophische System zu dringen und es richtig zu erfassen. — Mit Spinoza beschäftigt sich auch Dunin-Borkowski in einem umfangreichen Werke: „Der junge De Spinoza“, ebenso eine gute Programmschrift „Zu

Goethes Spinozismus" von Gerhard Schneege; die Abhandlung zeichnet sich durch Gründlichkeit und Objektivität aus. In polnischer Sprache erschien von J. Lewkowicz „Aus der Philosophie des Judaismus" (1. Baruch Spinoza als Bibelkritiker, 2. Friedrich Nietzsche über Juden und Judentum). Ein lehrreicher Vortrag von Hermann Cohen „Innere Beziehungen der Kantschen Philosophie zum Judentum" ist dem letzten Jahresbericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums beigegeben.

* *
*

Das Studium der hebräischen Sprache, das in den letzten Jahren an Interesse gewonnen hat, fördert immer neue Untersuchungen und Forschungen zu Tage. Wenn ich nicht irre, ist in dieser Beziehung eine bedeutsame Wendung zu beobachten. Auf diesem Gebiete ist vor etwa 25 Jahren, zumeist angeregt durch Friedrich Delitzsch, eine Art Revolution vor sich gegangen, indem die hebräische Etymologieforschung von ihrem innigen Zusammenhang mit der arabischen (die seit Schultens angehalten hat), losgelöst wurde. Die meisten Forscher des Hebräischen wandten sich mit Eifer dem Assyrischen zu. Wir verdanken dieser neuen Richtung unstreitig manche wertvolle Entdeckung, wodurch nicht wenig unverstandene oder, was noch schlimmer war, arg mißverstandene Stellen in der Bibel ihre richtige Aufklärung gefunden haben. Trotzdem sich einige Semitisten gegen die neue Methode scharf gewehrt haben, drang sie doch allgemein durch. Es ist aber jetzt eine Reaktion zugunsten des Arabischen zu konstatieren, die ebenfalls ihre gute Berechtigung gegen alle Uebertreibungen hat. Es ist nur zu hoffen, daß sie nicht in das entgegengesetzte Extrem hinausläuft, die hebräische Forschung wieder zu einer Domäne des Arabischen zu machen. Der ethisch-wissenschaftliche Lehrsatz: „Nimm die Wahrheit von jedermann, gleichviel wer sie ausgesprochen hat", hat auch hier seine Berechtigung. Jedenfalls zeigen die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen, daß man auch da noch immer zulernen kann. Zum Verständnis des biblisch-

aramäischen Idioms (in manchen Partien des Buches Esra und im Buche Daniel) ist uns eine Bereicherung in den bereits erwähnten Papyri-Dokumenten von Elephantine zuteil geworden. Auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung steht die neueste (15.) Auflage des allgemein bekannten, eines Weltrufes genießenden lexikalischen Werkes „Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch", das den Namen W. Gesenius trägt, aber nach dem Tode des berühmten Orientalisten vollständig umgearbeitet worden ist. Die neue Auflage hat wiederum der sehr vorsichtige und den sensationellen Hypothesen gründlich abgeneigte Frants Buhl besorgt. Sie kann in gewissem Sinne als eine Jubiläumsausgabe bezeichnet werden, da die 1. Auflage im Jahre 1810 erschien. Ein Vergleich der 15. mit der 1. Auflage zeigt deutlich, welchen Fortschritt die Erforschung der hebräischen Sprache in diesem Jahrhundert gemacht hat. Ein ähnliches Hilfsbuch zum Studium der Bibel ist das „Hebräisch-aramäische Wörterbuch zum alten Testament" von Eduard König. David Cassel's „Hebräisch-deutsches Wörterbuch" ist in 8. Auflage erschienen. Der großangelegte „Thesaurus Totius Hebraitatis" des E. Ben-Jehuda schreitet im Erscheinen fort; vom 2. Band ist das 3. Heft erschienen. Zu der bekannten großen Concordanz von Salomon Mandelkern hat S. Herner „Verbesserungen" herausgegeben.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist die in Angriff genommene neue Ausgabe des großen talmudischen Lexikons „Aruch Completum" von A. Kohut. Die neue Ausgabe, die selbstverständlich die erste ungekürzt widergibt, hat trotzdem gegen diese viele wichtige Neuerungen aufzuweisen, sowohl in der äußeren Ausstattung wie auch hinsichtlich der Redaktion. Es sind nämlich alle Berichtigungen und Ergänzungen dieses monumentalen Werkes, die Kohut selbst teils am Schluß der einzelnen Bände und teils in einem besonderen Heft gegeben hat, die aber oft von den Nachschlagenden garnicht beachtet werden, an Ort und Stelle richtiggestellt oder untergebracht worden. Auch sonstige Druckfehler in den zahl-

losen Zitaten sind berichtigt. Von diesem talmudischen Lexikon, dessen erste Ausgabe bereits völlig vergriffen ist, sind bisher zwei Bände erschienen. Ein gedeihlicher Fortgang und Abschluß ist dem nützlichen Werke sehr zu wünschen. — L. Metmann veröffentlichte: „Die hebräische Sprache, ihre Geschichte und lexikalische Entwickelung seit dem Abschluß des Kanons“.

Auch die hebräische Grammatik ist im letzten Jahre nicht leer ausgegangen. Die bekannte und stark verbreitete „Hebräische Grammatik“ von Gesenius ist in 28. Auflage erschienen, die noch der jüngst verstorbene E. Kautzsch kurz vor seinem Tode neu bearbeitet hat. Diese Grammatik ist eigentlich seit Jahrzehnten mit dem Namen Kautzsch aufs engste verbunden. Von Paul Dörwald ist erschienen: „Der hebräische Unterricht“, eine Methodik für Gymnasien; die Benutzung dieses Lehrbuches empfiehlt sich sehr gut auch für den jüd. Religionsunterricht in den höheren Klassen, wo er auf den Unterricht im Hebräischen ausgedehnt wird, zumal es einen erfahrenen Schulmann zum Verfasser hat. Von O. Kluge sind: „Beiträge zur Methodik des hebräischen Sprachunterrichts“ (eine Programmschrift) erschienen. Eine wissenschaftliche Studie auf einem bis jetzt nicht genügend gepflegten Gebiet veröffentlichte A. Kropat: „Die Syntax des Autors der Chronik verglichen mit der seiner Quellen“; ein Beitrag zur historischen Syntax des Hebräischen. Aus der Zeit der klassischen Forschung des Hebräischen unter den Juden stammt die Schrift: „Die Wortvertauschungen im Kitab al-Lama des Abulwalid Mervan Ibn Ganah und in den Schriften Abraham ibn Esras“ von D. Herzog. Das Idiom des babylonischen Talmuds behandelt das „Lehrbuch der aramäischen Sprache des babylonischen Talmuds“ von M. L. Margolis. Ferner „Tempora im Semitischen, ihre Entstehung und ihre Ausbreitung in den Einzelsprachen“ von J. Bauer. — Jüdisch aber nicht hebräisch sind die Untersuchungen: „Le jargon judéo-allemand“, kurze philologische Studien mit einer Chrestomathie von H. Bourgeois und „Das Buch des üdischen Jargons“ von Ed. Naschér. Bei der jetzigen

Verbreitung und Popularität des jüdisch-deutschen Idioms haben diese Schriften einen gewissen Grad von Aktualität.

* *
*

In vielen Zeitschriften verschiedener Sprachen finden sich manche sehr wertvolle Forschungen über Juden und Judentum, deren Anführung einer speziellen Fachbibliographie vorbehalten bleibt. Auf Umwegen gelangen sie zumeist in zusammenhängende darstellende Werke über irgend eine Disziplin der weitverzweigten Wissenschaft des Judentums; sie finden so ihre gebührende Verwendung in diesem großen Bau. Ich begnüge mich, hier die großen Sammelschriften und Jahrbücher anzuführen, die wissenschaftliche Beiträge und Abhandlungen enthalten. Die jüdisch-literarische Gesellschaft zu Frankfurt hat den 7. Jahrgang ihres „Jahrbuches" herausgegeben, der wie die vorhergehenden sechs Jahrgänge eine Fülle gediegener Forschungen enthält. Von der Konferenz der amerikanischen Rabbiner ist erschienen: „Year-Book", Band XIX. Der studentische Verein Bar-Kochba in Wien hat anläßlich seines 25 semestralen Bestehens einen reichhaltigen „Jüdischen Almanach 5670" in gediegener anmutender Ausstattung mit Beiträgen belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts aus der Feder hervorragender jüdischer Dichter, Schriftsteller und Gelehrten herausgegeben. Das Buch gehört zu den besten dieses Genres. Der „Palästinische Kalender" (luach erez Israel) von A. M. Luncz ist für das Jahr 5670 der jüdischen Zeitrechnung mit gewohnter Pünktlichkeit im 15. Jahrgang erschienen. Dieser reichhaltige Kalender, in dem viel interessantes Material zur Kenntnis des heiligen Landes angesammelt ist, verdient im Abendland besser gekannt zu sein. — Die „jüdische Enzyklopädie" in russischer Sprache, die von L. Katzenelson und David Günzburg herausgegeben wird, schreitet rüstig fort. Es liegt bereits der 7. Band vor, in dem wie in den vorigen eine große Zahl neuer gründlicher wissenschaftlicher Abhandlungen und statistisch-demo-

graphisches Material über jüdische Verhältnisse enthalten sind. Von der hebräischen Enzyklopädie „Ozar Israel“ ist nach einiger Unterbrechung nunmehr der 4. Band erschienen.

* *
*

Ich möchte hier noch einige Erscheinungen erwähnen, deren Einreihung in eine der oben zusammengestellten Fächer etwas schwer fällt. Das Rubrizieren der Wissenschaft hat immer sein Bedenken, da namentlich auf dem Gebiet der Wissenschaft des Judentums manche Schrift eine eigene Art bildet oder in verschiedene Fächer hinübergreift. S. D. Luzzatto pflegte dieses als den Charakter des jüdischen Schrifttums zu bezeichnen, das in seiner Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit nicht wie gepreßte Pflanzen hübsch geordnet werden könne. Eine gute Schrift „Der Kalender der Juden“, vollständige Anleitung zu seiner Berechnung für alle Zeiten, von A. Kistner, verdient wegen ihrer leichtverständlichen Darstellung und erschöpfender Behandlung dieses Themas eingehende Beachtung. Dieser Schrift einigermaßen verwandt ist die Abhandlung von A. Fischer: „Tag und Nacht im Arabischen und die semitische Tagesberechnung“. Eine unentbehrliche Sammlung über die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, eine vollständige Zusammenstellung aller betreffenden Gesetze, Verfügungen, ministeriellen Entscheidungen usw. die Stellung der jüdischen Gemeinden im preußischen Staat betreffend, hat Max Kollenscher herausgegeben. Dieses Buch besitzt große Vorzüge in seiner Klarheit und Verständlichkeit und enthält auch viele informierende und aufklärende Hinweise des Herausgebers, die bei der Verschiedenartigkeit der gesetzlichen Bestimmungen zu der richtigen Auffassung durchaus nötig erscheinen. Alfred Michaelis hat ebenfalls eine ähnliche Sammlung veröffentlicht: „Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts.“ Auf dem Gebiet der Gesetzgebung, wenn auch von der modernen preußischen sehr weit entfernt, ist das

Buch „Hammurapi (Hammurabi) und das salische Gesetz“ eine Rechtsvergleichung von H. Fehr. Bei den vielen Berührungspunkten zwischen den altbabylonischen Gesetzen und den jüdischen wird auch diese gelehrte Forschung für die Kenntnis des altjüdischen Rechts von großer Wichtigkeit sein. Eine rechtsgeschichtliche Studie gibt A. Billauer in seinen „Grundzügen des babylonisch-talmudischen Eherechts“. Gesetz und Sitte berührt ein geistvoller und gründlich-gelehrter Vortrag von Th. Kroner: „Der Zweikampf“, in der auch die Stellung des Judentums zu dieser eigentümlichen gesellschaftlichen Erscheinung mit Sachkenntnis präzisiert wird. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hat eine politisch-soziale Streitschrift „Die Juden im Heere“ herausgegeben. Gegen die unqualifizierbaren Angriffe auf die galizischen Juden von „jüdischer“ Seite hat B. Segel eine geharnischte mit berechtigter Entrüstung geschriebene Abwehrschrift veröffentlicht: „Die Entdeckungsreise des Herr Dr. Theodor Lessing zu den Ostjuden“. Ob sie den Schaden gut machen wird, den die „Reise-Erlebnisse“ des Herrn Lessing verursacht haben, ist leider zu bezweifeln, da die Antisemiten wohl die Schmähungen, nicht aber die Zurückweisung gelten lassen. Bekehrungsfähigen Antisemiten sei die Lektüre eines Buches von einem Gesinnungsgenossen empfohlen: „Vingt ans d'antisémitisme 1889—1909“ von R. Viau. Der Zeitgeschichte gehört auch an die Schrift von J. L. Magnes: „Jewish Community of New York City.“ Erwähnenswert ist auch die Schrift von M. Ginzburger: „Das jüdische Museum in Elsaß-Lothringen“. Von einem „jüdischen Deutschen“ (Friedrich Blach) rührt eine Streitschrift: „Die Juden in Deutschland“ her. In dieser aktuellen Schrift sind manche hübsche und anregende Bemerkungen, die auf guter Beobachtung beruhen, zu lesen. Aber seine Deutschtümelei ist durchaus überflüssig und sein großer Respekt vor H. St. Chaimberlains Alfanzereien ganz unbegründet. Der Verfasser glaubt sogar den „Separatismus“ der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur tadeln zu müssen. Sonderbarer Schwärmer! Was er über Juden-

taufen und Mischehen sagt, ist mit einigem Vorbehalt beherzigenswert.

Von gedruckten Predigten, die auch in diesem Jahre in ziemlich großer Anzahl erschienen sind, kann ich nur solche erwähnen, die mir zu Gesicht gekommen sind und das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Von den gehaltvollen „Predigten und Schrifterklärungen" S. Maybaum's ist der 6. Band erschienen (Predigten zu Peßach und Schabuoth); von M. Beermann „Sonne und Schild ist der Ewige!" (Festpredigten nebst einen Anhang Sabbat- und Gelegenheitsreden). Das bekannte lesenswerte Buch „Religiöse Zeitfragen" von L. Münz liegt in zweiter Auflage vor. E. Kanter veröffentlichte: „Homiletische Essays über zeitgemäße Fragen" zu allen Wochenabschnitten des Jahres; ferner: „Gesammelte Predigten" des jüngst verstorbenen Rabbiners S. Mühsam. Ein sehr empfehlenswertes homiletisches Buch ist „Die Schrift des Lebens" von dem bekannten gemütvollen Prediger und religiösen Dichter L. Stein (Teil III, Der Weg oder die Weisheit der Rabbiner), das von C. Seligmann in Frankfurt herausgegeben wird. Auch die bekannte homiletische Sammlung für die Hauslektüre „Bibel und Talmudschatz" von J. H. Kohn (eine glückliche Nachahmung des „Zeena-u-reena", das die jüdischen Frauen und auch die des Hebräischen unkundigen Männer in früheren Jahrhunderten mit vielem Nutzen gelesen haben) ist in neunter Auflage von S. Bamberger erschienen. — Ueber dem Niveau gewöhnlicher Predigten stehend, und doch im gewissen Sinne einen homiletischen Charakter (im besten Sinn des Wortes) tragend sind die Abhandlungen über „Juden und Judentum" von H. Steinthal, die nunmehr in 2. Auflage vorliegen, und die gesammelten Schriften des geistvollen und kenntnisreichen Vorkämpfers für das orthodoxe Judentum S. R. Hirsch, von denen bereits der 5. Band ausgegeben wurde.

Auch einige gute Schul- und Lehrbücher sind im letzten Jahre erschienen, die ich erwähnen möchte. Solche Schriften sind mit großem Danke aufzunehmen, weil wir

viele dieser Art besitzen, aber wenige wirklich brauchbare. Und doch hängt viel vom erfolgreichen Jugendunterricht ab. Von M. Levin ist in dritter sehr sorgfältig bearbeiteter Auflage erschienen: „Lehrbuch der israelitischen Religion", das zu den besten dieser Gattung gehört und geeignet ist, in den Herzen der jüdischen Jugend Liebe und Anhänglichkeit zum Judentum anzufachen. Das „Lehrbuch der jüdischen Religion" von F. Coblenz, das s. Z. eine heftige Kontroverse hervorgerufen hat, erschien ebenfalls in einer neuen (zweiten) Auflage. Das bekannte, sehr stark verbreitete Lehrbuch „Biblische Geschichte" von M. A. Levy liegt vor in der 41. Auflage (91.—94. Tausend). Habent sua fata libelli! Ferner ist zu erwähnen: „Limmud hadath", Leitfaden zum Religionsunterricht (9. Auflage) von E. Bondi. Auch die hebräische Schulgrammatik von J. Prill: „Einführung in die hebräische Sprache für den Schulgebrauch" die bereits in 3. Auflage erschienen ist, möchte ich noch hier erwähnen.

* *
*

In hebräischer Sprache ist im letzten Berichtsjahr nicht viel erschienen, und von dem Wenigen sind es zunächst bedeutungslose Erscheinungen. Um so dankbarer werden wir aufnehmen die Sammlung der Gedichte des Samuel ha-Nagid, die H. Brody mit bewährter Akribie herausgegeben hat. Von demselben Forscher ist erschienen die Fortsetzung der klassischen Ausgabe von den Gedichten des Jehuda ha-Levi: „Diwan des Abu-l-Hassan Jehuda-ha-Levi" (2. Band: Nichtgottesdienstliche Poesie). Ferner eine Abhandlung „Rabbi Israel Baal-Schem" von S. A. Horodezky; „Zur Geschichte der Karaiten" von R. Fahn; „Das Leben der Propheten nach der arabischen Legende" (Teil V: Hiob und Moses) von J. Eisenberg; Peëre chachme medinatenu" (Geschichte und Biographien sämtlicher Rabbiner Ungarns, nebst Beiträgen zur

Geschichte der Juden in Ungarn) von L. Gruenwald; „Milchemet ha-pelachim“ (Geschichte der Fellachenkämpfe in Palästina während der letzten zwei Jahrhunderte) von S. Raffalowich. — Von den gesammelten Schriften des jüngst verstorbenen hebräischen Schriftstellers M. L. Lilienblum ist der erste Band erschienen, der sehr gehaltvolle Abhandlungen über verschiedene Fragen im Judentum enthält. Aus der Feder M. J. Berditschewskis ist unter dem Titel „Baereb“ eine Sammlung geistvoller literarischer Essays erschienen. Von Juda Steinbergs gesammelten Schriften liegt der erste Band (Jugenderzählungen) vor. Der so früh verstorbene Dichter war zweifellos der beste Jugenderzähler in hebräischer Sprache; seine Erzählungen zeichnen sich durch Gemüt und psychologische Feinheit aus, und manche würden sich sehr gut zur Uebersetzung ins Deutsche eignen.

* *
*

Wir verlassen nunmehr das Gebiet der wissenschaftlichen Forschungen, die auch im letzten Jahre, wie wir gesehen haben, eine reiche Ernte ergaben, um uns der schönen Literatur zuzuwenden. Es ist dies eine seit Jahren gehörte Klage, daß gerade auf diesem Gebiete eine Stagnation zu verzeichnen sei, sodaß nur selten etwas Beachtenswertes erscheine. Dabei ist zu bemerken, daß es durchaus falsch ist, wenn angenommen wird, daß das moderne jüdische Leben keinen dankbaren und genügenden Stoff für die Dichtung gewähre. Denn grade das Großstadtleben der Juden, ihre sozialen Regungen mit allen ihren Begleiterscheinungen, haben in der letzten Zeit einige hervorragend begabte Dichter zu Judenromanen angeregt, die zum Teil auch als durchaus gelungen zu bezeichnen sind. Daß dies nur selten der Fall ist, muß durch andere Ursachen erklärt werden, was hier ausführlich zu erörtern nicht gut möglich ist. An Tiefe des Problems, an reichen Gegensätzen und inter-

essanten inneren und äußeren Ereignissen steht das Leben der Juden in der Großstadt dem früheren Stilleben im Ghetto gewiß nicht nach, und an Stelle der überwundenen Ghetto-Dichtung (was auf diesem Gebiete jetzt noch erscheint, ist zumeist nur Mache und Schablone) wird die dichterische Schilderung des Großstadtlebens der Juden treten. Einiges ist auf diesem Gebiete bereits zu verzeichnen.

Schriften belletristischen Inhalts aus dem jüdischen Leben sind mir im letzten Jahre nicht viel zu Gesicht gekommen. Es liegt dies vielleicht an mir, da ich diesen literarischen Erscheinungen mit großem Mißtrauen begegne. Ich verzeichne die „Komödien des Ghetto“ von dem Meister der Ghetto-Dichtung unserer Zeit J. Zangwill, ferner von demselben „Der Mantel des Elijah“, „Der Meister“, „Die graue Perrücke und andere Novellen“, und die Erzählungen: „Die im Dunkeln wandern . . “. Von Hermann Blumenthals Roman „Der Weg der Jugend“ ist der 3. Teil „Jünglingsjahre“ erschienen; ebenso der 2. Band der „Memoiren einer Großmutter“ von Pauline Wengeroff. Von dem bekannten kulturhistorischen Memoirenwerk der Glückel von Hameln erschien eine neue Uebersetzung nach der Ausgabe von D. Kaufmann. Ferner von J. Borchardt: „Die schwarze Chaje“, von A. Katz: „Jossele“. Es seien noch erwähnt die aus dem finnischen übersetzten Erzählungen „Israels Töchter“ von H. Krohn und der im spanischen Südamerika spielende Roman „Hohenzollern- und Judenblut wider Rom“ von R. Polko. Ein historischer Roman aus der Zeit des babylonischen Exils ist: „Babylone“ von dem Franzosen Mirepoix. Historische Themen behandelt auch Anatole France in der Erzählung „Der Statthalter von Judäa“, die jetzt in deutscher Uebersetzung erschienen ist; es ist dies eine versuchte Verteidigung des zu unverdientem Ruhme gelangten Pontius Pilatus, von dem die glaubwürdige Geschichte ein ganz anderes Bild entwirft. Auf biblischem Boden steht das Drama: „Simson“ von Ed. Eggert. Das Leben des bekannten Gelehrten und Finanziers Isaac Abravanel, der im Mittelpunkt der

geschichtlichen Tragödie von der Austreibung der Juden aus Spanien steht, gibt den Stoff zu dem historischen Drama: „Don Isaac", von Santo Semo (in französischer Sprache).

Von literarhistorischen Schriften sind zu erwähnen die sich mit dem berühmten jüdischen Maler Israëls beschäftigende Studie von M. Eisler „Von jüdischer Kunst (Jozef Israels)"; eine den Spuren der jüdischen Einflüsse auf Heine's Dichtung mit großem Fleiß und Verständnis nachgehende Untersuchung von M. Bienenstock: „Das jüdische Element in H. Heine's Werken". Wenn auch diese Seite in Heine schon vielfach behandelt wurde, so hat diese Schrift den Vorzug, daß dies in ihr im Zusammenhang und mit Beherrschung des betreffenden jüdischen Schrifttums geschieht. Eine neue Heineforschung liegt in der von Gustav Karpeles kurz vor seinem Tode abgeschlossenen Publikation vor: „Heine Reliquien". Einen in seinem Schicksal und als ungewöhnlich großes dichterisches Talent merkwürdigen Mann führt uns M. Weisberg vor in seinem Buche: „Wölwel Zbarazer, der fahrende Sänger des galizisch-jüdischen Humanismus". Der begabte hebräische und jüdisch-deutsche Dichter, der nur infolge der galizischen Verhältnisse nicht zu voller Entwicklung gelangt ist, findet in dieser Schrift eine liebevolle Würdigung. Dieser Klasse von Volksdichtern ist gewidmet die Studie von A. Wolf: „Fahrende Leute bei den Juden", die M. Gruenwald aus dem Nachlaß des verstorbenen Autors veröffentlicht hat.

Der jüdische Humor findet seinen würdigen Literarhistoriker in dem gemütvollen M. Nuél, der neuerdings mit einer Schrift „Rabbi Lach und seine Geschichten" hervorgetreten ist. Das anmutige Kleinleben im Ghetto des Landstädtchens schildern in unnachahmlicher Liebenswürdigkeit die bekannten Humoresken „Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas" von Siegmund Kronbach, die jetzt in einer neuen Volksausgabe erschienen sind.

Endlich seien noch einige Jugendschriften erwähnt. Zum 100. Geburtstag von L. A. Frankl erschien von E. Wolbe: „Ludwig August Frankl, der Dichter und Menschenfreund". Ferner „Gabriel Rießers Leben und Wirken" von J. Feiner; „Einsames Land" von W. Münz; „Festgeschichten für die reifere jüdische Jugend" von M. Pulvermann; „Jüdische Sagen und Legenden" von B. Kuttner, von deren erstem Bändchen die zweite Auflage erschienen ist.

* * *

Außer den größeren wissenschaftlichen Arbeiten, von denen mir manches Wichtige entgangen sein mag, ist im letzten Jahre, wie immer auch viel Kleinarbeit verrichtet worden. Ohne Nutzen ist keine wissenschaftliche Leistung. Aber im allgemeinen ist ein erfreulicher Zug in den Schöpfungen der letzten Zeit zu beobachten: nicht die Gelehrsamkeit ist das Ideal der Forschung, sondern die Wissenschaft, d. h. die kulturgeschichtliche Auffassung und Zusammenfassung der Einzelheiten zu einem Gesamtbild. In dieser Anschauung findet das Judentum seinen Platz unter den mannigfaltigen Erscheinungen der Kultur; und auch seine Würdigung, seine gerechte und unbefangene Beurteilung, wird in dem Maße zunehmen als man sich gewöhnen wird, es als eine Betätigung der geistigen Schöpfungskraft im Menschen zu verstehen — in einer bestimmten Form, die durch die geschichtliche Entwicklung des jüdischen Stammes bedingt ist. Das Judentum will nicht isoliert sein, nicht aus der Gesamtkultur der Menschheit herausgerissen. Der universelle Charakter, den es bereits in sehr früher Zeit angenommen hat, haftet ihm zu seinem Vorteil an, ohne daß es deshalb an Selbständigkeit und Eigenart eingebüßt hat. Es ist ein großer mächtiger Fluß, der sich durch die Jahrtausende der Geschichte zieht, auf seinem Wege viele Nebenflüsse aufnehmend, um das große Meer der Geistesarbeit der gesitteten Menschheit zu speisen. Und da

bewährt sich die Beobachtung des tiefsinnigen biblischen Denkers, daß die großen Flüsse, trotzdem sie sich ewig ins Meer ergießen, doch nicht versiegen und niemals aufhören. Seit mehr als zwei Jahrtausenden mündet das Judentum im Meere des Universalismus, ohne deshalb sich erschöpft zu haben. An uns liegt es, zu verhindern, daß die Erforschung des Judentums eine leblose Altertumsforschung werde. Die Wissenschaft des Judentums muß unzertrennlich bleiben von dem jüdischen Stamm, und wichtiger als alles Wissen ist der Fortbestand des Stammes, der dieses Wissen hervorgebracht hat und dem es gilt. Fortleben und weiter geistig arbeiten und schaffen das bleibt unsere Aufgabe.

Abraham Geiger.

1810—1910

Von **J. Elbogen.**

Am 24. Mai 1910 ist der hundertste Geburtstag Abraham Geigers von der Judenheit innerhalb und außerhalb Deutschlands festlich begangen worden. Bei dieser Gelegenheit ist in zahlreichen Reden, Vorträgen und Aufsätzen des Segens gedacht worden, der von Geiger gestiftet worden; in einem umfassenden ausgezeichneten Werke, wie es die jüdische Literatur für keinen anderen Gelehrten besitzt, ist seinem Leben und Lebenswerk ein dauerndes Denkmal errichtet worden.[1]) Es ist ein wenig post festum, wenn dieser Aufsatz erscheint. Dennoch darf dieses Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur den denkwürdigen Erinnerungstag nicht mit Stillschweigen übergehen; denn es gilt das Andenken eines Mannes zu feiern, der in die Entwicklung der neuzeitlichen jüdischen Geschichte ganz besonders tatkräftig eingegriffen, der ihrer wichtigsten Bewegung das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat; der an der Wiederbelebung der jüdischen Literatur mächtigen Anteil genommen, für die Bearbeitung ihrer wichtigsten Denkmäler Achtung gebietende Werke geliefert hat. Unser Jahrbuch erfüllt noch eine besondere Pflicht der Dankbarkeit; gehörte doch Abraham Geiger zu den Seinen, zu denen, die dem Philippsonschen „Institut" (s. S. 100) durch ihre Mitarbeit Förderung angedeihen ließen.

---

[1]) Abraham Geiger, Leben und Lebenswerk, herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Georg Reimer, 1910. In diesem Werke sind auch die näheren Ausführungen und Nachweisungen für die hier gegebene Darstellung nachzulesen.

I.

Abraham Geiger wurde am 24. 5. 1810 in Frankfurt a. M. geboren, wo er seine weltliche Ausbildung durch Privatunterricht, seine religiöse unter der Leitung seines älteren Bruders Salomon und Wolf Heidenheims erhielt. Ein frühreifes Talent, bezog er 1829 die Universität Heidelberg, die er bald mit Bonn vertauschte. Er studierte hauptsächlich semitische Philologie, Philosophie und Geschichte. In Bonn fand er Gelegenheit, sich zum ersten Male wissenschaftlich zu betätigen, er errang den Preis der philosophischen Fakultät mit der noch heute mustergültigen Arbeit: „Was hat Mohammed aus dem Judentum entlehnt?", in der er seine ausgebreitete Kenntnis der alten arabischen Literatur und seine Belesenheit im Talmud und Midrasch bekundete. Auf Grund dieser Arbeit, seiner Zeugnisse und sonstigen Leistungen erteilte ihm auch 1834 die Philosophische Fakultät in Marburg unter Verzicht auf jede weitere Prüfung das Diplom eines Doktors der Philosophie. In Bonn knüpfte Geiger neben innigen Freundschaftsbündnissen, die teilweise das ganze Leben hindurch fortbestanden, zarte Liebesbande zu seiner späteren Lebensgefährtin, Emilie Oppenheim, aber es dauerte 7 Jahre, bis er die Braut als Gattin heimführen konnte. Denn das Rabbinat in Wiesbaden, das er zunächst 1832 übernahm, ernährte ihn nur kümmerlich; die Enge der dortigen Verhältnisse, der kleinliche Sinn der Gemeinde konnten ihm das Verbleiben nicht sehr verlockend erscheinen lassen. Da wurde er 1838 in ehrenvoller Weise nach Breslau berufen. In dieser Gemeinde, der zweitgrößten des preußischen Staates, wünschte der fortgeschrittene Teil die Anstellung eines modern gebildeten Predigers neben dem Rabbiner alten Schlages. Die Wahl fiel auf Geiger. Als Nichtpreuße bedurfte er der Naturalisation von seiten der Regierung. Die Gegner seiner Anstellung suchten dies durch allerlei Mittel zu verhindern. Die Angelegenheit zog sich mehr als ein volles Jahr hin. Geiger

vertrat während eines langen Aufenthaltes in Berlin selbst sein Recht bei den höchsten Behörden und siegte schließlich. Die unfreiwillige Muße brachte ihm als besonderen Gewinn den anregenden Umgang mit Leopold Zunz, mit dem er Freundschaft fürs Leben schloß, und Gelegenheit zum wissenschaftlichen Arbeiten. Endlich 1840 durfte er sein Amt antreten, im Sommer gründete er sein Haus durch die Vermählung mit der heißgeliebten Braut, mit der ihn das glücklichste Familienleben 20 Jahre lang vereinte. In Breslau erzielte sein Auftreten große Triumphe. Gar bald aber wurde er in schwere Kämpfe verwickelt, da der Rabbiner Tiktin sich weigerte, den Mann der Reform anzuerkennen. Es entbrannte der Geiger-Tiktinsche Streit, dem eine weit über das Persönliche hinausgehende Bedeutung in der Geschichte zukommt. Hier kam zum ersten Male die Frage zur Entscheidung, ob ein in seiner Gesinnung dem herkömmlichen rabbinischen Judentum entwachsener Mann fähig war, eine Rabbinerstelle zu bekleiden; die Gutachten, die beide Parteien von ihren Gesinnungsgenossen einzogen und verbreiteten, gaben diesem lokalen Streite ein allgemeines Gepräge. In der Gemeinde selbst erregte der Kampf die Leidenschaften aufs Heftigste; wenn auch Geigers Partei die stärkere war, so konnte er dennoch an der eingetretenen Spaltung keine Freude empfinden. Der vorzeitige Tod seines Gegners beschleunigte den Frieden. Geiger blieb neben dem jüngeren Tiktin gleichberechtigter Rabbiner der Gemeinde, jeder von ihnen hatte vollständige Berechtigung zu allen rabbinischen Funktionen, sie wirkten jeder in einer besonderen Synagoge mit verschiedenem Ritus. Nach dieser Einigung verlebte Geiger in Breslau glückliche Jahre frischen Schaffens auf dem Gebiete des Gemeindelebens und der Wissenschaft, von hier aus begründete er seinen Ruf als Vorkämpfer des Fortschritts und als Fürst der Wissenschaft. Auch an fröhlichem Kampfe für seine Ideen fehlte es nicht. Das Jahr 1857 mit dem 25-jährigen Rabbinerjubiläum, das Anerkennung von allen Seiten brachte, bezeichnete den Höhepunkt des Glücks.

Dann traf ihn der schwere Schicksalsschlag, der Tod seiner Emilie, der das innige Familienleben zerstörte. Auch der Eifer der Freunde und Anhänger für die Sache des Fortschritts erlahmte. So folgte er 1863 dem Ruf der Heimatsgemeinde Frankfurt, die ihn zu ihrem Rabbiner erwählt hatte. Der eigenartigen Verhältnisse wegen war die Wirksamkeit hier weder leicht noch erfreulich. Sie dauerte auch nicht lange, denn gar bald wurde von Berlin aus mit Geiger verhandelt, und als nach langen schweren Kämpfen die Vertreter des Fortschrittes dort zum Siege gelangt waren, wurde Geiger 1869 zum Rabbiner der Hauptstadt erwählt. Dort fand auch das Ideal seines Lebens Erfüllung, die 1872 eröffnete Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ernannte ihn zu ihrem Dozenten; eine wissensdurstige Schar von Jüngern lauschte begeistert den Vorträgen, in denen der Meister den Ertrag seiner Lebensarbeit mitteilte. Mitten aus einer umfassenden segensreichen Tätigkeit wurde der jugendfrische Mann durch einen plötzlichen Tod am 23. 10. 1874 herausgerissen.

II.

Wichtiger als der äußere Lebensgang ist die innere Entwickelung Abraham Geigers. Denn seine Bedeutung liegt vor allem darin, daß er der Begründer einer neuen Epoche im religiösen Leben des Judentums geworden ist, der Begründer und erste Verkünder der jüdischen Theologie. Das Judentum machte vor 100 Jahren eine schwere Krisis durch, die durch Moses Mendelsson ihr zugeführte Luft der Kulturwelt schien der Religion des Ghetto die Auflösung zu bringen, selbst die Besten sahen sich dem Abfall ratlos gegenüber, selbst die Treusten sahen in verzweifelter Resignation, wie ihnen der Boden unter den Füßen schwand. In dieser Gefahr trat Geiger auf, er wollte von den kleinlichen Heilmitteln nichts hören, er verwarf die nutzlosen Versuche, durch Ordnung und Verschönerung des Gottesdienstes dem Judentum aufzu-

helfen. Er forderte eine umfassendere, weit gründlichere Kur, eine völlig neue Auffassung von der jüdischen Religion. „Das Schwere wie das Leichte, das Ganze wie das Einzelne soll Sinn und Bedeutung haben, soll den Geist erheben, das Herz erwärmen, damit es auf die ganze Lebensäußerung Einfluß hat". Die Wissenschaft des Judentums sollte nicht bei literarhistorischen Untersuchungen stehen bleiben, sondern eine jüdische Theologie schaffen, eine vom wissenschaftlichen Geist getränkte Anschauung vom Judentum, einen auf wissenschaftlicher Forschung beruhenden Einblick in die Entwickelung der religiösen Ideen und der Erscheinungsformen des Judentums. Die jüdische Theologie hatte die Aufgabe, hinter die ganz mechanisch geübten und leblos gewordenen Zeremonien zu führen, die ihnen zu Grunde liegenden ewigen Ideen aufzuzeigen, die Vorstellung, als bestände das Judentum nur aus Formen, zu beseitigen, die „Formenstarrheit" zu zerstören. Schon die ersten Untersuchungen der neuen Wissenschaft des Judentums hatten gezeigt, daß die Form im Judentum keine absolute, daß die bestehende eine gewordene ist, daß sie allmählich sich gestaltet hat, daß sie wohl auf einer ewigen Grundlage ruht, aber im Laufe der Zeit durch innere und äußere Verhältnisse mannigfache Ansätze erhalten, mannigfache Veränderungen erlitten hat, daß insbesondere auch die unglückliche Lage der Juden überaus ungünstige Bedingungen für eine freie, gesunde Entwickelung der jüdischen Religion geschaffen hat. Damit fiel der hergebrachte Begriff der Tradition. Nicht mehr als die Ueberlieferung einer von Gott entstammten, von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzten mündlichen Lehre betrachtete sie Geiger, sondern als „den innerlich fortwirkenden schöpferischen umgestaltenden Geist, wie er im Judentum erweckt worden, zum Ausdruck gelangt ist und fortlebt". Nicht um ihres Ursprungs allein, sondern um jeder ihrer Phasen willen verdient daher die Tradition Beachtung, andererseits aber dürfen ihre Aeußerungen nur einen relativen Wert beanspruchen, da sie in ihrer Ausprägung immer zeitlich bedingt ist; bei Veränderung der Zeiten, bei Läuterung der Erkenntnis und beim

Wechsel der Anforderungen tritt auch in der Tradition eine Umgestaltung ein, ist auch sie einer Umprägung unterworfen. — Diese einfachen Gedanken, die Geiger seiner Theologie zu Grunde legte, haben einen mächtigen Widerhall im deutschen Judentum geweckt; man konnte sich für oder wider sie erklären, aber man konnte es nicht umgehen, zu ihnen Stellung zu nehmen. Geiger und sein ehemaliger Studienfreund S. R. Hirsch wurden die geistigen Häupter der sich spaltenden Richtungen, die auf entgegengesetztem Wege die Wiederbelebung und geistige Durchdringung des erstarrten Judentums suchten.

Aber so verblüffend einfach diese Gedanken waren, und so einfach sie namentlich uns heute erscheinen — ein Zeichen, daß sie den Sieg errungen haben — so schwierig war es, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Den Ausgleich zwischen dieser Lehre, dieser Auffassung vom Judentum und dem durch das Herkommen beeinflußten religiösen Leben herbeizuführen, dieser Aufgabe widmete Geiger seine ganze Kraft. Er war noch in einem jugendlich zu nennenden Alter, als er 1835 in der „wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie" diese bahnbrechenden Ideen aussprach, und er hat bis zum letzten Tage seines Lebens an ihrer praktischen Durchführung zu arbeiten nicht aufgehört. So zahlreich waren die Schwierigkeiten, so unermeßlich die Hindernisse. Der Reform, die auf historischer Grundlage gedacht war, bemächtigte sich die radikale Strömung, der Geiger nicht in allen Stücken zu widerstehen vermochte. Wurde hierdurch der Widerstand der konservativer Gesinnten hervorgerufen, so war nicht minder schädlich das Verhalten der eigenen Anhänger, deren Eifer rasch erlahmte, die keine Ausdauer zeigten in der Begeisterung für die neuen Ideen.

Ihrer Verwirklichung galt Geigers Tätigkeit als Rabbiner, für sie wirkte er auf der Kanzel mit der Vollkraft seiner zündenden Beredsamkeit. Schon in Wiesbaden begann er mit einer Umgestaltung des Religionsunterrichts. In Breslau gründete und leitete er die Religionsschule; noch heute erzählen Männer und Frauen

voll glühender Begeisterung von dem Eindruck des Unterrichts, den Geiger erteilte, besonders tief prägte sich die Mädchen-Konfirmation, die er einführte, ein. Seinen Ansprüchen entsprachen viele Reformen im Gottesdienst, mit denen er teilweise in Wiesbaden bereits begann, die er in den späteren Gemeinden weiter ausdehnte. Vor allem muß da die Bearbeitung des Gebetbuches hervorgehoben werden, die er zuerst mit sehr maßvollen Aenderungen für Breslau vornahm, später mit stärkeren Eingriffen in den überlieferten Text für Berlin wiederholte.

Dem Ausgleich seiner Lehre mit dem Leben galten ferner die Rabbiner-Versammlungen, die das Ziel hatten, gegenüber der Zügellosigkeit im Reformieren einen Zusammenschluß und eine gemeinsame Aussprache der Gleichgesinnten herbeizuführen. Die erste nicht öffentliche Versammlung hatte auf Geigers Einladung 1837 in Wiesbaden stattgefunden. Auch an allen folgenden hat er teilgenommen, die von Frankfurt 1845 und von Breslau 1846 standen stark unter seinem Einflusse. Nicht nur, daß er dem Präsidium angehörte, war er Mitglied der wichtigsten Kommissionen und Berichterstatter in entscheidenden Fragen, in denen seine Thesen häufig die Grundlage der Aussprache und Beschlußfassung bildeten. Es müßte die ganze Geschichte der Reformbewegung hier wiederholt werden, wollten wir Geigers Tätigkeit im einzelnen gedenken. Als 1868 in Cassel ein Versuch gemacht wurde, die Rabbinerversammlungen wieder zu beleben, hat sich Geiger dem Rufe nicht entzogen, er hat für die beiden Synoden in Leipzig und Augsburg ausführliche Gutachten über umfassende und einschneidende Gebiete, wie die Ehegesetze, vorgelegt. — Geigers Streben ging dahin, die theologische Forschung unabhängig zu gestalten von allen Zufälligkeiten, ihr Dauer und Stetigkeit zu verleihen. In der wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie (6 Bände 1835—1847) und in der jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben (11 Bände 1862—1874) schuf er eine Plattform für die theologische Diskussion mit weitgehendster Freiheit. Wichtiger noch war sein Ein-

treten für die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät als dringendster Forderung seiner Zeit. Es war nicht ohne sein Verdienst, wenn das erste jüdisch-theologische Seminar an der Stätte seiner Wirksamkeit entstand. Ihm selbst freilich war erst am Ende seines Lebens, 1872—1874, die Wirksamkeit an einer der freien Forschung gewidmeten Anstalt, der Berliner Hochschule, beschieden.

III.

Nicht geringer als in der Theologie und unumstritten ist Geigers Ruhm als Gelehrter. Die Richtung seiner Theologie als historischer wies ihn in das Gebiet der Wissenschaften, es war ihre Aufgabe, das Judentum in seiner geschichtlichen Entwicklung zu studieren und darzustellen. So ist Geiger ein Forscher geworden von großen Gesichtspunkten, von einer Sorgfalt und Genauigkeit, von einer Tiefe und Gründlichkeit, wie wir nur wenige haben. Vor allem aber zeichnet ihn eine erstaunliche Vielseitigkeit des Arbeitsfeldes aus; es gibt kaum ein Gebiet der jüdischen Wissenschaft, dem er seine Kraft nicht wenigstens vorübergehend gewidmet hat. 936 kleinere und größere Druckwerke von ihm — seine Zeitschriften bringen fast nur eigene Artikel — zählt die Bibliographie[1]) auf, und wenn auch davon etwa zweihundert als Briefe in Abzug gebracht werden müssen, so bleibt doch ein solcher Reichtum des nach allen Seiten hin ausströmenden Segens, daß die Nachwelt allen Anlaß hat, mit Dankbarkeit darauf zu blicken. Geiger verfügte über eine ausgezeichnete philologische Schulung, war begnadet mit feinem kritischem Sinne und einer ausgesprochenen historischen Begabung. Seine Zeit war mit der Wiedererweckung des vergessenen oder nicht recht gewürdigten jüdischen Geisteslebens im Mittelalter beschäftigt, sie fand an ihm einen bereitwilligen wertvollen Mitarbeiter, der

[1]) Am Schlusse des genannten Werkes Seite 418—470.

sich gern in die Vergangenheit versenkte, um ihre verborgenen Schätze zutage zu fördern. Seine literarhistorischen Untersuchungen sind ihrer Methode nach noch heute mustergiltig, die von ihm veröffentlichten Texte durch ihre Korrektheit ausgezeichnet, wichtige Handschriften sind durch ihn der jüdischen Literatur zugänglich gemacht worden.

Der religiösen Auffassung des jüdischen Mittelalters sind seine Abhandlungen über die Religionsphilosophie gewidmet, deren Systeme er als Erster in großen Umrissen vergleichend dargestellt hat. In die Gedankenwelt der späteren Jahrhunderte führen die Arbeiten über die Zweifler Elia del Medigo und Juda da Modena ein. Wie die jüdischen Theologen der Vergangenheit ihren Glauben gegen Angriffe von außen verteidigt haben, wurde in den „Proben jüdischer Verteidigung im Mittelalter“ gezeigt. Ein wertvoller Schatz von Gedanken und Anregungen wird hier der Mitwelt zugänglich gemacht. Prophiat Durans satyrisches Gedicht: „Sei nicht wie Deine Väter“ und Isak Trokis wuchtige Beweisführung, auf die Geiger besonderen Wert legte, verdienen auch heute noch volle Beachtung. Es ist bekannt, daß Geiger selbst wiederholt öffentlich mit großem Nachdruck die Verteidigung des Judentums gegen Verunglimpfung geführt hat; wo die jüdische Religion vom Standpunkt der Wissenschaft oder der Kirche eine Beschimpfung erfuhr, erschien Geiger auf dem Kampfplatz und wies die Gegner in die Schranken.

Ein anderes Gebiet, dem erst die Neuzeit wieder die gebührende Beachtung und Anerkennung verschafft hat, war die hebräische Poesie des Mittelalters, insbesondere die der Blütezeit der Dichtkunst in Spanien. Die beiden Dichterfürsten Salomon ibn Gabirol und Jehuda Halevy verdanken Geiger eine eingehende Charakteristik, in der er ihre Poesie an der Hand ihrer Schicksale beleuchtete und die Kenntnis ihrer Schöpfungen durch eine Fülle neuer Veröffentlichungen bereicherte. Eine vergleichende Darstellung gab eine Uebersicht über die besten Dichter

der spanischen und italienischen Schule. Was die Bearbeitungen besonders wertvoll machte, waren die fein nachempfundenen Uebertragungen der hebräischen Poesien; sie haben die Dichter der Gegenwart nahe gebracht, viel dazu beigetragen, das Verständnis für sie in einer ganz anderen Zeit und unter einem anderen Himmel zu wecken.

Die Bibel war dem Studienkreis der Judenheit niemals entschwunden, aber der Sinn für einfache natürliche Schriftauslegung war in den Jahrhunderten des Verfalls stark getrübt worden, die besten Schriften zur Bibelauslegung wurden mißachtet oder waren vergessen. Es ist ein großes Verdienst von Geiger, daß er den Leistungen der Juden auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und der Schriftforschung die gebührende Anerkennung verschafft hat. Seine Darstellungen der nordfranzösischen Exegetenschule, seine Biographien der Kimchiden sind trotz der viel reicheren Hilfsmittel unserer Zeit bis auf den heutigen Tag unübertroffen.

Der Vertiefung in die Bibel, in die Geschichte der Ueberlieferung ihres Textes und ihrer Uebersetzungen verdankt dasjenige Werk Geigers seinen Ursprung, das seinen wissenschaftlichen Ruhm am weitesten verbreitet und am festesten begründet hat. Die „Urschrift und Uebersetzungen der heiligen Schrift" verfocht die These, daß der Bibeltext nicht unversehrt überliefert ist, daß die geistigen Strömungen der einzelnen Zeiten ihre Gedanken in ihm wiederfanden, und daß sie sie durch kleine Eingriffe in den Text, durch tendenziöse Aenderungen darin zum Ausdruck brachten. Ebenso verraten die verschiedenen Uebersetzungen der heiligen Schrift die wechselnde Geistesrichtung, und mehrfach sind neue Uebersetzungen notwendig geworden, weil eine neue Auffassung vom Schriftwort zur Herrschaft gelangt war. Der geistigen Bewegung im Judentum nach dem babylonischen Exil nachgehend, gelangte Geiger zu einer neuen Auffassung von den religiösen Parteien. In vielen Einzelheiten der Schriftauslegung und der religiösen Praxis

gewahrte er Uebereinstimmungen zwischen den Sadduzäern und den Karäern; so schloß er auf eine innere Verwandtschaft dieser Sekten, die inzwischen durch Urkunden aus alter Zeit erwiesen worden ist. Aber noch mehr, es ergab sich vielfache Gemeinschaft ihrer Auffassungen mit den Samaritanern und mit Anschauungen, die im traditionellen jüdischen Schrifttum nicht unbekannt, aber zurückgedrängt sind. Daran knüpfte Geiger seine epochemachende Theorie vom Wesen des Sadduzäismus und dem Ursprung des Talmudismus an. Die Sadduzäer waren nicht, wie die spätere jüdische Tradition sie hinstellt, die Neuerer, die von dem altüberlieferten mündlichen Gesetz nichts wissen wollten. Sie waren die Partei der Herrschenden, der einflußreichen regierenden Priestergeschlechter, und wie alle aristokratischen Parteien waren sie konservativ und exklusiv. Sie hielten mit starrem Eigensinn fest an der überlieferten Norm, sie waren die Verfechter der alten priesterlichen Halacha. Aber seit den Makkabäerkämpfen trat ihnen eine neue Klasse gegenüber, der Bürgerstand, der die Unabhängigkeit des Vaterlandes erkämpft hatte und der nun seinen Platz und seinen Einfluß beanspruchte. Nicht den Priestern allein sollte die Religion zu eigen sein, die Heiligung des Lebens nicht ihr ausschließliches Vorrecht bilden, denn „allen ist gegeben das Erbe, das Königreich, das Priestertum und die Heiligung". Darum mußte die Religion umgestaltet und ausgebildet, individualisiert werden. Die das forderten, waren die Pharisäer, die Geiger als die Partei des Fortschritts und der religiösen Reform erwiesen und so von dem Makel befreit hat, der seit den Tagen der Evangelien ihnen anhaftete. Von ihnen ging die Bewegung aus, die in Männern wie Hillel und Akiba ihren Höhepunkt, die in der neuen Halacha ihren Niederschlag fand und zur Demokratisierung des Judentums führte. Diese Bewegung hat dem Judentum die Beweglichkeit, die Möglichkeit der Anpassung an die verschiedensten Verhältnisse verliehen, sie hat ihm eine bedeutende Vertiefung der Religion gebracht.

Die neue Auffassung vom Ursprung und Wesen der Parteien, die so gewonnen war, wurde fruchtbar für die Anschauung von mehreren, in der Geschichte des Judentums entscheidenden Jahrhunderten; ja, die ganze Geistes- und Religionsgeschichte erhielt von hier aus einen anderen Anblick. Geiger betrachtete es auch als sein letztes Ziel, „eine wirkliche Geschichte des Judentums und seiner Literatur“ zu schreiben. Das war ihm nun freilich nicht beschieden, aber die Materialien dazu hat er in den Vorlesungen für die Hochschule zusammengetragen, die nach Aufzeichnungen seiner Hörer in den „Nachgelassenen Schriften“ Bd. II und Bd. IV veröffentlicht sind. Eine zusammenfassende Darstellung hat er nur in populärer Form in seinen Vorlesungen gegeben, die unter dem Titel „Das Judentum und seine Geschichte“ vereint sind. Nach einigen einführenden Vorlesungen über die leitenden Ideen des Judentums bieten sie eine Uebersicht über dessen Entwicklung bis zur Schwelle der Neuzeit. Es ist die innere Geschichte des Judentums, die hier zur Darstellung kommt; sein Wesen, seine schaffenden Ideen, seine religiöse und kulturelle Lage werden in einer großartigen, tiefgründigen Weise vorgeführt. Die Begeisterung des redegewaltigen Verfassers, die dem gesprochenen Wort den Schwung verlieh, klingt auch durch das Schriftwerk durch. Nicht nur seinem Inhalt, sondern auch seiner Form nach gehört das Werk zu den wertvollsten der neueren jüdischen Literatur; es ist das gelesenste und beliebteste Buch des Autors geworden.

* *
*

Eine so ungewöhnliche Fülle von Arbeit wie Abraham Geiger kann nur leisten, wer mit reicher Begabung edle Begeisterung und völlige Hingebung an den erwählten Beruf verbindet. Seine umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete er inmitten eines großen Pflichtenkreises als Rabbiner bedeutender Gemeinden; und daneben führte er den Kampf für seine religiösen Ideen, trat er

in die Schranken zu Gunsten des Judentums, wo und von wem immer es angegriffen wurde. Seine Vielseitigkeit und seine Streitbarkeit machten Geiger zum berühmtesten deutschen Rabbiner seiner Zeit, und sein Name lebt als ein gefeierter fort in der Judenheit. Er lebt fort in der Wissenschaft, in der zahlreiche Ergebnisse seiner Forschungen Gemeingut der Gelehrten aller Richtungen sind. Er lebt fort im religiösen Ringen unserer Zeit, wo eine große Partei sich gerade neuerdings wiederum zur Belebung und Fortentwickelung seiner Bestrebungen zusammengeschlossen hat; wo aber auch diejenigen, die nicht seine Ideen teilen, sein historisches Verdienst um die Erneuerung der religiösen Idee im Judentum, sein reines Streben um Läuterung der Glaubensanschauungen und Glaubensformen in Dankbarkeit anerkennen. So dauert sein Wirken und sein Andenken fort, zum Segen!

Ludwig Philippson.

Am 28. Dezember 1911 werden es hundert Jahre, daß Ludwig Philippson in Dessau geboren wurde. Ich folge gern der Aufforderung des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, in dem „Jahrbuche" das Bild dieses Mannes und seines Wirkens für das Judentum und die Judenheit zu skizzieren. Gern und doch mit einigem Zögern: denn ist es die Sache des Sohnes, das Wesen und die Tätigkeit des Vaters zu würdigen? Allein gerade die Verehrung für sein Andenken muß mich veranlassen, nach Möglichkeit, ohne Ueberschätzung, die Wahrheit in der Wertung des Strebens und der öffentlichen Arbeit eines Mannes zu suchen, dem das Erforschen und die kühne Verfechtung der Wahrheit, auch in denjenigen Beziehungen, die ihm die wichtigsten und teuersten waren, als die heiligste Pflicht galt, als ein Ergebnis seines ganzen Wesens.

Ludwig Philippson hatte eine harte Jugend verbracht. Sein Vater, Moses, ein rühmlich bekannter jüdischer Gelehrter, wurde ihm schon im dritten Lebensjahre entrissen, und nur unter schweren Kämpfen und Mühen vermochte die tatkräftige und liebende Mutter das Nötigste für ihre Kinder zu beschaffen. Und doch hatten die beiden älteren Söhne den Mut, sich dem Studium zu widmen; der älteste, Phöbus, dem der Medizin, der zweite, Ludwig, dem der hebräischen Literatur, sowie der klassischen und der germanischen Philologie. Schon in den frühesten Jünglingsjahren veröffentlichte er seine ersten Arbeiten, die beiden Richtungen Rechnung trugen: Uebersetzungen einzelner Bücher der heiligen

Schrift und philologisch-naturwissenschaftliche Abhandlungen von bleibendem Werte. Die Entscheidung fiel, als die israelitische Gemeinde zu Magdeburg den erst im zweiundzwanzigsten Lebensjahre Stehenden 1833 zu ihrem Prediger berief. Er nahm an — damit war seine Lebensrichtung entschieden, und zugleich konnte er durch die Verehelichung mit Julie Wolff, der sein jugendliches Herz mit voller Glut ergeben war, seinen Hausstand begründen. Die Gattin ist ihm nach wenigen Jahren glücklicher Ehe entrissen worden. Er hat dann in Mathilde Hirsch eine zweite Gemahlin gefunden, die, mit innigster Liebe und voller Verehrung ihm zugetan, bei all' seiner Kränklichkeit, bei später sich in drei Jahrzehnten bis zu fast völliger Blindheit entwickelnder Augenschwäche ihm die hingebendste, verständnisvollste, selbstloseste Gefährtin und Stütze geblieben ist.

Während beinahe dreißig Jahren hat Philippson sein Amt in Magdeburg verwaltet, bis schwere Krankheit ihn 1862 zwang, seine Entlassung zu nehmen und sich nach der damals kleinen, ruhvoll gelegenen, mit mildem Klima und gesunder Luft begabten Universitätsstadt Bonn zurückzuziehen. Hier, im gartenumgebenen Häuschen, mit der Aussicht auf die herrlichen Höhen des Rheintales, gewann er einigermaßen seine Kräfte wieder. Trotz zarter Körperkonstitution, trotz der immer stärker ihn umhüllenden Blindheit setzte er auch in Bonn mit der ganzen Triebkraft seines freudigen Gemütes seine Tätigkeit fort, bis ihm, am 29. Dezember 1889, ein plötzlicher Tod die Feder, im wirklichsten Sinne, aus der Hand nahm. Ein Triumph des Geistes über die Schwächen der Materie!

Trotz seiner entbehrungsreichen Jugend, trotz seiner vielfachen körperlichen Leiden war sein Gemüt bis zu seinem Ende ein im Grundton heiteres, allen Gütern des Lebens zugängliches. Eine innige Naturauffassung führte ihn, solange seine Kräfte es ihm erlaubten, alljährlich in die schönsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz, und nichts stimmte ihn seliger, als rüstiges Wandern über Berg und Tal. Und so nahm er lebhaften

Anteil an den wunderbaren Fortschritten der Naturwissenschaften während seiner Zeit, ebenso wie an den Entdeckungen und geistvollen Darstellungen der Geschichtsforscher. Und alles das setzte er mit der Religion, mit dem Judentum in engste Verbindung.

Als Philippson, noch sehr jung, sich in die öffentliche Arena begab, machte das Judentum in Deutschland eine schwere Krisis durch — eine Krisis, die Tausende an dessen Fortdauer verzweifeln ließ. Aber, wie so oft, hat hier die unvergleichliche Lebenskraft des Judentums die inneren Krankheiten und die von außen andringenden Gefahren und Schädigungen siegreich überwunden. Freilich, es war eine traurige Zeit. Die Besiegung des gewaltigen „Erbfeindes" in den Befreiungskriegen hatte das deutsche Nationalgefühl bis zur Siedehitze gesteigert und eine Ausschließlichkeit erzeugt, die in den Juden nur ein fremdartiges, auszustoßendes Volkselement erblicken ließ, obwohl sie im Kampfe für das gemeinsame Vaterland in vollem Umfange mit ihrem Blut und Leben eingetreten waren. Heftige, zum Teil sogar blutige Verfolgungen wehrloser Juden entehrten den gesamten Westen und Nordwesten Deutschlands. Ihre Gleichberechtigung, die durch die mittelbare oder direkte französische Herrschaft begründet war, wurde nun allerorten wieder aufgehoben. Selbst die freien Städte Frankfurt und Hamburg schlossen sie von neuem in das Ghetto ein und unterdrückten sie durch alle Arten von Quälereien, während die beiden anderen freien Städte Lübeck und Bremen sie sogar aus ihren Mauern vertrieben. Auch in vielen fürstlichen Staaten Deutschlands blieben den Juden die meisten bürgerlichen Rechte versagt, wurden sie in Niederlassung und Beschäftigung mannigfach behindert und beschränkt — staatsbürgerliche Rechte besaßen sie nirgens.. Nur allmählich senkte die Schale sich zu ihren Gunsten. Die beißende, von edlem Unwillen getragene Ironie Boernes verwundete die Judenfeinde mit ihrer Logik und ihrem scharfen Sarkasmus, während der dichterische Romantismus des jugendlichen Heine um Israels Vergangenheit den Zauber gefühlvollen Schimmers wob. Anderseits belebte die

Pariser Revolution vom Juli 1830 den Liberalismus auch in den deutschen Gauen. Aber dieser Umschwung vollzog sich nur langsam, und dann lediglich in den gebildeten Kreisen der Bevölkerung.

Die inneren Zustände der deutschen Judenheit waren nicht befriedigender, als die äußere Lage, sie waren tief zerrissen und zerklüftet.

Es war verhängnisvoll, daß Moses Mendelssohn sein Ideal in der allgemeinen, außerjüdischen Kultur hatte suchen müssen, tatsächlich gesucht und damit seine Schüler und Anhänger aus dem Judentum hinausgewiesen hatte. So erfolgte ein allgemeiner Abfall von der Religion der Väter; und diejenigen, die ihr äußerlich treu blieben, wollten sie in eine unbestimmte „Naturreligion" verflachen und sogar den brutalen Zwang christlicher Behörden in Anspruch nehmen, um die „Alfanzereien" der Ueberlieferung abzustellen. Kein Wunder, daß die Mehrzahl der Juden von dieser Richtung nichts wissen wollte und in der behaglichen Dumpfheit aller überkommenen Zu- und Mißstände verblieb, die allerdings zu den Forderungen neuzeitlicher und speziell deutscher Kultur einen unversöhnlichen Gegensatz ausmachten. Diese Alt-Orthodoxen wandten sich nun ihrerseits an die reaktionären Regierungsgewalten, besonders in Preußen, um jede Betätigung reformistischer Ideen in Kultus und Schule zu unterdrücken. Voll bitterer Feindschaft verfolgten sie solche, wo sie sich zeigten, wie in dem neu begründeten „Tempel" in Hamburg. Und doch war die Alt-Orthodoxie nicht mehr lebensfähig, da sie den unwiderstehlich hereinbrechenden neuen Geist nicht ertrug. Das alte Rabbinat, im Sinne rein talmudisch-rabbinischer Bildung, hatte jeden Halt verloren und starb langsam dahin.

Eine neue Generation wuchs heran, die von dem wieder erwachten Bedürfnis religiöser Vertiefung erfüllt, das Heil nicht mehr, wie die unmittelbaren Mendelssohnianer, von der möglichst schnellen und gründlichen Assimilierung des Judentums mit der christlichen Kultur,

sondern von der Wiederauslösung seines eigentlichen Kernes aus dem entstellenden Wuste der Jahrhunderte des Verfalls erwartete. Der Führer der radikalen Richtung dieser neuen Reform ward der als Gelehrter und geistvoller Schriftsteller begabteste und bahnbrechende Mann des neueren Judentums, Abraham Geiger, dem sich eine Fülle aufstrebender Theologen und Denker anschloß. Seiner Schule gegenüber entstand, nach dem Beispiel und unter der Leitung des begeisterten und mutvollen Romantikers Samson Raphael Hirsch die Neu-Orthodoxie. Sie suchte auf ihre Weise einen Ausgleich zwischen der modernen Kultur und dem überlieferten Judentum, indem sie dieses zur Grundlage machte, jene nur insoweit zuließ und anwandte, als sie sich mit diesem vertrage.

Zwischen beiden theoretisch wohl berechtigten, aber extremen Richtungen herrschte ein wilder Krieg, der ein Schisma, eine vollständige Trennung herbeizuführen drohte. Nur der treffliche Seelsorger und Prediger in Wien, Mannheimer, suchte die Mitte zwischen den Parteien herzustellen und richtete einen wohlgeordneten und trotzdem auf konservativer Grundlage beruhenden Gottesdienst ein. Aber das hatte auf Deutschland kaum einen Einfluß. Wien lag damals den deutschen Interessen ungeheuer fern.

Innerhalb dieser bedrohlichen Krisis trat Ludwig Philippson in Tätigkeit. Er fand sofort den Weg, den er sein ganzes Leben verfolgen sollte, und das in einem Alter, wo man sonst noch zu lernen, zu tasten pflegt. Wie der Fünfzehnjährige im Vorwort zu seiner metrischen Uebersetzung der Propheten Hosea, Joel, Obadjah und Nahum als sein Programm verkündete: „Erreiche ich aber, daß ich in dem Geiste nur einiger, vorzüglich unter den Israeliten, wo der Sinn für ihre altertümlichen Schriften und ihre ehrwürdige ehemalige Muttersprache so sehr gesunken ist, die Liebe zu denselben etwas erwecke, so wird dies mein schönster, größter Lohn sein.“

Seine Anschauungsweise und seine Ziele waren ebenso selbständig wie klar, ebenso selbstsicher wie fruchtbar.

Für ihn war, wie er schon im Beginne seiner Laufbahn es aussprach, „das wahre Lebensprinzip des Judentums die geschichtliche Entwickelung auf dem Boden der heiligen Schrift“ und besonders der Thora. Er verfolgte den Gedanken einer allmählichen und natürlichen Evolution, die sich niemals in plötzlicher und gewaltsamer Weise von der Vergangenheit trennt, die nicht mit der verehrungswürdigen, von so vielen Generationen geheiligten Ueberlieferung bricht, nicht den durch die Frömmigkeit und die Arbeiten der Voreltern gefestigten Boden verläßt; die aber anderseits allen gesunden Bestrebungen der Gegenwart, den Forschritten der Wissenschaft, den im öffentlichen Bewußtsein sich vollziehenden Aenderungen zugänglich ist. Er hielt sich ebenso fern von der Bewegungslosigkeit der Orthodoxie wie von der Willkür der „Reformpartei“. Er wollte das Judentum weder den gebieterischen Anforderungen des jungen Geschlechts verschließen, noch es allen Wellenbewegungen des Augenblicks oder den unbestimmten und verweichlichenden Gedanken eines unsicheren und schwankenden Deismus überlassen. Er war, wie er oft selber gesagt hat, ein historischer Israelit; und er bezeichnete als sein Ideal, das seit mehr als dreitausend Jahren geoffenbarte göttliche Wort zu betätigen nach der geschichtlichen Entwickelung des Judentums, inmitten der modernen Bestrebungen und Einrichtungen. Wie alle Gemäßigten, wie alle Vorsichtigen und Nachdenklichen, die sich nicht einem leichten und einfachen Radikalismus nach der einen oder anderen Seite unterwerfen wollen, wurde er von beiden Extremen oft und scharf angegriffen. Die einen, die absoluten Orthodoxen, betrachteten ihn als einen Abtrünnigen, die anderen, die radikaleren Neuerer, als schwach und veränderlich. Und doch kann es nichts festeres, in sich begründeteres, logischeres geben, als den Gesichtspunkt, auf den er sich seit seiner Jugend gestellt, und auf dem er sich während

seiner langen Laufbahn als Theologe und Schriftsteller unveränderlich erhalten hat. Indem er, auf religiösem wie auf politischem Gebiete, die geschichtliche und psychologische Notwendigkeit des Vorhandenseins einer konservativen wie einer fortschrittlichen Partei und ihres Kampfes anerkannte, suchte er das Gleichgewicht zwischen ihnen zu erhalten und einen gemeinsamen Boden zu finden, auf dem sie sich zu einmütiger Verteidigung der erhabenen Grundsätze des Judentums zusammenfinden und versöhnen könnten. Die rein äußerlichen Neuerungen in den Formen des Kultus und Ritus waren ihm viel unwichtiger, als die innere Umwandlung, der Fortschritt des Volkscharakters, der Ideen, Sitten, Bestrebungen. Nicht Reform, sondern Wiedergeburt, das war sein Losungswort. Das bedeutsame bestand für ihn darin, das alte Judentum von allem Aberglauben und Mißwuchs zu reinigen, seinen öffentlichen und häuslichen Gottesdienst sowie seine Zeremonien von veralteten und unschönen Formen zu befreien, es mit der Wissenschaft und den Grundanschauungen der Gegenwart zu versöhnen, allen seinen Getreuen das wahre Wesen des Judentums und das Ziel, nach dem es jetzt wie in aller Ewigkeit hinstreben muß, verständlich zu machen und nahe zu bringen.

Der Mittelpunkt der israelitischen Religion war für ihn der messianische Gedanke, im Sinne nicht eines persönlichen Messias sondern einer Zeit, wo der reine und unverfälschte Monotheismus, ausgedrückt in der Lehre Israels, in der ganzen Welt triumphieren würde, und mit ihm die Ideen des allgemeinen Friedens, der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die Veredelung und Erhebung der ganzen menschlichen Natur. Sobald Israel, sagt er schon im Jahre 1843, die messianische Lehre aufgäbe, würde es auf seinen besonderen Charakter, auf seinen wahren Wert, kurz auf sich selbst verzichten; denn diese Lehre ist der wirkliche Boden des Judentums, wo es sich von der Individualität zur Allgemeinheit erhebt.

Wenn wir nun Philippsons Denkungsart über diesen Gegenstand näher betrachten, so finden wir

folgendes. Er glaubte die Israeliten dazu bestimmt, durch den langen Lauf der Jahrhunderte die Idee vom einig einzigen Gotte und die erhabenste Sittenlehre zu vertreten. Einen Teil ihrer universellen Aufgabe hatte die jüdische Gemeinschaft schon erfüllt, indem sie ihre mächtigen Töchterreligionen, die christliche und die mohammedanische hervorbrachte. Aber sie wird ihr Ziel erst vollständig erreicht haben und die Religion wird erst auf ihrem Höhepunkt angelangt sein, wenn ihre Glaubens- und Sittenlehre die ganze Menschheit erfaßt haben wird. In dieser idealen und großartigen Weise faßte er die Geschichte der israelitischen Religion auf, und so verstand er das Messiastum. Bei seinem Auftreten waren das neue und originelle Gedanken, und erst nachträglich haben seine eigenen Schriften dazu gedient, seine Anschauungen unter seinen Glaubensgenossen zu verbreiten, so daß sie dort allgemein und gewöhnlich, gleichsam ein instinktiver Teil des Glaubensbekenntnisses geworden sind. Diese Auffassung erfüllte ihn mit Begeisterung für das Judentum; er wünschte es groß, schön, rein und heilig zu sehen, damit es würdig werde, der große Lehrer, der ideale Apostel der Völker zu werden, erkoren zu der schwierigsten, aber auch erhabensten Aufgabe.

Das Messiastum schien ihm so wichtig, daß er in ihm den Hauptunterschied zwischen Christentum und Judentum erblickte. „Das eine“ sagt er, „glaubt die messianischen Ideen schon verwirklicht, das andere meint, daß ihre Verwirklichung noch der Zukunft angehört. Das Christentum sieht in diesem Begriffe die Verzeihung der Sünden, die Erlösung des in Sünde geborenen Menschen durch den Tod des Messias und durch den Glauben an diesen. Das Judentum aber begreift ihn als die zukünftige Anerkennung und Anbetung des einzigen und unkörperlichen Gottes, des Schöpfers der Welt, durch alle Völker der Erde, sowie als die Erlösung der Menschheit von jedem Irrtum, jeder Ungerechtigkeit und jedem Streite zur Einsicht in Gott, zum Recht und zum Frieden“.

Eine solche Auffassung beweist widerspruchslos, daß Philippson tief in das eigenste Wesen der beiden Reli-

gionen eingedrungen ist, die so nahe mit einander verwandt und doch so gegensätzlich sind; und daß er die Leitidee des Judentums sehr hochstellte als eine nicht, wie die des Christentums, individuelle sondern allgemeine, weltumfassende. Er hat seine Anschauungen über den jüdischen Glauben in induktiver Methode, durch Vereinigung von Philosophie und Geschichte, in einem seiner wichtigsten Werke systematisch dargestellt: der dreibändigen „Israelitischen Religionslehre."

Immer wieder kommt er darauf zurück, in seinen Schriften und einzelnen Artikeln, diese Religionslehre nach allen Seiten hin zu betrachten, nachzuweisen, daß sie sich mit den edelsten und höchsten Bestrebungen vereinigen läßt, daß sie eine Antwort hat nicht nur auf die religiösen sondern auch auf die politischen und sozialen Fragen. Er war davon durchdrungen, daß keine andere Religion so viel praktisches Mitleid und Güte besitzt, keine andere demokratischer ist im besten Sinne dieses Wortes. Diese Wahrheit verkündete er in Vorträgen und Büchern, besonders in dem Werke: „Die Entwickelung der religiösen Idee im Judentume, Christentume und Islam", das in alle zivilisierten Sprachen übertragen wurde. Die Uebersetzer hatten verstanden, daß man den Juden und besonders den Jüdinnen lehren müßte, was ihnen zumeist unbekannt war: nämlich die Daseinsberechtigung und Daseinsnotwendigkeit des Judentums. Aber das Buch brachte auch auf Christen einen tiefen Eindruck hervor.

Der soziale und politische Charakter des Judentums wurde von Philippson vor einem christlichen Publikum in den Vorlesungen über die „Religion der Gesellschaft" dargestellt, in denen Philippson vor nunmehr siebzig Jahren den kostenlosen Unterricht auf allen Stufen, sowie die soziale Befreiung der arbeitenden Klassen vorschlug und verfocht. Die umfassenden politischen Ideen des israelitischen Denkers fanden dann ein Vierteljahrhundert später eine tiefere und gründlichere Entwickelung in einem Buche seines reifsten Alters, den „Weltbewegenden Fragen". Leider wurden die Originalität und edle Auf-

fassung, die mit praktischem Sinn vereinte theoretische Einsicht, die Feinheit des Stiles, die dieses Buch auszeichnen, nicht hinreichend von einem Publikum geschätzt, das in einer Epoche allgemeinen Unglaubens — es war im Jahre 1869 — begonnen hatte, sich mißtrauisch von allem abzuwenden, was religiösen Charakter zu tragen schien.

Die Grundlage für die Lehre des Judentums und die Wurzel seines ganzen mehrtausendjährigen Daseins, die Bibel, war seit geraumer Zeit der Mehrzahl der Juden fast unbekannt geworden. Je mehr sich die Vertrautheit mit der hebräischen Sprache unter ihnen verlor, je fremder wurden ihnen die heiligen Bücher, die erhabenste Schöpfung ihres Stammes und die Quelle seines religiösen Geistes. Ihn wieder zu beleben, faßte Ludwig Philippson, als ein junger Mann von 21 Jahren, den mutigen Beschluß, sich einem für die Judenheit ganz neuen Unternehmen zu widmen: einer Uebertragung der Bibel ins Deutsche, begründet auf die alten wie die neueren und neuesten Forschungen, begleitet von einem vollständigen und alle Einzelheiten umfassenden deutschen Kommentar, mit Abbildungen geschmückt, alles wohl hergestellt, schön ausgestattet, ästhetisches Behagen gewährend. Diese ungeheure Arbeit, die um so erstaunlicher war, als sie neben zahllosen anderweiten Beschäftigungen herlief, nahm den Verfasser achtzehn Jahre seines Lebens in Anspruch und wurde erst 1854 abgeschlossen. Die Aufgabe, die er sich dabei stellte, war in den eigentlichen, tiefen Sinn des heiligen Wortes einzudringen, überall den einheitlichen und in sich harmonischen Charakter der Schrift zur Anschauung zu bringen, die Bibel durch die Bibel selbst zu erklären. Ohne die moderne Kritik grundsätzlich zu verwerfen, sondern unter Zustimmung zu einigen ihrer am meisten gesicherten Ergebnisse, blieb er doch ihr gegenüber sehr skeptisch und durchaus konservativ in seinem Urteile über die biblischen Bücher im ganzen wie im einzelnen. Es war das eine Folge seiner begeisterten und verehrungsvollen Liebe zu diesen uralten Grundlagen unseres Glaubens. Vielleicht hat er die liebevolle

Scheu zu weit getrieben und sich zu sehr den Nachweisungen der Kritik entzogen. Allein in diesen an sich so zarten Dingen ist es besser, zu viele als zu geringe Achtung zu erweisen. Die tollkühnen, oft überaus willkürlichen Voraussetzungen der modernen Bibelkritik sind überdies in den letzten Zeiten ja durch eine kühlere, methodischere und wissenschaftlichere Betrachtungsweise sowie durch die Entdeckungen von ägyptischen, babylonischen und assyrischen Denkmälern recht sehr erschüttert worden, die zum großen Teile in bemerkenswerter Weise die besonderen Anschauungen und die historischen Angaben und damit die Authentizität der das Alte Testament zusammenstellenden Bücher bestätigen.

Die Philippsonsche Bibelübersetzung, deren Wert durch verschiedene aufeinander folgende Auflagen — und zwar trotz ihres sehr hohen Preises — bezeugt wurde, diente auch zum deutschen Texte der berühmten von Gustav Doré illustrierten Bibelausgabe sowie zur Veröffentlichung der heiligen Schrift zu billigem Preise durch eine Israelitische Bibelanstalt, die Philippson mit einigen Freunden begründete, und die jene in vielen tausenden von Exemplaren in den jüdischen Familien verbreitete, aus denen sie auf diese Weise die tendenziös gefälschten Uebertragungen der christlichen Missionare vertrieb.

Ludwig Philippson war also nicht nur Theologe und Denker; nein, er war auch ein eminent praktischer Geist, der stets bereit war, die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Studien für das reale Leben nutzbar zu machen. Getreu seinem Vorsatze einer allmählichen und historischen Regeneration, schuf er, kaum in die Predigerlaufbahn eingetreten, zwei große Werke: als erster Jude in Preußen richtete er eine regelmäßige Predigt ein und als erster Jude in ganz Norddeutschland begründete er eine besondere israelitische Religionsschule, für die er auch die nötigen Lehrbücher verfaßte und herausgab. Und dieser junge Reformator zählte immerhin erst 22 Jahre!

Neben Salomon, Kley und Mannheimer gehörte er zu den hervorragendsten Kanzelrednern der alten Generation. Hoheit der Gedanken, begeisterte Liebe zur Religion, Klarheit in der Anordnung, tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, eine lebendige und doch gehobene und sorgfältige Sprache, mit allem dem eine warme und wohltönende Stimme sicherten seiner Beredtsamkeit tiefe und dauernde Wirkung. Und zwar umsomehr, als er überall, wenn auch unter stets verschiedener Form, die Idee hervorhob, deren Ausbreitung ihm als die hauptsächlichste Aufgabe des israelitischen Predigers erschien: die große universelle Sendung des Judentums, das ihm der erhabenste Ausdruck des religiösen Trachtens der Menschheit war. Die göttliche Offenbarung an Israel, die Geschichte des jüdischen Volkes, die Worte der heiligen Schrift und die Aussprüche der Gesetzeslehrer, endlich die Verteidigung unserer Religion gegen Zweifel und Gleichgültigkeit im Innern, sowie gegen die Angriffe von außen: das sind die Punkte, die nach seiner Meinung den Gegenstand der israelitischen Predigt bilden sollen. Man solle nicht die christliche Kanzelberedsamkeit nachahmen, auch nicht die Predigt zu einer bloßen moralischen oder philosophischen Abhandlung abschwächen, sondern stets den besonderen israelitischen Charakter der Gedanken, die man entwickelt, betonen, seinen Worten immer eine israelitische Färbung geben. So dachte und handelte er als Prediger. Auch da verfuhr er nach wohl überlegten und selbständigen Grundsätzen, in Uebereinstimmung mit seinem starken und mutigen Wesen, unter dem Antriebe seiner aufrichtigen Liebe zum Judentum.

Er hat viele seiner Reden, sei es einzeln, sei es in Büchern vereinigt, drucken lassen und ist so das Vorbild und der Gehilfe vieler Rabbiner und eifriger Lehrer geworden. Da nun bei ihm auf die Inspiration immer die Ueberlegung folgte, so verfaßte er auch ein Werk über die Theorie der jüdischen Homiletik, das einer seiner Schwiegersöhne, M. Kayserling, nach dem Tode des Autors herausgegeben hat.

Aber nicht weniger wichtig als die Predigt war die Schaffung der religiösen Unterweisung in einer wohlgeordneten Schule und nach den Vorschriften der Pädagogik. Sie fand Nachahmung in hunderten von jüdischen Gemeinden, auch orthodoxen, die heute nicht mehr wissen, daß sie nur das von Philippson gegebene Beispiel befolgt haben. Dieser methodische Unterricht, der mit einer Fortbildung im Sinne der religiösen Konfirmation abschloß, war von der Leitidee Philippsons beherrscht: er sprach nicht nur zur Vernunft, er wandte sich auch an das Empfinden der Kinder, der Jünglinge und Mädchen, er suchte in ihrer Seele die Begeisterung für die väterliche Religion zu erwecken und erfüllte ihr Gedächtnis mit einem Vorrate von wichtigen Aussprüchen und Bibelversen, die imstande waren, ihnen in allen Lagen des Lebens den Beistand der Religion und Moral zu gewähren.

Er traf sich dann in einem schöpferischen Gedanken mit einem der bedeutendsten der damaligen jüdischen Gelehrten, mit Abraham Geiger.

Hat dieser den zweiten Jahrgang seiner Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologen (1836) mit der Abhandlung eröffnet: „Die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit", so hatte Philippson schon vorher, im Jahrgang 1835 seines „Predigt- und Schulmagazins", den Wunsch ausgesprochen: ein Seminar begründet zu sehen, in dem sich die jüdischen Jünglinge Kenntnisse in der Wissenschaft des Judentums, in theologischer, historischer und linguistischer Beziehung aneignen könnten. Die Form, die Geiger der originalen Anregung Philippsons gegeben hatte, gefiel auch diesem am besten. Als Krönung des gesamten jüdischen Unterrichtsgebäudes betrieb er, seit 1837, ganz selbständig und ohne Beihilfe irgend jemandes die Schöpfung einer jüdisch-theologischen Fakultät. Er begriff sehr wohl, daß der Hochschulunterricht auf das wirksamste die Unterweisung auch der mittleren und niederen Grade ermutigt, anregt und mit der angemessenen Richtung versieht. Allein seine wiederholten Versuche blieben ohne

den hinreichenden Erfolg; erst 35 Jahre später hatte er die Genugtuung, der Eröffnung einer entsprechenden Anstalt in Berlin beizuwohnen. Es war nur angemessen, wenn man ihm die Ehre übertrug, die Eröffnungsrede zu halten.

Die ausgezeichneten praktischen Gaben Philippsons haben ihn zum Schöpfer des jüdischen Journalismus gemacht — vielleicht die verdienstlichste Seite seiner langen und vielfältigen Laufbahn. Einige ältere Zeitschriften behandelten nur beschränkte Teile des Judentums oder erschienen sogar in unbestimmten Zwischenräumen. Philippson war es, der im Jahre 1837 das erste regelmäßige jüdische Wochenblatt begründete, das das gesamte jüdische Leben umfaßte, ein Ereignis, das, wie Jost schon 1847 schrieb, „eine Epoche in der jüdischen Geschichte bildet". Nach dem Erfolge und nach dem Beispiele der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" sind dann zahlreiche Zeitschriften in allen Ländern Europas, sowie in den übrigen Erdteilen entstanden. Der vor 74 Jahren von Philippson gepflanzte Baum der jüdischen Presse hat sich kräftig entwickelt und ist einer der stärksten Pfeiler geworden, die das Gebäude der Judenheit stützen. Aber seine Zeitung blieb stets der kräftigste und blühendste Ast dieses Baumes. Sie wurde der Mittelpunkt alles dessen, was Juden und Judentum betraf, auf dem Gebiete der Religion und der Sitte, der Politik und des sozialen Lebens, der Literatur und der Wissenschaft.

Die Zeitung des Judentums wirkte in erster Linie durch die starke, edle und reine Persönlichkeit ihres Leiters. Sie wurde mit vollkommener Unparteilichkeit redigiert, mit sicherem und treffendem Taktgefühl, mit einem allen großen Werken des Menschentums offenem Geiste, mit bewundernswerter Allseitigkeit des Wissens. Sie stand immer voran im Kampfe, mutig in der Verteidigung aber auch in der Kritik der Juden. Verfaßt in literarischer und edler Sprache, stets vornehm in ihrer Haltung, geschrieben mit dem Geschick eines Publizisten ersten Ranges, erwarb und bewahrte diese Zeitung zahlreiche Lehrer und eifrige Mitarbeiter in der ganzen

Welt. Lange Zeit hindurch war sie es, und zwar sie allein, die den Hauch der Jetztzeit in die israelitischen Gemeinden der kleineren Städte Deutschlands, des preußischen, österreichischen und russischen Polen sowie das eigentliche Rußland eindringen ließ. Der mutige Reformator des jüdischen Schulwesens in Rußland, unter Nikolaus I., Max Lilienthal, hat es ausdrücklich gesagt: „Es ist hauptsächlich die Allgemeine Zeitung des Judentums, die die Strahlen der deutschisraelitischen Zivilisation in die entferntesten Winkel Rußlands verbreitet". Tausende und Tausende von Juden haben durch sie den Begriff der zeitgenössischen Kultur und zugleich die Kenntnis des wahren und ewigen Judentums erworben. Wie oft haben mir grauhaarige Männer und Frauen mit einer noch von den Erinnerungen ihrer Jugend erbebenden Stimme erzählt, was sie dieser Zeitung verdanken! „Wieviel die Zeitung des Judentums zur Belebung und Erstarkung des jüdischen Bewußlseins und des Gemeinsinnes unter den Juden beigetragen hat, das läßt sich nicht schildern", sagt Adolf Jellinek. Und Philippsons publizistischer Konkurrent Szanto: „Sie lehrte die Juden, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, das Bewußtsein ihrer eigenen Würde aus tiefem Schlafe aufzuwecken, und predigte Religiosität ohne zu frömmeln". Sie erfreute sich auch eines großen Ansehens in der christlichen Welt, und gerade weil sie von den Staatsmännern und Regierungshäuptern geschätzt wurde, leistete sie der Sache der Gleichberechtigung der Juden, zumal in Deutschland, die wesentlichsten Dienste. Philippson hat sein Blatt 53 Jahre hindurch geleitet, und die letzten Zeilen, die aus seiner Feder flossen, waren ein Artikel zur Eröffnung des neuen, 54. Jahrganges der „Allgemeinen Zeitung".

Das moderne Judentum hat tiefgründigere Spezialgelehrte und philosophischere Denker als Ludwig Philippson besessen, aber keinen so universellen und besonders volkstümlichen Vorkämpfer. Er übte nicht nur durch sein Blatt den glücklichsten und tiefstgreifenden Einfluß und Antrieb aus, sondern auch durch seine poetischen Schöpfungen.

Er besaß eine durchaus künstlerische Natur, fühlte sich zu allem Schönen und Edlen hingezogen und verband mit lebhafter Einbildungskraft eine angeborene Leichtigkeit, psychologische Eigenart aufzufassen und darzustellen — alles dies erhellt und geleitet von Allgemeinheit des Wissens und von Liebe zu Israels Religion und Geschichte. Er wurde ein Neuerer auch auf dem Boden der Novelle und des Romans in Israel. Seine starke Persönlichkeit goß in die Menschen seiner belletristischen Schöpfungen nicht nur sein eigenstes Herzblut, sie machte sie auch zu Verkündern seiner eigenen hellen und freudigen Lebensanschauungen. Sie alle sprechen und handeln im Sinne des Optimismus, des sicheren Sieges des Guten in der Welt. Und wenn sie äußerlich unterliegen, so triumphiert noch in ihrem Untergange und Tode die hohe Idee, für die sie willig als Opfer fallen. Seine begeisterte Liebe zur Natur, der herrlichen Gottesschöpfung, zum Einzelmenschen und zur ganzen Menschheit, die zu sonnenhafter Entwickelung bestimmt ist, durchdringt belebend und erfrischend seine Dichtungen, die mit den leuchtenden Farben eines reichen kulturgeschichtlichen Wissens ausgestattet sind.

Während unter dem beherrschenden Einfluß von Berthold Auerbachs „Dorfgeschichten" die übrigen jüdischen Novellen- und Romanschreiber sich mit der Schilderung des sehr rührenden, aber keineswegs die Seele des modernen Juden ermutigenden Ghettolebens beschäftigten, zog Philippson es vor, die großen Zeiten und die Heldentaten Israels zu verherrlichen und die Vergangenheit des Judentums mit dem Glanze der Dichtkunst zu umgeben. Auch auf diesem Gebiete liebte er, sein Israel in die Mitte der großen Bewegungen der Menschheit zu stellen, darzulegen, daß seine Religion keineswegs die einer Rasse, eines Volkes, sondern vielmehr die schöne und große Weltreligion sei. Er wollte die Vergangenheit des Judentums wieder aufleben lassen, „nicht in der Monotonie der Elegie, des steten Jammers der Menschennatur, sondern im verklärenden Lichte des Heroismus"; er wollte den starken Grundstock von hoher Sittlichkeit, von Reli-

giosität und Adel aufweisen, den Israel inmitten der Unglücksfülle, der Demütigungen und Leiden bewahrt hat. Dahin zielen seine zahlreichen Novellen, seine Dramen und historischen Romane. Zur Seite aber dieser Schöpfungen entstanden die „Jüdischen Mährlein", aus den eigensten Lebensquellen unserer Glaubensgenossenschaft mit inniger Sympathie geschöpft und in herzgewinnendem, einfachem, von Humor getränktem Tone erzählt, in ihrem liebenswürdigen Reize bisher unübertroffen.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen die zahlreichen dichterischen Schöpfungen Philippsons aufzuzählen; einige von ihnen, wie das Trauerspiel Esterka, das in Deutschland wie in Polen noch jetzt aufgeführt wird, und wie die Romane Jakob Tirado und Sepphoris und Rom, gehören zu den guten Erzeugnissen der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Es kommt uns vor allem darauf an, auf die ungeheure Wirkung hinzuweisen, die diese Schriften auf die israelitische Masse ausgeübt haben, in den östlichen Ländern noch mehr als in Deutschland selbst. Alle diese unterdrückten, mißhandelten, leidenden Gemeinschaften fühlten sich erhoben, ermutigt, mit neuer Hoffnung erfüllt durch die ruhmreichen und glänzenden Erinnerungen, die die dichterische Begeisterung und Einbildungskraft Philippsons ihnen vorzauberte. In viele Sprachen, besonders aber ins russische, polnische und hebräische übersetzt, leben die besten Erzeugnisse seiner Muse noch heute inmitten der Israeliten. Sie haben ihrerseits zur Erhaltung und Wiedergeburt des Judentums in tausenden von Herzen und Geistern mehr getan, als alle tiefgründigen Abhandlungen und philosophischen Betrachtungen der Gelehrten und selbst als die von schwerer, dumpfer Ghettoluft erfüllten Erzählungen und Romane, so ausgezeichnet sie auch in literarischer Hinsicht sein mögen, von Kompert und Bernstein.

Philippson hat stets die Bedeutung der Dienste erkannt, die die Literatur, sowohl die dichterische wie die gelehrte, der jüdischen Sache leisten konnte und sollte. Schon im Jahre 1843 faßte er den Plan, ein „Institut

zur Förderung der israelitischen Literatur“ zu gründen; er konnte ihn aber erst 1854 ausführen, und zwar mit der ganzen organisatorischen Geschicklichkeit, die ihm eigen war. Für die mäßige Summe von zwei Talern erhielt der Abonnent jedes Jahr mehr als 100 Druckbogen, gleich 1600 Seiten, von Werken, die zum Teil einen großen, alle aber irgend welchen Wert besaßen. Die Zahl der Abonnenten stieg bis an 4000, und das Institut erhielt sich volle 18 Jahre lang; es ging dann am Mangel nicht sowohl von Abonnenten wie von Autoren ein. Alle, die die Gleichgültigkeit unserer Glaubensgenossen für die literarischen Werke israelitischen Inhalts und im allgemeinen die Eitelkeit und Selbstsucht vieler Schriftsteller kennen, werden über ein solches Ergebnis erstaunt sein. Es erklärt sich nur aus dem mutigen Optimismus, der Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Volkstümlichkeit des Urhebers und eigentlichen Leiters. Man hat versucht, das Institut nachzuahmen, aber ohne bleibenden Erfolg. Es hat die gute Wirkung gehabt, unter den Israeliten eine Menge guter Schriften und eine Fülle von Kenntnissen zu verbreiten, sowie einer großen Anzahl jüdischer Schriftsteller und Gelehrten die Veröffentlichung ihrer Arbeiten zu ermöglichen. Die Erbschaft des „Instituts“ haben auf der einen Seite die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“, auf der anderen die „Vereine für jüdische Geschichte und Literatur“ angetreten. So sind diese Schöpfungen wenigstens in indirekter Weise, gewissermaßen auch Nachkommen des Philippsonschen Geistes.

Nichts fehlt dem deutschen Judentum mehr als die Einheit. Ich spreche hier nicht von der durchaus natürlichen, sogar notwendigen und heilsamen Trennung in Orthodoxe, Liberale und radikale Reformer, sondern von der gesetzlichen Auflösung des Zusammenhanges der Gemeinden. Mit Ausnahme einiger süddeutschen Länder haben die größeren deutschen Staaten, in der Absicht, das Judentum allmählich zu zersetzen und zu zerstören, dasselbe gesetzlich in mehrere tausende von Gemeinden zerrissen, von denen einige zu groß, die ungeheure Mehr-

zahl aber viel zu klein sind, ohne irgend eine Verknüpfung, ohne jede Zusammengehörigkeit. Philippson begriff vollkommen die verderblichen Folgen dieser Zersplitterung in Lehre und Leben und suchte sie durch einen freiwilligen Zusammenschluß zu beseitigen: zuerst auf den vier auf seine Veranlassung einberufenen Rabbinerversammlungen in Braunschweig (1844), Frankfurt am Main (1845), Breslau (1846) und Kassel (1868), dann auf der Synode in Leipzig (1869). Es ist wahr, alle diese ernstlich gemeinten Bestrebungen scheiterten am Parteigeist und, sagen wir es offen, an der Selbstsucht, der Eitelkeit und den Intrigen einflußreicher Persönlichkeiten. Aber es blieben doch Anregungen, die für die Weiterentwickelung des Judentums und des jüdischen Gemeindelebens von Bedeutung wurden.

In seinem Alter hatte Philippson die Genugtuung, an der Gründung des „Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes“ tätigen Anteil zu nehmen, der dazu bestimmt war und ist, nach Möglichkeit die Lücken auszufüllen, die das Staatsgesetz mit Absicht in der Organisation der israelitischen Gemeinden hat bestehen lassen.

Man personifiziert gewöhnlich den Kampf für die politischen Rechte der Juden in Deutschland während des mittleren Teiles des 19. Jahrhunderts in dem Namen Gabriel Rießers. Ohne in irgend einer Weise die hohen Verdienste dieses Mannes herabsetzen zu wollen, der sich ebenso durch seinen edlen Charakter und seine Opferwilligkeit für das Judentum, wie durch seine politische und literarische Begabung auszeichnete, müssen wir doch mit Nachdruck auch auf die unschätzbaren Dienste hinweisen, die Philippson während seiner langen Laufbahn der Sache der Gleichberechtigung der Juden in der ganzen Welt und besonders in Preußen geleistet hat. Sein glühendes Gerechtigkeitsgefühl, sein Haß gegen Gewalt und Unterdrückung waren es, die neben der innigen Liebe zu seiner Glaubensgenossenschaft, ihn immer wieder an die Spitze der Kämpfer für deren Rechte und Anerkennung führten. Selbst wo er von vornherein an

dem Erfolge zweifeln mußte, wollte er wenigstens das öffentliche Gewissen aufrütteln, inner- und außerhalb der Judenheit das Bewußtsein schärfen für das Märtyrertum, das immer noch über die Söhne Israels verhängt ist. Das stete Ringen, das Wirken und Streiten für die gute Sache war ihm Herzensbedürfnis:

„Doch was der höchste Lohn?
Es ist die Arbeit selbst!
Das Mühen, Ueberwinden,
Das Suchen und das Finden,
Der Kampf nur ist die Lust!“

Nur die wichtigsten von seinen politischen Bemühungen seien erwähnt.

Er vereinigte hunderte von preußischen Gemeinden zu einer Bewegung unwilligen Protestes und verhinderte so, im Jahre 1842, den „Romantiker auf dem Throne“ Friedrich Wilhelm IV., die Juden vom Heeresdienste auszuschließen und ihnen damit einen Schimpf anzutun, der sie aus dem Bürgertum gestoßen, vom Vaterlande losgerissen und sie unter die Fremden verwiesen hätte. Er, und nur er bewog 1856 mehr als dreihundert preußische Gemeinden, das Abgeordnetenhaus mit gemeinsamen Petitionen gegen den Vorschlag Wagener auf Abschaffung des § 12 der Verfassung zu bestürmen, der, wenigstens in der Theorie, die Gleichberechtigung der Religionsbekenntnisse im Staate verbürgte. Dieser Petitionssturm, sowie die beredten und wohlbegründeten Artikel, die Philippson damals in den angesehensten Zeitungen veröffentlichte, verhinderten die Kammer, trotz ihrer sonstigen durchaus reaktionären Gesinnung, die gesetzliche Gleichberechtigung zu vernichten. Nach dem Kriege von 1866 vereinigte er abermals dreihundert preußische Judengemeinden, um zuerst vom Ministerium und dann vom Norddeutschen Reichstage die Beseitigung aller der Schranken zu fordern, die den Israeliten noch den Zutritt zu den öffentlichen Aemtern verschlossen. Das Ergebnis dieser Bemühungen war das Bundesgesetz

vom 3. Juli 1869, das in formellster Weise die volle staatsbürgerliche Gleichheit aller Religionsbekenntnisse aussprach. Während der folgenden zehn Jahre gelangten tatsächlich die Juden Deutschlands zu der Mehrzahl der Gerichts-, Lehr- und Verwaltungsämter — allerdings nicht der militärischen — bis unglücklicherweise die antisemitische Bewegung einen starken und dauernden Rückschlag herbeiführte. Ist es nötig noch zu sagen, daß Philippson auch in seinem Alter sich trotz seiner großen physischen Schwäche noch an dem Kampfe gegen den Antisemitismus beteiligte, mit aller Kraft seines unbezähmbaren Mutes und mit aller Wucht seines jung und lebendig gebliebenen Geistes? Freilich verhinderten ihn sein angeborener Optimismus, sein Vertrauen in die Güte der Menschennatur daran, alle Gefahren und verderblichen Folgen dieser schimpflichen Reaktion vorauszusehen. Das Alter hatte in Philippson weder den Charakter noch die Intelligenz geschwächt oder auch nur beschränkt. Im Gegenteil, indem er allmählich die Zornmütigkeit und leichte Erregbarkeit zügelte, die das natürliche Gegengewicht gegen seine Hochherzigkeit gebildet hatten, gelangte er zu der unveränderlichen Sanftmut, der ursprünglichen und allseitigen Güte, der klaren und beständigen Heiterkeit des wahren Weisen. Niemand von allen, die ihm in den letzten Jahren seines Lebens näher getreten sind, hat sich dem Zauber dieses abgeklärten und in sich glücklichen Alters entziehen können.

Sein Mitgefühl und seine Tätigkeit beschränkten sich nicht auf Deutschland, wie dies bei Rießer der Fall war. Man fand ihn stets auf der Bresche, wenn es sich darum handelte, sei es seine Glaubensgenossen gegen ungerechte Angriffe zu verteidigen, sei es ihnen zu intellektuellem oder politischem Fortschritt zu verhelfen. Er hat an der Organisation der ungarischen Israeliten gearbeitet. Er hat mit Eifer an den Plänen Uwarows mitgewirkt, des russischen Unterrichtsministers, der die Millionen von Juden, die das weite Reich des Zaren Nikolaus I. bewohnten, von innen heraus zu regenerieren bestrebt war — Plänen, die dann unglücklicherweise an der mehr und

mehr rückschrittlichen Richtung des Zaren gescheitert sind. Bei dem Regierungsantritt des edlen und freisinnigen Alexander II. veröffentlichte Philippson in den hervorragendsten Zeitungen Europas eine sehr eingehende, geschickte, durchaus auf die Tatsachen begründete Denkschrift über die Lage der Juden in Rußland, die auf den jungen Kaiser eine vorzügliche Wirkung übte. Als später die Reaktion sich Alexanders bemächtigte, bereitete Philippson eine umfassende Auswanderung der russischen Juden vor, und nur das zeitliche Zusammentreffen mit dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges brachte diese Bewegung zum Stillstande. Anderseits verhandelte er mit der Regierung und den Cortes Spaniens wegen der Rückkehr der Israeliten in die Pyrenäenhalbinsel, wo sie einst eine höchst ruhmvolle Rolle gespielt hatten. Dann vereinigte er 86 deutsche Rabbiner zu einer Verwahrung bei dem Papste Pius IX. gegen die gewaltsame Taufe des jungen Mortara. Zur Seite Montefiores und Crémieux' kämpfte er gegen die schändliche Anklage des Ritualmordes, die im Jahre 1840 auf den Juden von Damaskus lastete. Er half den Rothschild in Paris bei der Gründung eines israelitischen Hospitals in Jerusalem. Er war der erste, der den Gedanken faßte und aussprach, die Juden des Orients durch ein ausgedehntes Netz von Schulen zu zivilisieren — ein Gedanke, dessen Ausführung später die Alliance israélite unternommen hat; er machte zahlreiche Reisen, um diese heilsame Absicht zur Verwirklichung zu bringen. Kurz, sein Mut, seine Originalität, seine Tatkraft, seine unermüdliche Tätigkeit zeigten sich immer bereit, wenn es sich darum handelte, seinen Glaubensgenossen, auch in den entfernten Weltteilen, Dienste zu leisten.

Ich übergehe hier den Anteil, den er an den politischen Bewegungen in Preußen und Deutschland genommen hat, und zwar stets im Sinne eines entschiedenen aber gemäßigten und durch die geschichtliche Erfahrung geleiteten Freisinnes, sowie seine Bemühungen zugunsten der Stadt Magdeburg, in deren Stadtverordnetenversammlung ihn das Vertrauen seiner Mitbürger während

langer Jahre entsandte. Diese Bestrebungen können uns an dieser Stelle nicht eingehend beschäftigen, aber ich erwähne sie, um eine Vorstellung von seiner außerordentlichen Arbeitsfülle zu geben, die um so bewunderswerter ist, je zarter seine durch wiederholte schwere Krankheiten unterwühlte Konstitution war. Als überzeugter Anhänger aller freisinnigen und humanen Richtungen, trat er besonders ein zugunsten der Armen, Niedrigen, Schwachen, und lange vor dem Aufkommen des Staatssozialismus hat er in der preußischen Provinz Sachsen die Gründung von allgemeinen Hilfskassen für Arbeiter und Handwerker gefördert und ausgeführt.

So verknüpfte er beständig das Judentum mit den großen Bestrebungen der zeitgenössischen Zivilisation und suchte diese letztere mit dem eigensten Wesen unserer Religion in Einklang zu bringen. Diese Universalität des Denkens, diese fortwährende, gewollte Verschmelzung des Judentums mit allem was die Größe und den Fortschritt unserer Gegenwart ausmacht, ist ein charakteristischer und, man darf es sagen, ganz einziger Vorzug in der Anschauungs- und Handlungsweise Philippsons. Er allein in seiner Generation hat den Weg des sozialen Wirkens gezeigt, den heutzutage die besten und einsichtigsten Israeliten eingeschlagen haben; er hatte die Aufgabe der nächsten Zukunft instinktiv erkannt.

Da nach seiner Ansicht die israelitische Religion dazu bestimmt war, der Menschheitsglaube zu werden, so meinte er, daß ihr nichts Menschliches fern bleiben dürfe. Diese seine Eigenart erklärt auch den tiefen Eindruck, den er auf die Judenheit ausgeübt und der die ganze Richtung unserer Bestrebungen umgewandelt hat. Seine Bemühungen entsprachen so sehr der Sachlage, daß sie sich unmerklich verwirklichten; einmal von unseren Glaubensgenossen angenommen, erschienen seine Ideen als ganz natürlich und notwendig, und gerade dies erklärt zum großen Teile die Tatsache, daß man heute die Größe der Fortschritte, die er die Israeliten nicht nur in Deutschland sondern, man darf es sagen, überall hat

machen lassen, nicht immer in ihrer wahren Bedeutung würdigt. Unmittelbar nach seinem Hinscheiden hatten die berufensten Beurteiler sie und ihren Schöpfer in vollem Umfange anerkannt. „Seit dem großen Mendelssohn", sagte am 10. Januar 1890 Rabbiner Ignaz Bock, der Redakteur des „Ungarischen Israeliten", „hat das Judentum keinen hervorragenderen Mann besessen, als der jüngst von uns geschiedene Ludwig Philippson gewesen. Diese beiden glanzvollen Namen sind von allen Söhnen Israels gekannt, und ihr glorreiches Andenken bleibt dem jüdischen Stamme erhalten bis in alle Ewigkeit" — Und Rabbiner Dr. Rahmer in der „Israelitischen Wochenschrift" vom 9. Januar 1890: „Ludwig Philippson — tot. Der Mann, der das deutsche Judentum der Gegenwart am lebhaftesten gefördert hat, hat für immer seine Augen geschlossen. Es gab in Deutschland keinen, der wie er die Fackel des jüdischen Gedankens in alle Kreise getragen hat, keinen, der so unerschrocken und unermüdlich für Juden und Judentum ständig das Wort erhoben hat. Unzählige seiner Glaubensgenossen sind durch ihn aus der Wüste des Aberglaubens und des Formeldienstes in das Land der Erkenntnis geführt worden; dabei hatte er, wie es bei einem Dichter natürlich ist, eine tiefe Empfindung für das Gemütvolle und Innige des alten jüdischen Lebens. Dieser Mann ist ein großer Segen für die gesamte Judenheit gewesen".

Wir begreifen solche Bewertung Ludwig Philippsons von Seiten aller Parteien, wenn wir seine schwärmerische und doch stets tatenfrohe Begeisterung für das Judentum erblicken. Keiner hat, wie er, das Banner der vieltausendjährigen mosaisch-prophetischen Gotteslehre hoch gehalten in allem Lärm und Staub des unaufhörlich wogenden Kampfes. So endete er eine seiner Jahresübersichten — 1842 — mit den wie Prophetenruf ertönenden Worten:

„Wohlan! Treten wir in das neue Jahr mit altem Eifer, mit bewährtem Mute, mit nicht zu hoch gespannten Erwartungen, aber mit unverminderter Zuversicht! Lasset

die Treue und den Edelsinn in uns wachsen, lasset den Gemeinsinn in uns erstarken. Nur leget die Hände nicht in den Schoß und sehet müßig dem Spiel der Zeit zu. Gehet nicht feige zurück, sondern gerüstet vorwärts. Niemand ist unberufen. Jedermann vermag etwas. Vereinzelt ist selbst der stärkste Wille ein gebrechlich Reis. Die Tücke verstumme, der Haß erbleiche. Wir fechten unter gutem Panier, wir brauchen uns nicht zu schämen, es ist darauf gezeichnet: Gott und Vaterland! sein Schaft ist: Wahrheit und Erkenntnis!"

Solche Worte haben in vielen tausenden von Herzen gezündet, und noch das heutige Judentum erfährt die Einwirkung des Geistes Ludwig Philippsons.

Staat, Kirche und Judentum*) in Preussen.

Von **Dr. Ismar Freund.**

Das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 bildet den Schlußstein der Emanzipation der deutschen Juden. Wie der helle Sonnenstrahl, vor dessen Licht und Wärme die Schädlinge der Luft vergehen, leuchtete es in die dunkelsten Winkel des deutschen Vaterlandes und vertrieb den Geist des Mittelalters auch aus denjenigen Bundesstaaten, in denen er am längsten einen Unterschlupf gefunden.

Für Preußen brachte es sachlich nichts Neues. Bereits die Verordnung vom 6. April 1848 über einige Grundlagen der preußischen Verfassung hatte die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnis unabhängig gemacht, die Verfassungsurkunden vom 5. Dezember 1848 und 31. Januar 1850 hatten diesen Grundsatz bestätigt. Nur insofern war das Bundesgesetz auch für Preußen von Bedeutung, als der bisher durch Landesgesetz aufgestellte Grundsatz nunmehr unter die Garantie des Bundes, später des deutschen Reiches gestellt und damit der Gesetzgebung Preußens die Möglichkeit einer Abänderung genommen wurde.

Aber nicht *alle* religiösen Unterschiede hat das Gesetz von 1869 beseitigt. Es bezieht sich lediglich auf die *bürgerlichen* und *staatsbürgerlichen* Verhältnisse. Ein Gebiet läßt es völlig unberührt, das ist das kirchliche. Unterschiede auf *diesem* sind durch das Bundes-

gesetz nicht ausgeschlossen und der Gesetzgebung der Einzelstaaten nach wie vor freigegeben. Letztere haben von dieser Möglichkeit vielfach Gebrauch gemacht, indem sie die verschiedenen Religionsgemeinschaften in verschiedener Stellung belassen haben. Das gilt auch für Preußen und insbesondere in Bezug auf das Verhältnis von Staat und Kirche auf der einen, Staat und Judentum auf der anderen Seite.

Diese Frage, die Stellung des Judentums im Gegensatz zu der Stellung des einzelnen Juden, ist zunächst eine Frage der jüdischen Gemeinschaft. Darüber hinaus ist sie aber auch eine Frage des Einzelnen. Denn wenn so vielfach die verfassungsmäßig gewährleistete bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden nicht zur Wirklichkeit geworden, sondern Staatsbürger zurückgesetzt werden, lediglich weil und solange sie zum Judentum sich bekennen, so wirkt nicht im letzten Grunde hier die Bewertung des Judentums mit. Solange das Judentum, die Mutter der anderen Bekenntnisse, das Aschenbrödel unter den Religionen im Staate ist und als ein den christlichen Religionsbekenntnissen ebenbürtiger Kulturfaktor nicht anerkannt wird, solange wird auch die Zugehörigkeit zum Judentum im Einzelfalle als ein Mangel angesehen und entsprechend behandelt werden. Die Emanzipation des Juden wird erst dann zur Tatsache werden, wenn auch das Judentum emanzipiert und als ein völlig gleichwertiger Faktor neben den christlichen Bekenntnissen angesehen sein wird.

Schon diese kurzen Bemerkungen zeigen, von welcher Bedeutung für die Gesamtverhältnisse der preußischen Juden die Frage der Stellung des Staates zum Judentum im Vergleich mit der Stellung der christlichen Kirchen ist. Trotz dieser Bedeutung der Frage herrscht über ihre Rechtslage vielfach Unklarheit und Unkenntnis auch in solchen Kreisen, die sich politisch mit ihr befassen. Es soll deshalb im Folgenden der Versuch gemacht werden, eine Darstellung derselben zu bieten, rein sachlich, auf streng

wissenschaftlicher Grundlage, unbekümmert darum, ob das Ergebnis mit der allgemein herrschenden Ansicht sich deckt oder von ihr abweicht.

Ein richtiges Verständnis des Gegenstandes ist jedoch nur möglich, wenn man ihn geschichtlich erfaßt. Denn es handelt sich hier nicht um etwas Absolutes, von der Vergangenheit los zu Lösendes, sondern um einen jahrhundertelangen historischen Prozeß, dessen einzelne Phasen und Zusammenhänge man verfolgen muß, wenn man die Gegenwart begreifen will. Deshalb ist es notwendig, und soll im Folgenden versucht werden, den Gegenstand in seiner geschichtlichen Entwickelung darzustellen.

I.

Die erbitterten Glaubenskämpfe, die im 16. Jahrhundert Deutschland durchtobten, führten zu einer Neugestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Der Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 stellte den Grundsatz auf: „Cuius regio, eius religio" und machte dadurch in jedem einzelnen Territorium des deutschen Reiches die Religion des Landesherrn zur herrschenden auch für die Untertanen, zur Landesreligion schlechthin.

So entstand der Begriff der Landeskirche.

Dieser Begriff war ein ausschließlicher. Kein anderes Bekenntnis als das des Landesherrn hatte innerhalb des betreffenden Territoriums Anspruch auf Duldung und Freiheit der Religionsübung. Ja, der Augsburger Religionsfrieden stellte geradezu ein Toleranzverbot auf, indem er den einzelnen Territorien untersagte, außer den in dem Friedensinstrument namhaft gemachten Bekenntnissen, dem reformierten, lutherischen und katholischen, eine Glaubensgemeinschaft aufzunehmen oder zu dulden. Nur zu Gunsten der Juden wurde eine Ausnahme zugelassen. Der westfälische Frieden hielt dieses Toleranzverbot aufrecht, und erst im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erlaubte das Reich den Landesherren „andere

(d. h. nicht friedensmäßig berechtigte Religionsverwandte) zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten".

In entsprechender Weise, wie in den übrigen deutschen Territorien, gestalteten sich die Verhältnisse im brandenburgisch-preußischen Staate. Dem Bekenntnisse der Fürsten gemäß wurde die evangelische Kirche zur Landeskirche. Doch der Geist der Duldung, der als eine leuchtende Herrschertugend in dem Hause Hohenzollern stets lebendig gewesen, gewährte mehr und mehr auch anderen Bekenntnissen Duldung und Freiheit der Religionsübung. Insbesondere den Bekennern des katholischen Glaubens. Die Notwendigkeit, zu dieser Frage besonders Stellung zu nehmen, ergab sich aus den politischen Geschehnissen der Folgezeit. Durch die Erwerbung von Schlesien kamen Gebietsteile mit starker katholischer Bevölkerung an Preußen. Das Staatsinteresse, das sich in diesem Falle mit den Anschauungen und Neigungen des Königs deckte, gebot eine Rücksichtnahme auf die religiöse Sonderart der neuen Untertanen. So gestattete Friedrich der Große die Ausübung des katholischen Kultus. Und nicht nur in den neuen Gebietsteilen. Unter dem 21. November 1746 wurde die Errichtung einer katholischen Kirche mit Glocken in Berlin genehmigt. Nicht lange darauf geschah das Gleiche in Frankfurt a. O. So wurde die katholische Kirche allmählich, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch tatsächlich neben der evangelischen in Preußen anerkannt.

Diese Entwickelung fand ihren rechtlichen Abschluß in dem Religionsedikt vom 9. Juli 1788. Durch dieses Gesetz wurden die drei Hauptbekenntnisse der christlichen Religion, also neben der lutherischen auch die reformierte und katholische Konfession zu „öffentlich aufgenommenen" Religionsgesellschaften erklärt und den nur „geduldeten" Sekten als bevorrechtigt gegenübergestellt.

Dadurch ist das bisherige Prinzip der ausschließlichen Landeskirche für Preußen durchbrochen worden. Es ist nicht mehr eine einzige Kirche, die Kirche des

Landesherrn, im vorliegenden Falle also die lutherische, die vom Staate anerkannt wird, sondern die Kirchen der beiden anderen christlichen Bekenntnisse werden dieser als gleichberechtigt an die Seite gestellt.

Durch die Union von 1817 wurden dann die lutherische und die reformierte Landeskirche miteinander zu der unierten vereinigt. Diese stellt nunmehr neben der katholischen die evangelische Landeskirche in Preußen dar.

II.

Anders gestaltete sich das Verhältnis des preußischen Staates zum Judentum. Durch das Edikt vom 20. Mai 1671 gestattete der Große Kurfürst, nachdem im Jahre 1573 eine Vertreibung der Juden aus der Mark Brandenburg stattgefunden hatte, einer beschränkten Anzahl jüdischer Familien die Niederlassung in den brandenburgischen Landen. Das Verhältnis, in das sie zum Staate traten, war ein vertragsmäßiges Schutzverhältnis. Der Staat gewährte den Aufgenommenen bestimmte in dem Aufnahme-Edikt genau umschriebene Rechte und legte ihnen auf der anderen Seite dafür bestimmte Pflichten auf. Zu den Pflichten gehörte insbesondere die Zahlung bestimmter Abgaben, namentlich eines Schutzgeldes. Zu den Rechten, neben dem der Niederlassung und des Handels, insbesondere das der freien Religionsübung. Es wurde ihnen gestattet, in einem ihrer Häuser zusammenzukommen und „allda ihre Gebete und Ceremonien zu verrichten"; es wurde ihnen freigestellt, einen Schlächter zur Vornahme der rituellen Schlachtungen und einen Schulmeister zum Unterricht ihrer Kinder zu halten, und es wurden endlich die Orts-Magistrate angewiesen, ihnen gegen billiges Entgelt einen Ort zur Bestattung ihrer Toten anzuweisen. Nur in zwei Punkten wurde mit Rücksicht auf die herrschende Landeskirche eine Einschränkung vorgenommen. Die Juden sollten: 1. eine öffentliche Synagoge nicht halten,

2. bei ihrem Gottesdienst sich des „Lästerns und des Blasphemierens bei harter Strafe enthalten und den Christen kein Aergernis geben".

Dieses Verhältnis dauerte im Wesentlichen auch unter den Nachfolgern des großen Kurfürsten fort. Wenn in der Folge die allgemeine Lage der Juden sich stetig verschlechterte, wenn ihre Rechte vermindert, ihre Lasten vermehrt wurden, eine Entwickelung, die in dem Generalreglement Friedrichs II. ihren Höhepunkt erreichte, so blieb doch ihre religiöse Freiheit unangetastet. Der Grundsatz der Duldung wurde in der Folge nicht nur aufrecht erhalten, sondern in mancher Hinsicht noch erweitert und ausgestaltet: im Jahre 1712 wurde die Erlaubnis zur Errichtung einer öffentlichen Synagoge in Berlin erteilt. Dazu kam ein Weiteres. Der Staat begnügte sich nicht damit, der Religionsübung kein Hindernis in den Weg zu legen. Er traf vielmehr positive gesetzgeberische Anordnungen zur Regelung der Gemeindeverhältnisse der Juden. Er gab — zum ersten Male im Jahre 1700 — den Juden eine Organisation. Er gewährleistete den Gemeinden ihre Einheit, indem er einen staatlichen Zwang zur Mitgliederschaft schuf und Separationen und Schismen strengstens untersagte. Er sicherte ihnen die erforderlichen Subsistenzmittel, indem er ihnen den Mitgliedern gegenüber ein Steuerrecht gewährte, das er selbst exekutierte; Er gab ihnen in dem Rabbi und den Aeltesten Organe, die er mit weitgehenden Befugnissen ausstattete, sogar mit dem Recht, zur Vollziehung ihrer Anordnungen Geldstrafen zu verhängen, deren Vollstreckung er selbst übernahm.

Bei der Beurteilung dieser Entwickelung ist freilich Eines nicht außer Acht zu lassen. Bei der Gestaltung der Verhältnisse leitete den Staat durchaus nicht lediglich oder auch nur in erster Reihe das Interesse der Gemeinde und die Sorge für die Stärkung ihres religiösen Lebens. Vielmehr verfolgte er vornehmlich eigene Zwecke dabei. In erster Linie hatte er an den Juden ein fiskalisches Interesse. Sie sollten ihm als dauernde, ergiebige Ein-

nahmequelle dienen: denn das war der Zweck ihrer Aufnahme. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß nicht alle Juden in gleicher Weise hierfür tauglich waren. Die einen brachten es zu Wohlstand. Andere aber blieben oder wurden unvermögend und waren außer Stande, ihren Steuerpflichten dem Staate gegenüber nachzukommen. Gegen diese Ausfälle suchte sich der Staat zu schützen und er fand ein geeignetes Mittel dafür in einer Organisation der Juden. Er setzte an die Stelle des bisherigen Verhältnisses, d. h. des Verhältnisses des Einzelnen zum Staate, eine solidarische Verpflichtung der Gesamtheit. Nicht mehr die einzelne Familie sollte zur Zahlung eines bestimmten Schutzgeldes an den Staat verpflichtet sein, sondern die Gesamtheit sollte einen bestimmten Gesamtbetrag an den Staat abführen und diesen Betrag unter sich aufbringen. Dies bedingte eine Organisation der Juden und führte dazu, daß der Staat, welcher ursprünglich an einer Gemeinschaftsbildung der Juden kein Interesse hatte und in dem Aufnahmeedikt von 1671 eine solche daher auch nicht vorsah, allmählich ein derartiges Interesse gewann und sich veranlaßt sah, eine Organisation der Juden zu schaffen. Hierbei knüpfte er an gegebene Verhältnisse an. Die Juden bildeten, wie überall, religiöse Gemeinden. Diesen rein religiösen Verband, den der Staat vorfand, benutzte er für seine Interessen. Er legte der vorhandenen religiösen Gemeinde die Gesamtsteuerlast auf, fügte damit ihren bisherigen, *rein religiösen* Interessen einen neuen Zweck *politischer* Natur hinzu und gab dem Verband nunmehr eine *staatliche* Organisation.

Im Laufe der weiteren Entwickelung wuchs das politische Interesse des Staates an der Gemeinde. Er stellte ihr neue Aufgaben, insbesondere die polizeiliche Ueberwachung ihrer Mitglieder, die Kontrolle über die fremden Juden, die Prüfung der Vermögensverhältnisse ausländischer Juden, die sich neu im preußischen Staate niederzulassen wünschten, die Führung der Personenstandsregister, die Solidarhaftung für eine Reihe neuer Lasten neben dem Schutzgeld, ja sogar für Bankerotte und Diebstähle einzelner Juden, die Ausübung der

Gerichtsbarkeit unter den Mitgliedern in beschränktem Umfange u. a. m. So entstand aus dem zunächst rein religiösen Verband allmählich ein religiös-politischer, bei dem der politische Charakter mehr und mehr in den Vordergrund trat.

Ergibt sich demnach, daß die wachsende Fürsorge des Staates für die kirchlich-religiösen Angelegenheiten der Juden durchaus nicht der Wertschätzung des Judentums entsprang und dem Bestreben es zu fördern, so wich der Staat andererseits doch von dem Grundsatz der Duldung nicht ab, den er bei der Aufnahme der Juden aufgestellt hatte. Nicht nur das Edikt von 1714, welches das Aufnahmeedikt von 1671 bestätigte, sondern auch die Generalreglements von 1730 und 1750, welche die allgemeine bürgerliche Lage der Juden bis zur Unerträglichkeit verschlechterten, bestätigten die Juden in der Freiheit der Religionsübung. Das Generalreglement von 1750 insbesondere unterließ nicht, in weitgehender Rücksichtnahme auf die religiöse Eigenart der Juden die ihnen auferlegten Handelsbeschränkungen zu durchbrechen, soweit ihre Religionsvorschriften dies erforderten. So war durch das Reglement den Juden der Handel mit Bier und Branntwein verboten: mit Rücksicht darauf aber, daß sie „an ihren Sabbathen und Festtagen kein Geld angreifen, das Bier und Branntwein aber bei den Schenken gleich bezahlen müssen", wurde ihnen gestattet, Bier und Branntwein unter sich zu verschenken. In Berlin geschah dies in der Weise, daß in verschiedenen Stadtgegenden 4 Juden für diesen Zweck bestimmt wurden, die durch das Polizei-Direktorium eidlich verpflichtet werden mußten, an keinen Anderen als an einen Juden von ihren Vorräten abzugeben und dieselben von Christen zu beziehen, nicht aber etwa das Bier selbst zu brauen, oder den Branntwein selbst zu brennen. Des Weiteren war den Juden sowohl der Ausschank, wie jeder Handel mit Wein verboten: mit Rücksicht auf die religiösen Vorschriften über den Weingenuß wurde ihnen jedoch ausdrücklich verstattet, „den sogenannten Kauscherwein und Met zu

ihrem eigenen Gebrauche auswärts kommen und einer dem anderen etwas abzulassen, den Met auch selbst zu brauen". Den Juden war endlich der Handel mit Fleisch untersagt. Doch wurde ihnen, um ihnen den Fleischgenuß nach ihren Religionsvorschriften zu ermöglichen, gestattet, durch den Schächter bei den christlichen Schlächtern schlachten zu lassen und nach Bedarf für den eigenen Gebrauch zu entnehmen.

III.

So erfreuten sich die Juden von dem Augenblick ihrer Wiederaufnahme in den preußischen Staat in religiöser Hinsicht ununterbrochen weitgehender Duldung. Es stellt demnach nichts Neues, sondern lediglich eine Bestätigung des bisher geltenden Rechtszustandes dar, wenn das Religionsedikt vom Jahre 1788 unter den „öffentlich geduldeten Sekten, die es den aufrecht erhaltenen und geschützten" drei christlichen Hauptkonfessionen gegenüberstellt, an erster Stelle „die jüdische Nation" nennt. Bezüglich dieser geduldeten Sekte bestimmte nun das Religionsedikt, daß „die dem preußischen Staate von jeher eigentümlich gewesene Toleranz der übrigen Sekten und Religionsparteien ferner aufrecht erhalten, und Niemandem der mindeste Gewissenszwang zu keiner Zeit angetan werden soll, solange ein Jeder ruhig als ein guter Bürger des Staates seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behält und sich sorgfältig hütet, solche nicht auszubreiten oder Andere dazu zu überreden und in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen. Denn da ein jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen hat, so muß er hierin ganz frei handeln können, und nach unserem Dafürhalten hat ein jeder christliche Regent nur dahin zu sehen und dafür zu sorgen, das Volk in dem wahren Christentum treu und unverfälscht durch Lehrer und Prediger unterrichten zu lassen und mithin einem Jeden die Gelegenheit zu verschaffen, selbiges zu erlernen und anzunehmen.

Ob ein Untertan nun aber diese gute ihm so reichlich dargebotene Gelegenheit zu seiner Ueberzeugung nutzen und gebrauchen will oder nicht, muß seinem eigenen Gewissen völlig frei anheimgestellt werden".

Das preußische allgemeine Landrecht vom Jahre 1794 fußt auf dem Religionsedikt von 1788. Es unterscheidet gleichfalls „ausdrücklich aufgenommene" und „geduldete" Kirchengesellschaften. Es gibt jedoch nicht an, welche Religionsgemeinschaften zu der einen und welche zu der anderen Art gehören. Es setzt hierfür vielmehr die Bestimmungen des Religionsediktes voraus und gestaltet dieselben nur systematisch weiter aus. Es bestimmt, daß die „ausdrücklich aufgenommenen" Kirchengesellschaften die Rechte privilegierter Korporationen genießen, daß ihre gottesdienstlichen Gebäude Kirchen genannt und als privilegierte Gebäude des Staates angesehen werden, endlich die zur Feier des Gottesdienstes und für den Religionsunterricht bestellten Personen die Rechte von Staatsbeamten genießen sollen. Den geduldeten, nur genehmigten Kirchengemeinschaften weist es die Stellung geduldeter Gesellschaften zu. Es gestattet ihnen die Ausübung des Privatgottesdienstes, insbesondere die gottesdienstlichen Zusammenkünfte in dazu bestimmten Gebäuden und die Ausübung der ihren Religionsgrundsätzen gemäßen Gebräuche, sowohl in diesen Zusammenkünften, als auch in den Privatwohnungen der Mitglieder. Es verbietet ihnen jedoch den Erwerb von Eigentum an den gottesdienstlichen Gebäuden ohne Erlaubnis des Staates, den Gebrauch der Glocken und die Veranstaltung öffentlicher Feierlichkeiten außerhalb der Mauern ihres Versammlungshauses. Die Personen, die von ihnen zur Feier ihrer Religionshandlungen bestellt sind, genießen als solche keine besonderen persönlichen Rechte. Beide Arten von Religionsgesellschaften, sowohl die öffentlich aufgenommenen wie die blos geduldeten, müssen sich in allen Angelegenheiten, die sie mit anderen bürgerlichen Gesellschaften gemein haben, nach den Gesetzen des Staates richten. Auch die Oberen und die einzelnen Mitglieder der Religionsgesellschaften sind in allen Vor-

fällen des bürgerlichen Lebens den Staatsgesetzen unterworfen. Die private sowohl wie die öffentliche Religionsübung einer jeden Kirchengesellschaft unterliegt der Oberaufsicht des Staates. Der Staat ist berechtigt von demjenigen, was in den Versammlungen der Kirchengesellschaft gelehrt und verhandelt wird, Kenntnis einzuziehen.

IV.

Durch das Religionsedikt von 1788 und das allgemeine Landrecht wurde zunächst in dem Verhältnis des Staates zum Judentum nichts geändert. Die Bestimmungen des Generalreglements von 1750 blieben weiter in Geltung.

Das änderte sich jedoch in der Folge.

Durch das Edikt vom 11. März 1812, welches den preußischen Juden die Emanzipation brachte, wurden die bürgerlichen Verhältnisse von Grund auf neu geregelt. Aus Schutzjuden und Fremden wurden Inländer und Staatsbürger mit grundsätzlich gleichen Rechten und Pflichten wie die Christen. Die kirchlichen Verhältnisse wurden durch das Edikt nicht berührt. Es stellte lediglich eine Neuordnung dieser Verhältnisse und der Schulangelegenheiten der Juden für die Zukunft in Aussicht und versprach, bei dieser Neuordnung Männer jüdischen Glaubens, die sich des allgemeinen Vertrauens erfreuten, mit ihrer Ansicht zu hören.

Trotzdem somit hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse der Juden zunächst alles beim Alten blieb, machte sich in der Folge die gegenteilige Auffassung geltend. Es ist dies im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückzuführen. Einmal auf die allgemeine Reaktion, die nach dem ruhmvollen Ausgange der Freiheitskriege in Preußen einsetzte und auch an dem Verhältnis zum Judentum nicht spurlos vorüberging. Sodann auf die Rechtsverwirrung, die in der Zeit nach 1815 bezüglich der preußischen Juden Platz griff. Die Neugestaltung des preußischen Staates infolge des Wiener Friedens brachte ihm eine Reihe von

Territorien zu, teils solcher, die im Tilsiter Frieden von ihm abgetreten worden waren und ihm nunmehr wieder zurückgegeben wurden, teils solcher, die früher noch gar nicht zu ihm gehört hatten. Für alle diese Territorien wurde kein einheitliches Judenrecht geschaffen. Vielmehr behielt ein jedes sein früheres Recht, sodaß einzelne Territorien sechs verschiedene Judenrechte, die ganze Monarchie deren etwa drei Dutzend aufwies. Es ist begreiflich, daß bei derartigen Verhältnissen in Judensachen Niemand mehr aus noch ein wußte, auch die Behörden nicht, sodaß eine unsichere, wechselvolle, schwankende Praxis in den verschiedensten Fragen Platz griff. Insbesondere auch bezüglich der Frage des allgemeinen Verhältnisses von Staat und Judentum. Anfang der 20er Jahre gelangte mehr und mehr ein Standpunkt zur Herrschaft, der etwa wie folgt zu umschreiben ist: das Judentum in Preußen gehört zu den geduldeten Religionsgesellschaften und nimmt nach dem allgemeinen Landrecht demzufolge die Stellung einer Privatgesellschaft ein. Für den Staat ergibt sich daraus, daß er sich um das Judentum grundsätzlich nicht zu kümmern hat. Denn nur die öffentlich aufgenommenen, die privilegierten Religionsgesellschaften sind es, deren Pflege und Förderung zu den Aufgaben des Staates zählt, deren Einrichtungen von ihm zu ordnen, deren Diener und Institutionen von ihm zu unterhalten sind. Eine geduldete Religionsgesellschaft hat nur den Anspruch auf freie Religionsübung. So auch das Judentum. Deshalb hindert der Staat die Bekenner desselben nicht an der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, schützt sie auch gegen etwaige Beeinträchtigungen dieser Freiheit, im übrigen aber kümmert er sich um die Angelegenheiten des Judentums nur insoweit, als das polizeiliche Interesse dies gebietet. Soweit ein derartiges Interesse nicht vorliegt, bedeutet die Glaubensgemeinschaft der Juden für den Staat dasselbe, wie irgend ein Privatverein, etwa ein Spielklub, eine Vergnügungsgesellschaft oder sonst eine private Vereinigung zu irgend welchen Zwecken. Der Staat hat weder an ihrer Existenz noch an ihrer Wohlfahrt ein Interesse. Die Pflege

und Förderung ihrer Einrichtungen ist nicht seine Aufgabe. Er fördert und regelt deshalb nicht die Bildung von Gemeinden. Er überläßt es dort, wo solche bestehen oder sich bilden, völlig dem Ermessen des Einzelnen, ob er Mitglied der Gemeinde sein will oder nicht. Er hält auch seinerseits die Mitglieder nicht zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen die Gemeinde an, überläßt es vielmehr dieser, im Wege langwieriger Privatklagen etwaige Ansprüche zu verfolgen. Er überläßt es des Weiteren dem Belieben der Gemeinde, ob sie Kultusbeamte anstellen und wen sie etwa dazu machen will, kümmert sich nicht um den jüdischen Religionsunterricht, u. a. m.

Dieser Standpunkt bedeutete einen völligen Bruch mit der Vergangenheit und bedrohte die jüdischen Gemeinden völlig in ihrer Existenz. Denn trotz des aufgestellten Grundsatzes der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des Judentums verlangte der Staat dennoch von den jüdischen Gemeinden bestimmte Institutionen. Jede Gemeinde mußte einen Friedhof haben, auf dem die jüdischen Verstorbenen beerdigt werden konnten, mußte Synagogen unterhalten, da jüdische Eide in diesen abgenommen, jüdische Ehen in ihnen aufgeboten werden mußten. Diese Institutionen kosteten Geld und legten der Gemeinde dauernde Lasten auf. Wie sollte sie aber derartige Verbindlichkeiten eingehen, ohne daß sie auf der andern Seite die Möglichkeit hatte, durch eine vom Staat garantierte und gegebenen Falles durch seine Executivorgane durchgeführte Besteuerung sich die erforderlichen Mittel zu beschaffen? Irgend ein geringfügiger Anlaß, Streitigkeiten in der Gemeinde, persönliche Mißliebigkeit Einzelner u. dergl. m. konnten zu einem Massenaustritt der Mitglieder oder zur Steuerverweigerung führen. Gegen den Austritt war die Gemeinde machtlos. Gegen die Verweigerung der Steuern stand ihr nur der Weg, langwieriger Privatklagen zu. Mit einem Wort, den Gemeinden wurde die finanzielle Basis entzogen und bei dieser Unsicherheit der Verhältnisse jede frische Initiative, die mit materiellen Verpflichtungen verbunden war, lahm gelegt.

Im einzelnen äußerte sich die veränderte Stellungnahme des Staates in einer Reihe von Regierungsakten. Unter dem 24. Juni 1823 erklärte der Minister des Innern, daß die staatlichen Organe sich in die jüdisch-religiösen Angelegenheiten überall nur insofern einzumischen hätten, als solches in Ansehung der Angelegenheiten erlaubter Privatgesellschaften nach den Bestimmungen des allgemeinen Landrechts zulässig oder aber aus polizeilichen Rücksichten notwendig sei. Unter dem 30. November 1826 bestimmte in Consequenz dieses allgemeinen Grundsatzes dasselbe Ministerium, daß eine executivische Beitreibung der Mitgliederbeiträge im administrativen Wege nicht stattzufinden habe. Weitere Erlasse erklärten, daß seitens des Staates irgend welche Zwangsmaßregeln abzulehnen seien, um Mitglieder zur Uebernahme der Funktionen eines Aeltesten oder Vorstehers zu veranlassen, da es lediglich Sache der Judenschaften sei, sich mit den erforderlichen Vertretern zu versehen. Ebenso sei jeder Zwang zur Leistung von Beiträgen für die Besoldung eines Rabbiners, wie überhaupt jeder staatliche Zwang zur Leistung von Gemeindebeiträgen, unzulässig, da es lediglich den Gemeinden überlassen bleiben müsse, für den Gottesdienst zu sorgen. Personen, die nicht ausdrücklich ihren Beitritt zu dem Verband erklärt hätten, seien nicht verpflichtet, zu den Unterhaltungskosten des Friedhofs beizutragen. Eine Bestätigung des Rabbiners, wie sie die frühere Gesetzgebung verlangt hätte, sei von den Staatsbehörden nicht auszusprechen u. a. m.

V.

Dieser Zustand, der unhaltbar war, wenn anders nicht die Existenz der Gemeinden völlig vernichtet werden sollte, verlangte gebieterisch eine Aenderung. Am fühlbarsten machte sich der Notstand naturgemäß dort, wo die Zahl der Juden am größten und das Gemeindeleben demzufolge am regsten war, das war der Osten: das Großherzogtum Posen. In diesem wohnte etwa der

dritte Teil sämtlicher Juden der preußischen Monarchie. Die in dem Edikt von 1812 für die Gesamtmonarchie verheißene Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse wurde, weil die Verhältnisse einer solchen nicht günstig waren, von Jahr zu Jahr hinausgeschoben. Der besonderen Dringlichkeit einer Neuordnung für das Großherzogtum wurde jedoch dadurch Rechnung getragen, daß unter dem 1. Juni 1833 für das Großherzogtum eine besondere vorläufige Verordnung erlassen wurde.

Dieses Gesetz brach mit der bisherigen Anschauung und Praxis. Den Synagogengemeinden des Großherzogtums wurden in Beziehung auf ihre Vermögensangelegenheiten Korporationsrechte verliehen. Es wurde das Prinzip des Parochialzwanges aufgestellt, d. h. an Stelle der Freiwilligkeit des Beitrittes wieder die Zwangszugehörigkeit zur Gemeinde gesetzt, indem jeder Jude, welcher in einem Synagogenbezirke seinen Wohnsitz hatte, allein auf Grund dieser Tatsache gesetzlich zum Korporationsmitglied erklärt wurde. Die Gemeinden erhielten eine staatliche Organisation. Auf das Verhältnis der Gemeindeorgane, der Repräsentanten und der Verwaltungsbehörden zueinander wurden die Vorschriften der revidierten Städteordnung über die Rechte und Pflichten des Magistrats und der Stadtverordneten zur Anwendung gebracht. Die Verwaltung der Vermögensangelegenheiten wurde der Aufsicht der Staatsbehörden unterstellt, denen das Recht und die Verpflichtung eingeräumt ward, die Verwaltung der Korporation revidieren zu lassen, etwaigen Beschwerden über die Verwaltung abzuhelfen und für eine ordnungsmäßige Rechnungslegung Sorge zu tragen. Der Korporation wurde endlich zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß es keinem schulfähigen Kinde an dem gehörigen Schulunterricht fehle; sie wurde dafür verantwortlich gemacht, daß alle Kinder in diesem Alter den vorschriftsmäßigen Unterricht empfingen.

Wenn auch nach wie vor die jüdischen Gemeinden als „geduldete Religionsgesellschaften" bezeichnet wurden, so brachte doch die neue Ordnung eine wesentliche Verschiebung des bisherigen Verhältnisses. Die wichtigsten

Kriterien, die das allgemeine Landrecht für die „geduldeten Gesellschaften“ aufstellte, wurden fallen gelassen, das Prinzip, daß die jüdischen Religionsgesellschaften lediglich als Privatgesellschaften zu behandeln seien, daß der Staat, abgesehen von dem polizeilichen, keinerlei Interesse an ihnen habe, daß er demzufolge für ihre Einrichtungen nicht zu sorgen, um ihre innern Angelegenheiten sich grundsätzlich nicht zu kümmern habe, wurde aufgegeben. Die kirchlichen Angelegenheiten der Juden wurden damit gleich den Angelegenheiten der privilegierten, öffentlich aufgenommenen christlichen Kirchen aus der Sphäre des Privatrechts in die des öffentlichen Rechts gehoben. Es wurde damit anerkannt, daß auch an den kirchlichen Angelegenheiten der Juden der Staat ein Interesse habe und ihnen seine Fürsorge nicht entziehen dürfe, mit andern Worten: auch das Judentum wurde gleich den christlichen Staatskirchen als ein Gegenstand der staatlichen Fürsorge anerkannt.

Für das übrige Preußen brachte das Gesetz vom 23. Juli 1847 die lang verheißene Neuordnung. Sie bewegte sich im wesentlichen auf der Grundlage, die die Verordnung vom 1. Juni 1833 für das Großherzogtum Posen geschaffen hatte, und änderte damit für die Gesamtmonarchie die Stellung des Judentums in dem angedeuteten Sinne.

VI.

Eine grundsätzliche Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche brachte die Bewegung von 1848. Die sogenannte oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 beseitigte die bisherige Unterscheidung von „ausdrücklich aufgenommenen“ und „geduldeten“ Religionsgesellschaften. Nach dem Vorbilde des Frankfurter Parlaments und der deutschen Grundrechte, die ihrerseits damit der belgischen Verfassung folgten, wurde die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen und die Bevorrechtung einzelner

Religionsgesellschaften grundsätzlich beseitigt. Der evangelischen und römisch-katholischen Kirche sowie jeder anderen Religionsgesellschaft wurde die Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbständig überlassen. Die Bildung von Religionsgesellschaften wurde, soweit ihre Zwecke nicht den Strafgesetzen widersprachen, unbeschränkt freigegeben.

Damit war das Staatskirchentum beseitigt. Nur eine Unterscheidung innerhalb der verschiedenen Religionsgesellschaften sah auch die Verfassungsurkunde von 1848 vor. Das war die Unterscheidung von Religionsgesellschaften mit und solchen ohne Korporationsrechte. Dieser Unterschied trat an die Stelle des bisherigen „von öffentlich aufgenommenen" und „geduldeten". Die Bedingungen, unter welchen Korporationsrechte zu erteilen oder zu verweigern seien, sollten durch Gesetz bestimmt werden.

Als dem Versprechen der Regierung gemäß die oktroyierte Verfassung einer Revision unterzogen wurde, erfuhr auch die Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche eine eingehende Neuberatung. Die Bestimmungen über das Kirchen- und Unterrichtswesen kamen zunächst in der 1. Kammer zur Verhandlung. Es machte sich hierbei das Bestreben geltend, den christlichen Kirchen die bevorrechtigte Stellung, die sie vor der oktroyierten Verfassung eingenommen hatten, wieder einzuräumen. Zu diesem Behufe wurde eine Reihe von Anträgen gestellt. Ein Antrag Daniels ging dahin, die Unterscheidung von „öffentlich aufgenommenen" und „geduldeten" Religionsgesellschaften wiederherzustellen. Zur Begründung wurde angeführt: Der Staat sei, wenn er auch der persönlichen Meinung keinen Zwang auferlege, im wesentlichen ein christlicher. Das Christentum finde seine geschichtlich allgemein anerkannte Darstellung in den beiden Hauptformen des evangelischen und römisch-katholischen Bekenntnisses. Diese seien öffentlich aufgenommene Religionsgesellschaften und hätten als solche Anspruch auf den Schutz des Staates. Ein anderer Antrag, der Antrag Walter, verfolgte

im wesentlichen das gleiche Ziel. Er forderte die Aufnahme einer Bestimmung in die Verfassung, des Inhalts: die christliche Religion in ihren Hauptbekenntnissen werde als die Religion der großen Mehrheit der Bewohner des Staates anerkannt und als solche in den Einrichtungen desselben, unbeschadet der Religionsfreiheit der Andersgläubigen berücksichtigt. Ein Antrag des Abgeordneten Goltdammer deckte sich im wesentlichen mit diesem Antrage, so daß der Antrag Walter zu seinen Gunsten fallen gelassen wurde. Am weitesten ging jedoch der Antrag des Abgeordneten Stahl, der die Aufnahme folgender Bestimmung verlangte: „Das Christentum bleibt maßgebend für alle öffentlichen Einrichtungen, die mit der Religion in Zusammenhang stehen. Die evangelische und die römisch-katholische Kirche behalten ihr öffentlich nationales Ansehen im Staate.“ Die Aufnahme einer derartigen Bestimmung erklärte der Antragsteller für notwendig, um die tatsächliche und historische Stellung des Christentums in Preußen zu wahren. In der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 finde sich nirgends eine Spur, daß das Christentum noch ein bestimmendes Moment unseres öffentlichen Zustandes sei. Ein solcher Ausdruck wäre aber gerade jetzt nötig, nachdem die Bekenner der sämtlichen Religionen in allen Beziehungen ausdrücklich gleichgestellt seien. Nirgends in der Verfassung finde sich eine Spur, daß die beiden christlichen Hauptkirchen eine andere Stellung im Staate je nur einnehmen dürften, als die übrigen Religionsgesellschaften. Der Artikel 12 wage es zwar, diese beiden Kirchen besonders zu nennen, aber es folge sofort der beschwichtigende Zusatz: „so wie jede andere Religionsgesellschaft.“ Nach einer eingehenden Debatte über das Für und Gegen des christlichen Staates wurde der Antrag Stahl abgelehnt, ebenso der Antrag Daniel. Zur Annahme kam der Antrag Walter-Goltdammer. Er gelangte an die zweite Kammer, die sich demnächst mit der Frage zu befassen hatte. Dieser lagen bereits verschiedene Abänderungsanträge vor, u. a. einer, der die Aufnahme eines Zusatzes verlangte,

durch den die christliche Religion zur Staatsreligion erklärt werde. Zur Begründung dieses Antrages wurde angeführt, daß durch die Anerkennung der Religionsfreiheit, wie sie die Verfassung ausgesprochen, die Einwirkung, welche das Christentum auf die gesamte Gestaltung des heutigen Europa überhaupt und des preußischen Staates insbesondere ausgeübt habe, weder ihren Folgen noch ihrer Fortdauer nach fortgefallen sei. Vielmehr stelle sich der preußische Staat auch jetzt noch als ein christlicher dar, nicht allein durch das Bekenntnis des Christentums von Seiten der weit überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung, sondern auch in manchen äußeren Einrichtungen, welche für das bürgerliche Leben, für die Staatsverwaltung selbst mitbestimmend seien, wie z. B. die christlichen Feiertage mit ihrer vielfältigen Bedeutsamkeit: ein Verhältnis, das nach allgemeiner Ueberzeugung bestehe und daher in einem Zeitpunkt anderweitiger, tief einschneidender Veränderungen nicht mit Stillschweigen übergangen und dadurch der Mißkennung, der Anfechtung und vielfachem Irrtum blosgestellt werden dürfte. Seitens der Revisionskommission wurde die Ablehnung dieses Antrages befürwortet. Die zu seiner Begründung angeführten Befürchtungen seien nicht so erheblich. Viel bedenklicher sei, daß durch die Aufnahme einer derartigen Bestimmung die verfassungsmäßig gewährte Religionsfreiheit beeinträchtigt und der Grundsatz, daß die Ämter von dem religiösen Bekenntnis unabhängig sein sollten, geschmälert werden könnte. Bei der Beratung im Plenum wurde der Gedanke, der dem Antrag zugrunde lag, von verschiedenen Seiten wieder aufgegriffen. Von den Abgeordneten Weihe, Keller und von Krassow wurden Anträge gestellt, die den in der ersten Kammer vorgebrachten im wesentlichen entsprachen und darauf abzielten, das Christentum zur Staats-Religion zu erklären oder wenigstens eine Bestimmung in die Verfassung aufzunehmen, daß die christliche Religion in den religiös bürgerlichen Einrichtungen zum Ausdruck zu bringen sei. Alle diese Anträge wurden jedoch abgelehnt, ebenso wie der Beschluß der ersten Kammer. Es

gelangte ein Antrag des Abgeordneten Viehbahn zur Annahme des Inhalts, es möge folgender Passus hinzugefügt werden:

> „die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, unbeschadet der im Artikel 11 gewährleisteten Religionsfreiheit zugrunde gelegt."

Diese Bestimmung ist als Artikel 14 in die revidierte Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 übergegangen und bildet die Grundlage des gegenwärtig geltenden Rechts. Um ihre Bedeutung zu verstehen, ist es unbedingt notwendig, sich den historischen Zusammenhang zu vergegenwärtigen. Sie erklärt nicht etwa den preußischen Staat für einen christlichen; denn alle darauf abzielenden Anträge wurden ausdrücklich abgelehnt. Sie bedeutet auch nicht, daß allen Einrichtungen des Staates, welche irgendwie mit der Religion zusammenhängen oder mit ihr in einen Zusammenhang gebracht werden können, das Christentum zu Grunde zu legen ist; denn auch alle derartigen Anträge sind abgelehnt worden. Sie hat des Weiteren nicht etwa die alte Unterscheidung von „öffentlich aufgenommenen" und „geduldeten Religionsgesellschaften" wiederhergestellt; denn diese Wiederherstellung ist beantragt und ausdrücklich abgelehnt worden. Sie hat vielmehr lediglich die ganz beschränkte Tragweite, die sich aus den Ausführungen ergibt, mit denen der Antragsteller selbst seinen Antrag begründet hat. Er sagte: „Die gemeinsame Religionsübung macht es nötig, daß die obrigkeitlichen Handlungen und öffentlichen Arbeiten an gewissen Tagen, soweit nicht Nachteile in dem Verzuge liegen, ruhen. Es erscheint eine Bestimmung darüber notwendig, daß bei der Festsetzung dieser Tage das Interesse der Bekenner der christlichen Religion und nicht das davon verschiedene Interesse der Bekenner der jüdischen oder anderer Religionen maßgebend sein soll. Es ist wünschenswert, daß die Verfassung eine Bestimmung enthalte, welche eine solche Berück-

sichtigung rechtfertigt, ohne eine Besorgnis vor einem Übergreifen der Staatsgewalt in das Gebiet der Religion zu begründen". Noch klarer äußerte sich der Antragsteller im Laufe der Verhandlungen: „Der preußische Staat hat bisher die Sonntagsfeier, die Feier der christlichen Feste geschützt. Gleichzeitig mit der Anordnung derselben in kirchlicher Beziehung wurden auch durch die Staatsbehörden die Durchführung derselben in den bürgerlichen Verhältnissen, die Einwirkung derselben auf die Staatsgeschäfte in geeigneter Weise gehandhabt. Es wird keine Verschiedenheit der Meinungen darüber stattfinden, daß auch fernerhin eine solche Rücksicht auf die gemeinsame christliche Religionsübung nötig sei. Es ist dem entgegengesetzt worden, es bedürfe keiner ausdrücklichen Bestimmung darüber in der Verfassung, . . . ich muß dieser Ansicht wiedersprechen . . denn . . wenn wir die wichtigen Bestimmungen des Artikel 11, welche ich um keinen Preis missen möchte, ohne einen Zusatz der von mir vorgeschlagenen Art festsetzen, dann würden, wie ich der Ansicht bin, die Bekenner anderer Religionen allerdings einen begründeten Einspruch gegen die Berücksichtigung der Sonntagsfeier in staatlichen Angelegenheiten erheben können."

Diese Entstehungsgeschichte der Verfassung, die bisher in der Regel nicht berücksichtigt worden, muß man sich vor Augen halten, um die Rechtslage nach Erlaß der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 zu verstehen. Es ist insbesondere nicht zu übersehen, daß die Verfassung von 1850 nicht das allgemeine Landrecht, sondern die octroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 abgelöst hat und demzufolge zum Verständnis und zur Erklärung der Verfassungsurkunde nicht auf den Zustand vor 1848 zurückzugehen ist, sondern vielmehr auf denjenigen, der durch die octroyierte Verfassung geschaffen worden ist, da diese als Staatsgrundgesetz in Kraft getreten ist und alle entgegenstehenden älteren Bestimmungen aufgehoben hat.

Für das Verhältnis von Staat und Kirche ergibt sich daraus das Folgende: Die Unterscheidung zwischen

geduldeten und öffentlich aufgenommenen Religionsgesellschaften, wie sie das Religionsedikt von 1788 geschaffen und das allgemeine Landrecht aufrecht erhalten hat, ist durch die Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 aufgehoben worden. Ebenso jeder sonstige Unterschied, abgesehen von der Unterscheidung von Religionsgesellschaften mit und solchen ohne Korporationsrechte. Da durch das Gesetz vom 23. Juli 1847 den Synagogengemeinden Preußens Korporationsrechte eingeräumt worden waren und in diesem Punkte ein Unterschied zwischen ihnen und den christlichen Religionsgesellschaften nicht mehr bestand, ist das Judentum durch die octroyierte Verfassung den christlichen Religionsgesellschaften in Preußen gesetzlich gleichgestellt worden. Die Verfassungsurkunde von 1850 hat an diesem Zustand nur Eines geändert: sie hat verfassungsmäßig festgelegt, daß den Staatsfeiertagen die christliche Religion zugrundegelegt wird.

VII.

Nichtsdestoweniger hat auch in der Folge auf den verschiedensten Gebieten des Staatswesens eine unterschiedliche Behandlung des Judentums und der christlichen Landeskirchen stattgefunden. Auch heute noch besteht eine solche, und zwar in folgenden Punkten:

Erstens auf dem Gebiete des Unterrichtswesens: nur der christliche Religionsunterricht ist für einen obligatorischen Teil des Schulunterrichts erklärt worden. Die Einrichtung jüdischen Religionsunterrichts ist weder für die elementaren, noch für die höheren, weder für die öffentlichen, noch für die privaten Schulen staatliches Erfordernis. Vielmehr ist es in das Belieben der Schulunterhaltungspflichtigen gestellt, ob sie solchen Unterricht einrichten wollen oder nicht, während bezüglich des christlichen Religionsunterrichts eine derartige Verpflichtung besteht. Ebenso ist die Teilnahme an dem christlichen Religionsunterricht grundsätzlich

obligatorisch, während selbst an denjenigen Schulen, an denen jüdischer Religionsunterricht eingerichtet ist, eine Verpflichtung der jüdischen Schüler zur Teilnahme nicht besteht. Des weiteren untersteht der christliche Religions-Unterricht der Aufsicht des Staates, während eine derartige Beaufsichtigung für den jüdischen Religionsunterricht nicht stattfindet. Ferner sorgt der Staat für die Ausbildung christlicher Religionslehrer, indem für alle Prüfungen christlicher Lehrer und Lehrerinnen Religion zum obligatorischen Prüfungsgegenstand gemacht ist. Eine Prüfung der jüdischen Lehrer und Lehrerinnen in der Religion findet durch den Staat regelmäßig und grundsätzlich nicht statt. Endlich sind zur Vorbildung der christlichen Volksschullehrer staatliche Seminare eingerichtet, während es an jüdischen Lehrer-Bildungsanstalten, die vom Staat eingerichtet sind und von ihm unterhalten werden, bisher in Preußen gänzlich fehlt.

Zweitens: der Staat sorgt für die Ausbildung von Religionsdienern für die christlichen Kirchen. Er unterhält zu diesem Behufe an den Landesuniversitäten Lehrstühle für protestantische und katholische Theologie, außerdem Seminare zur Heranbildung von christlichen Geistlichen. An einem Lehrstuhl für jüdische Theologie fehlt es jedoch bisher in Preußen, ebenso wie an einer staatlichen Anstalt zur Heranbildung von Rabbinern.

Drittens: der Staat wendet Mittel für den Kultus der christlichen Kirchen und die Besoldung ihrer Religionsdiener auf, während für den jüdischen Gottesdienst und die Besoldung der jüdischen Kultusbeamten von ihm Mittel nicht zur Verfügung gestellt werden.

Viertens: endlich sind den Geistlichen der christlichen Kirchen von Staatswegen gewisse persönliche Rechte eingeräumt, die den jüdischen Religionsdienern versagt sind.

Zur Rechtfertigung der verschiedenartigen Behandlung des Judentums und der christlichen Kirchen, für die — wie gezeigt — abgesehen von der Wahl der Staatsfeiertage,

in der Verfassung eine Begründung nicht gegeben ist, wird, nachdem die Unterscheidung von „geduldeten" und „öffentlich aufgenommenen" Religionsgesellschaften die gesetzliche Berechtigung verloren hat, nunmehr seitens der Staatsorgane ein neues Moment angeführt. Es wird gesagt. Dem Judentum in Preußen fehle es, im Gegensatz zu den christlichen Kirchen, an einer Gesamtorganisation und damit an einer legitimierten Vertretung gegenüber dem Staate. Dieser sei demzufolge nicht in der Lage, sich authentisch darüber zu informieren: „Was ist jüdische Religion"; sei demzufolge außer Stande zu den verschiedenen das Judentum betreffenden Fragen seinerseits Stellung zu nehmen. Er könne nicht wissen, welche von den verschiedenen innerhalb des Judentums vorhandenen Richtungen, insbesondere der orthodoxen und der reformistischen, die richtige sei. Deshalb könne er die bürgerliche Gemeinde nicht zwingen, jüdischen Religionsunterricht einzurichten und die jüdischen Kinder nicht nötigen, an einem bestimmten jüdischen Religionsunterricht teilzunehmen; könne er die jüdischen Lehrer und Lehrerinnen in der Religion nicht prüfen und den jüdischen Religionsunterricht durch seine Organe nicht beaufsichtigen lassen. Denn um die bürgerlichen Gemeinden zwingen zu können, jüdischen Religionsunterricht einzurichten, müsse er ihnen angeben können, wie der Unterricht beschaffen sein solle. Um ein jüdisches Kind zur Teilnahme an einem bestimmten jüdischen Religionsunterricht nötigen zu können, müsse er die Gewißheit haben, daß dieser Religionsunterricht rechter jüdischer Religionsunterricht sei, da er andernfalls in die Lage kommen könnte, einen Gewissenszwang auszuüben. Um endlich jüdische Lehrer und Lehrerinnen in der Religion prüfen, ihren Unterricht beaufsichtigen zu können, müsse er wissen, was Lehrinhalt des Judentums sei und den Gegenstand der Prüfung bezw. der Aufsicht auszumachen habe. Dieses Wissen aber fehle ihm, da keine Stelle vorhanden sei, welche befugt wäre, das Judentum einheitlich dem Staat gegenüber zu vertreten und über Wesen und Inhalt desselben authentisch Auskunft zu geben.

Wie steht es mit dieser Frage? Inwiefern nimmt in diesem Punkte in der Tat das Judentum in Preußen eine andere Stellung ein als die christlichen Kirchen?

Zunächst die evangelische Kirche. Die evangelische Kirche unterscheidet sich wesentlich von der katholischen. Es fehlt an einer einheitlichen, die Protestanten der ganzen Welt umfassenden Organisation. An Stelle einer solchen besteht nur eine Reihe von evangelischen Einzelkirchen der verschiedenen Länder. Diese Gestaltung nimmt, wie bereits oben ausgeführt ist, ihren Ausgangspunkt von den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts und den sie beendigenden Friedensschlüssen. Als im Jahre 1817 die beiden seit dem Religionsedikt von 1788 gleichberechtigten evangelischen Landeskirchen, die lutherische und reformierte, zu einer einheitlichen unierten evangelischen Landeskirche zusammengeschlossen wurden, blieben neben dieser sowohl lutherische als auch reformierte Gemeinden weiter bestehen, welche die Union nicht angenommen hatten, sodaß die evangelische Staatskirche nicht sämtliche Bekenner des evangelischen Glaubens umfaßte. Die evangelische Landeskirche gliederte sich in Provinzialkonsistorien, welche dem evangelischen Oberkirchenrat unterstanden. In den neuen Provinzen, d. s. diejenigen Gebietsteile, welche 1866 mit Preußen verbunden wurden, hatten sich gleichfalls selbständige evangelische Landeskirchen gebildet, in einigen mehrere nebeneinander. In Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. bestanden selbständig nebeneinander: eine reformierte, eine lutherische und eine unierte Landeskirche; Schleswig, Holstein und Lauenburg hatten eine evangelisch-lutherische Landeskirche, neben der die übrigen Bekenntnisse nur geduldet waren. Bei der Inkorporation dieser Gebietsteile nun war man bestrebt, um die neuen Untertanen schneller zu beruhigen und ihnen den politischen Wechsel weniger schmerzlich zu machen, soweit es irgend anging, die bisherigen gewohnten Rechtsverhältnisse aufrecht zu erhalten. Dies geschah auch auf kirchlichem Gebiet. Die in den neu erworbenen Territorien vorgefundenen evangelischen Landeskirchen wurden deshalb der Landeskirche der alten Provinzen nicht einverleibt. Nicht einmal die unierten Landeskirchen von Nassau und Kurhessen wurden mit der unierten Landeskirche der Stamm-Monarchie zu einer

größeren Einheit verschmolzen. Vielmehr wurden alle diese Einzelkirchen, so wie man sie vorfand, als selbständige Landeskirchen aufrecht erhalten. Sie blieben unverbunden, ohne eine gemeinsame Organisation selbständig nebeneinander weiter bestehen mit der einzigen Aenderung, daß an die Stelle des depossedierten Landesherrn überall der König von Preußen als summus episcopus trat. So erhielten sämtliche Landeskirchen durch Personalunion in dem König von Preußen eine gemeinsame Spitze. Eine weitere Vereinheitlichung der kirchenregimentlichen Behörden fand jedoch nicht statt. Vielmehr wurden die Konsistorien der neuen Provinzen dem Kultusministerium unterstellt, während die Konsistorien der alten Provinzen nach wie vor von dem evangelischen Oberkirchenrat ressortierten. Die Selbständigkeit der einzelnen evangelischen Landeskirchen wurde auch für die Folge gewahrt. Bei der Neuordnung der Verhältnisse wurde von einer einheitlichen Organisation abgesehen und für jede einzelne Landeskirche eine besondere Gemeinde- und Synodalordnung unter Berücksichtigung der bestehenden Eigentümlichkeiten erlassen.

So ergibt sich denn, daß in Preußen zur Zeit eine einheitliche evangelische Landeskirche nicht existiert, daß vielmehr nur eine Reihe derartiger Kirchen nebeneinander mit selbständigen Verfassungen und von einander völlig unabhängigen Organisationen bestehen und zwar: erstens die unierte evangelische Kirche Alt-Preußens, innerhalb deren die rheinisch-westfälische ein besonders organisiertes Glied darstellt, zweitens die lutherische und die reformierte Kirche Hannovers, drittens die evangelisch-lutherische Kirche von Schleswig-Holstein-Lauenburg, viertens die lutherische und reformierte Kirche zu Frankfurt a./M. und fünftens die evangelische Landeskirche des vormaligen Kurfürstentums Hessen.

Über die Entwicklung der sogenannten katholischen Landeskirche in Preußen ergibt sich das Erforderliche aus dem bisher Gesagten ohne Weiteres. Eine Gesamtorganisation der katholischen Kirche in Preußen gibt es noch viel weniger als eine solche der evangelischen Kirchen. Landeskirchen im Sinne der evangelischen konnten sich innerhalb der katholischen

Kirche überhaupt nicht herausbilden. Vielmehr fanden die katholischen Verbände der einzelnen Länder ihre gemeinsame Einheit im Papste. Sie stellten keine selbständige, für sich abgeschlossene, mit eigener Organisation versehene Kirche dar, sondern bildeten und bilden auch heute noch lediglich einzelne Verwaltungsbezirke der katholischen Gesamtkirche.

So fehlt es auch der katholischen Kirche in Preußen an einer einheitlichen Sonderorganisation und abgeschlossenen Gesamtverfassung. Die sogenannte katholische Landeskirche stellt sich lediglich als eine staatlich umschriebene Anzahl von Diözesen, als verschiedene der preußischen Staatsgewalt unterworfene Verwaltungsdistrikte der katholischen Gesamtkirche dar, die ihre höhere Vereinigung nicht innerhalb des preußischen Staates, sondern außerhalb desselben in Rom finden.

Für das Judentum liegen in Preußen die Verhälnisse in gewisser Hinsicht nicht wesentlich anders wie für die evangelische Kirche. Auch die Rechtsverhältnisse der Juden wurden bei der Inkorporierung der neuen Provinzen, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, mit übernommen und die dort vorgefundenen Verfassungen soweit dies anging, weiter beibehalten. Die kirchlichen Verfassungen der Juden sind deshalb in den verschiedenen Gebietsteilen verschieden. In denjenigen Provinzen, welche bei dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 23. Juli 1847 die preußische Monarchie bildeten, das sind die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen und die Rheinprovinz, fehlt es an einer umfassenden Organisation. Die einzelnen Synagogengemeinden bestehen im wesentlichen selbständig und unabhängig nebeneinander. Nur in einem Punkte findet sich in dem Gesetz von 1847 der Ansatz zu einer Gesamtorganisation. Für den Fall nämlich, daß innerhalb einer Synagogengemeinde Streitigkeiten über die inneren Kultuseinrichtungen entstehen, sind die Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Innern ermächtigt, auf den Antrag der Interessenten eine Begutachtung durch eine zu diesem Zwecke einzusetzende Kommission eintreten zu lassen. Diese Kommission soll, so oft es das Bedürfnis erfordert, unter der Aufsicht eines Regierungsabgeordneten in Berlin

zusammentreten und aus neun Kultusbeamten oder andern Männern jüdischen Glaubens bestehen, die das Vertrauen der Synagogengemeinde, welcher sie angehören, besitzen. Die Mitglieder der Kommission sollen mit einer angemessenen Zahl von Stellvertretern von den Ministern der geistlichen Angelegenheiten und des Innern ernannt werden und zwar auf Vorschlag der Oberpräsidenten, welche dabei die Anträge der Synagogengemeinden ihres Verwaltungsbezirkes besonders zu berücksichtigen haben. Die Ernennung erfolgt auf die Dauer von 6 Jahren. Die durch den Zusammentritt der Kommission erwachsenden Kosten sind von den sämtlichen Synagogengemeinden des Staats nach Verhältnis des Kostenbetrages ihrer gesamten Bedürfnisse aufzubringen. Freilich ist die Kommission bisher noch niemals zusammenberufen worden und demzufolge bisher nicht praktisch geworden. Es stände aber für die Staatsregierung gesetzlich nichts im Wege, gegebenen Falles von dieser Möglichkeit sich eine autorative Vertretung des Judentums zu verschaffen Gebrauch zu machen.

Von den neu erworbenen Gebietsteilen weist das ehemalige Kurfürstentum Hessen die umfassendste Organisation auf. Sie ist durch die Verordnung vom 30. Dezember 1823 geschaffen. Durch sie werden die einzelnen Synagogengemeinden zum Kreis, die verschiedenen Kreise einer Provinz zur Provinzialgemeinschaft zusammengefaßt. Die Provinzen wiederum und damit die Gesamtorganisation des Landes finden ihre Spitze in dem Land-Rabbinat. Hier ist also eine den evangelischen Landeskirchen ähnliche Organisation vorgesehen. Im Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover fehlt es zwar an einer einheitlichen Gesamt-Organisation, doch sind für bestimmte Bezirke Landrabbiner bestellt, die von den betreffenden Bezirksgemeinden gewählt und von dem Regierungspräsidenten bestätigt werden. Sie haben in ihren Bezirken unter Leitung der Regierungen die Oberaufsicht über das Synagogen- und Schulwesen zu führen und auf Erfordern der Behörden Fragen, die sich auf den jüdischen Glauben und das Ritual beziehen, zu begutachten. Für das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Nassau werden zur Beaufsichtigung des israelitischen Kultus und Religionsunterrichts

Bezirksrabbiner für bestimmte Bezirke angestellt, welche den Kultus sowie den Religionsunterricht bei den Gemeinden ihres Bezirks zu beaufsichtigen haben.

Für das Gebiet der ehemaligen Herzogtümer Holstein und Lauenburg ist die Anstellung eines Oberrabbiners mit dem Sitz in Altona vorgeschrieben, dem die übrigen jüdischen Geistlichen hinsichtlich ihrer Amtsverrichtungen und in Sachen, welche den Kultus und die religiösen Zeremonien angehen, untergeordnet sein sollen. Für das Gebiet des ehemaligen Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen endlich sieht das maßgebende Gesetz vom 9. August 1837 die Anstellung eines gemeinschaftlichen, wissenschaftlich gebildeten Rabbiners für die im Fürstentum bestehenden israelitischen Kirchengemeinden durch die Regierung vor. Für die übrigen preußischen Gebietsteile fehlt es an einer über die Einzelgemeinden hinausgehenden staatlichen Organisationen.

Uebersieht man noch einmal diese kurze Darstellung der Verhältnisse, so ergibt sich, daß auch in der Frage der staatlichen Gesamtorganisationen eine grundsätzliche Verschiedenheit zwischen dem Judentum und den christlichen Kirchen nicht besteht. Weder das Judentum noch die christlichen Kirchen haben eine einheitliche organische Gesamtrepräsentation. Andererseits fehlt es dem Judentum ebensowenig wie den christlichen Kirchen an höheren Organisationen innerhalb der einzelnen Rechtsterritorien. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß eine tatsächliche Verschiedenheit insofern besteht, als die katholische Kirche Preußens, wenn sie auch für sich allein keine geschlossene Einheit bildet, doch mit den anderen katholischen Kirchen in religiösen Fragen eine gemeinsame höchste Autorität besitzt, und die verschiedenen evangelischen Landeskirchen durch die Personalunion des Summepiscopats eine gewisse letzte tatsächliche Einheit aufweisen. Jedenfalls bestehen in den gegebenen Rechtsverhältnissen keine unüberwindbaren Schwierigkeiten, dem Judentum auch in denjenigen Fragen, in denen es bisher abgesehen von den Staatsfeiertagen gegenüber den christlichen Bekenntnissen zurückgesetzt wird, von Staatswegen die Gleichstellung zu gewähren.

Tatsächlich hat auch der Staat in einigen Punkten seinen früheren starren Standpunkt verlassen und Konzessionen gemacht. Er sorgt für die Seelsorge und den Gottesdienst auch der jüdischen Gefangenen in seinen Anstalten und gewährt auch für den jüdischen Religionsunterricht an den königlichen höheren Lehranstalten, sowie bei mangelnder Leistungsfähigkeit der Schulunterhaltungspflichtigen, auch für den jüdischen Religionsunterricht an den öffentlichen Volksschulen Beihilfen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Abhandlung und würde ihren Rahmen überschreiten, wenn hier im einzelnen aufgezeigt werden sollte, welche Möglichkeiten für den Staat auch nach der gegenwärtigen Gesetzgebung geboten sind, die Gleichstellung des Judentums in den nach übrigen Punkten zur Wirklichkeit zu machen. Die preußische Judenheit aber wird es sich stets vor Augen halten müssen, daß diese Gleichstellung des Judentums im Staat ihr höchstes Ziel und ihre wichtigste Aufgabe im politischen Leben bedeuten muß und daß auch für den einzelnen Juden die volle staatsbürgerliche Emanzipation, die ihm das Gesetz bereits gewährt hat, erst dann zur Tatsache werden wird, wenn auch das Judentum vom Staat als gleichberechtigter Faktor neben den christlichen Kirchen anerkannt ist. Der Weg zur völligen Emanzipation des Juden führt über die Emanzipation des Judentums.

Arthur Schnitzler

von

Victor Klemperer.

I.

Sein Wesen und seine Themen.

„Das sind meine Wege: von Irrenden zu Leidenden, von Leidenden zu Sterbenden." So spricht in Schnitzlers meist angefeindetem Drama, dem „Ruf des Lebens," ein Arzt, der sich um mehr als nur das physische Befinden seiner Kranken kümmert. Man darf ruhig an die Stelle dieses Arztes seinen Dichter selber setzen: so hat man das Tiefste, das so recht eigentlich Bestimmende in Arthur Schnitzlers Wesen vor Augen. Arthur Schnitzler, der „Frivole," der „Erotiker," der „Französierende," der „Dichter des süßen Mädls," der „heitere Lebenskünstler," und wie man ihn sonst noch zu nennen pflegt — für mich ist er der Dichter des Leidens und Sterbens. Nie eigentlich habe ich hinter seinen Werken einen wahrhaft frohen oder nun gar leichtlebigen Menschen gefunden. Nie ist sein eigenes Lachen ohne Wehmut oder Bitterkeit oder Hohn, und wo er leichtfertige Menschen schildert, da klingt dem feineren Ohr unter dem ausgesprochenen Wort immer der eine dieser beiden Sätze entgegen, entweder: wär' ich doch auch so! oder: wie ist es möglich, daß auch solche Geschöpfe leben und als Menschen gelten? Nie ist sein Genießen ein ungetrübtes; denn ob er sich in ein Bacchanal hineinphantasiert, ob an liebenswürdig bescheidene Freuden hingibt — es steht immer Einer hinter ihm,

bald als roher Peitschenschwinger, bald als milder Fackelsenker, aber immer der Eine, der Tod. Arthur Schnitzlers Wesen ist zu reich, als daß es restlos aus einem Punkte zu erklären wäre; doch so viel anderes noch dieser seltsame, aus manchen typischen Eigenschaften zusammengesetzte und auch widerum ganz originelle Charakter enthält, sein Kern und Centrum ist die stete Gegenwart des Todesgedankens gewiß. „Warum reden Sie denn vom Sterben?" heißt es einmal im „Einsamen Weg." Und die Antwort lautet: „Gibt es einen anständigen Menschen, der in irgend einer guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?"

Von Anbeginn eine Dichternatur, also zur Betrachtung seelischer Zustände neigend und leidenschaftlich beglückt von aller Buntheit und Bewegung des Lebens, wird Arthur Schnitzler Arzt. Er tut in einem Hospital Dienst, und hat so hundertfache Gelegenheit, Menschen sterben zu sehen. Es braucht nicht jedesmal ein qualvolles Ende zu sein, auch das scheinbar sanfte Verlöschen macht auf ihn immer wieder den gewaltigsten Eindruck. Er weiß ja nicht, was der Sterbende empfindet, er glaubt in diesem Rätselpunkt nicht unbedingt an die Aussagen seiner Wissenschaft, er glaubt nicht an die Verheißungen irgend einer Religion, er weiß nur, daß er nichts weiß. Dies schauernde Tasten wird ihm auf der Höhe seines Schaffens (im „Schleier der Beatrice) die wunderbaren Verse eingeben:

Nur mit den armen Worten der Gewohnheit
Kennt unser Mund das Ewig=Unbegriffne;
Und so wie jene, die im Glanz des Lebens
Aufleuchteten, uns ist der letzte auch,
Bevor er kommt, nichts als ein Augenblick.
Doch was er birgt an ungeheuern Schrecken,
Ob wir in tausendfacher Kraft und Qual
Das abgelebte Dasein neu durchfliegen,
Ob nicht ein neues kommt, ein ungeahntes —
Ob uns im freigewählten Hingang nicht
So nutzlos schmerzensvolle Sehnsucht anfällt,
Ins Licht zurückzukehr'n, daß alle Pein.
Die wir jetzt denken können, uns erscheint,
Wie Hauch der Lüfte. — Niemand hat's erzählt.

Die immer gegenwärtige Gewißheit des Endes und die völlige Ungewißheit des dahinter Befindlichen drängen zum leidenschaftlicheren Umfassen des einzig sicheren Besitzes, des Lebens. Denn wer sich immerfort des Todes bewußt ist, ohne die Gewißheit eines besseren Jenseits zu empfinden, kann unmöglich ein laues Leben führen; je nach der Veranlagung seines Wesens, muß er zu vollem Entsagen oder wildem Genießen gelangen. Der Dichter Schnitzler kehrt sich dem farbig bewegten Genuß zu — und sieht sich doppelt darin gehemmt.

Einmal ist ihm auch am Leben, am eigenen Selbst allzu wenig sicherer Besitz, der Arzt und Seelenforscher hat auch an dem zweifeln gelernt, was einfachere Naturen für sicher hinnehmen, er stößt auch da auf Rätsel, nicht minder undurchdringliche, nicht minder herzbeklemmende, als sie der Tod aufgibt, wo ein schlichter Mensch Selbstverständlichkeiten sieht. Ihn beunruhigen die Seltsamkeiten der Hypnose, die einem Menschen zu einer ganz anderen Persönlichkeit machen kann. Und noch merkwürdiger vielleicht als solch hypnotischer Traum erscheint ihm das Träumen in natürlichem Schlaf. Da werden oft Schicksale durchlebt, die dem Wachen durchaus fremd sind, da werden Wünsche rege, die der Wache niemals empfunden hat. Oder doch vielleicht empfunden, nur sich verheimlicht hat? Und wenn dem so ist — welches ist dann seine wahre Natur, sein wahres Leben, das wache oder das geträumte? Und wo ist die Grenze zwischen Traum und Wachen, und welche Weltlenkung schafft solche Wirrnis, und welch ein seiner selbst ungewisser Spielball in fremder Hand ist der Einzelne? Wo solche Zweifel herrschen, gibt es kein sicheres Erfassen der Wirklichkeit, und widerum ohne festes Zupacken gibt es kein starkes Genießen.

Und noch ein zweites stellt sich zwischen den Genuß-Ersehnenden und den Genuß selber. Zum wirklichen Genießen ist ein naiv einseitiges Wesen nötig, eine Natur, die nicht ängstlich nach dem Recht des anderen fragt, die die Dinge nicht rund herum, sondern von nur einer

Seite sieht, die also ungebrochen lieben und hassen kann. Das aber vermag Arthur Schnitzler nicht. Er ist ein Jude und besitzt in hohem Maße die bedeutendste und qualvollste Geisteseigenschaft der Juden, das grübelnde Bohren, das Zerlegen, das Von-allen-Seiten-Betrachten der Dinge. Wie oft wird dem Juden ein Mangel an Begeisterungsfähigkeit vorgeworfen, und — wenn man von den Gebieten der reinen Idee und des Religiösen absieht — wohl nicht zu Unrecht. Eine Sache mag noch so begeisterungswürdig sein, so wird sie doch ihre schwache Seite haben. Und diese bietet sich dem jüdischen Blick mit Gewißheit dar, worauf es denn ganz gewiß um die Kraft und — den Genuß der Begeisterung geschehen ist. Antisemiten pflegen von den Juden zu behaupten, sie seien schlechte Soldaten. Das ist gewiß tausendmal eine Unwahrheit, denn der jüdische Soldat tut oft genug doppelt und dreifach seine Pflicht, weil er sich von Zweifeln umringt sieht, und weil er neben der persönlichen Ehre die Stammesehre zu vertreten hat. Und das ist in einem tieferen Sinne ganz bestimmt wahr; denn der jüdische Soldat wird niemals das Gewehr heben, ohne sich zu sagen: Der drüben auf dich zielt, der „Feind" ist genau so im Recht, wie du es bist. Aehnlich geht es immer bei Arthur Schnitzler zu. Er vermag keinen Gegner zu zeichnen, ohne dessen Berechtigung, keinen Freund ohne dessen Unrecht zu sehen. Und mehr, und schmerzhafter; er muß bei jeder Handlung Recht und Unrecht, Freund und Feind, eine Zweiheit eben im eigenen Wesen empfinden. Er sehnt sich unendlich nach schlichter Einheitlichkeit des Empfindens und Handelns; und wenn ihm in hohen Augenblick dieses große Glück eines einheitlichen Fühlens widerfährt — ein Glück, ob es sich nun um Freude oder Schmerz handle! — so zweifelt er an sich selber. So oft (in seinen Gegenwartsstücken zum mindesten) ein Mensch leidenschaftliche Gefühle in heiße Worte faßt, so steht auch immer eine dämpfende Anmerkung für den Schauspieler dabei: Man achte nur darauf, wie häufig in Schnitzlers Dramen parenthetische Anweisungen wie „ein-

fach“ oder „nicht pathetisch“ zu finden sind. Er ringt schmerzhaft nach der Unmittelbarkeit des Empfindens, und bringt sie doch niemals subjektiv, nur manchmal in der Objektivierung des Dramatischen zum Ausdruck. Wo das aber geschieht, wie etwa im „Schleier der Beatrice“, da ist doch Schnitzlers ganzes Herz und ganze Kunst weniger bei dem ihm fremden einheitlichen Tatmenschen, als bei dem zerrissenen Grübler und schwankenden Beobachter, der am krampfigen Erfassen des Lebens zu Grunde geht. Schnitzlers ganze dramatische Eigenart, ihre Stärke und Schwäche liegt in diesem Rundherum, dieser Totalität des Betrachtens, in dieser seiner Unfähigkeit Partei zu ergreifen. Dadurch werden seine Gestalten so lebenswahr, darunter leidet aber auch gelegentlich die Wucht des dramatischen Zusammenpralls.

Wenn nun ein vom ewigen Todesgedanken Bedrängter durch so starke Hemmungen wie der erwähnten am wirklichen Lebensgenuß gehindert wird — warum schlägt er dann nicht doch den anderen möglichen Weg ein, den des Entsagens? Die Antwort für diesen Fall wurde schon einmal gegeben: weil Arthur Schnitzler ein Dichter ist. Der schaffende Künstler kann nicht entsagen; er muß das Leben auskosten, nicht um des Genusses willen, sondern weil ihm die bunte Fülle des Lebens Stoff ist für sein künstlerisches Schaffen. Es handelt sich da für ihn um Pflicht und Arbeit, und der Gedanke, daß sein Werk manchen anderen Menschen hohe Stunden bereiten wird, muß ihm die Kraft und auch die Berechtigung zum Genuß verleihen. Aber wirklich auch die Berechtigung? Darf der Künstler ein freieres, skrupelloseres Leben führen, als andere Menschen, weil er die Allgemeinheit beglückende Früchte daraus gewinnt? Heiligt in diesem Fall der Zweck das Mittel, untersteht der Künstler nicht den für die übrige Menschheit gültigen Sittengesetzen? Es ist eine Frage, die bei Schnitzler immer wiederkehrt und niemals entschieden wird. Natürlich nicht, sowenig von diesem Dichter irgend eine andere Frage zur Entscheidung gebracht werden kann. Entscheiden heißt Recht und Unrecht geben, also etwas, das

für den Menschen entschlossene Einseitigkeit fordert. Und die fehlt Arthur Schnitzler eben gänzlich.

Man merkt den gleichen Mangel in fast noch stärkerem Maße, wenn sich Schnitzler einem umfassenderen Thema als dem von der Freiheit des Künstlers zuwendet. Die Lebenssehnsucht, die er selber so quälend empfindet, gesteht er jedem anderen Menschen zu, und die eine Hälfte der Menschheit besonders, die weibliche, scheint ihm mit allzu starken Fesseln belastet. Da kann er sich nur bisweilen als stürmischer Kettenloser fühlen, um gleich darauf, durch jenes Rundherum-Betrachten gezwungen, der Engste aller Engherzigen zu sein. Ich meine, er predigt oft in vollen Tönen — soweit ihm der volle, ungedämpfte Ton überhaupt möglich ist — das Recht der freien Persönlichkeit, des freien Lebensgenusses, er durchhaut mit der ganzen Säbelschärfe jüdischen Denkens manche Ketten, die Jahrtausende gehalten haben, als Blutverwandtschaft und Ehe. Und danach wird ihm in seiner Objektivität klar, daß Ketten, die im Gefühl begründet sind, von der Schneide des Gedankens doch eigentlich gar nicht gespalten werden, oder höchstens rasch heilende Hydrawunden erhalten können. Aus diesem Grunde macht der jugendliche Tendenzdichter Schnitzler einen so rührend tragikomischen Eindruck. Er will immerfort die Berechtigung einer Sache beweisen und kann nicht anders, als gleichzeitig den Beweis für die Berechtigung des feindseligen Gegenteils erbringen. Reine dramatische Wirkungen erzielte Schnitzler erst dann, als er von allen zu beweisenden Thesen absah und sich an der Schilderung von Menschen genügen ließ, deren Tragik eben darin besteht, daß sie eigentlich alle gleichzeitig Recht und Unrecht haben.

Ein düsteres Charakterbild, eine traurige Themenliste wurden bisher skizziert. Wenn dennoch ein mild heiterer Schein in sein Wesen fällt und so auch zumeist — nicht versöhnend, aber lindernd — um seine Werke spielt, so mag das der grübelnde Arzt und Jude dem Umstand verdanken, daß er ein Wiener ist. Man sagt, in die süddeutsch heitere Atmosphäre der österreichischen Haupt-

stadt sei durch die Geschichte des Landes eine leise italienische Strömung geraten, wohl auch eine orientalische Duftwelle geflossen. Eine gewisse Milde und Beruhigung, die freilich auch einmal an Schlaffheit zu streifen vermag, eine gewisse kindliche um kein Vorher und Nachher bekümmerte Genußfähigkeit dem Augenblick gegenüber scheint dem Wiener Wesen anzuhaften und vielleicht in jener atmosphärischen Mischung begründet zu sein. Führt die Weichheit des Empfindens dazu, daß dem Lacher die Tränen nie allzu fern sind, so dämpft sie doch auch große Schmerzen und glättet qualverzerrte Mienen zu traurig lächelnden. Und auch eine feinere, freilich verschwimmendere Art in der Aneignung von Lust und Schmerz dürfte ebenso zu erklärende Wiener Eigenart sein (wobei ich allerdings niemals auf die konjunktivisch tastende Ausdrucksform verzichte, da kein psychologisches Gebiet unsicherer ist als das in diesem Abschnitt betretene): der Genießende und Leidende ist nicht bloß und nicht einmal in erster Linie mit dem Unmittelbaren, sozusagen mit dem Körperlichen seiner Schmerzen und Freuden beschäftigt, ein kaum greifbar darüber Schwebendes, ein Hauch, eine Farbe, nehmen ihn fast mehr in Anspruch — die Stimmung der Dinge beeinflußt ihn beinahe stärker als die Dinge selber. Stimmung, ein Hauptingrediens der neueren österreichischen Dichter, ein Verschwimmendes und so selber kaum scharf zu Umgrenzendes, der Empfindungshauch etwa, der, feineren Organen kenntlich, über den groben Ereignissen und Zuständen, Trieben und Gedanken schwebt — Stimmung verschönt und verschleiert, sänftigt und — entnervt gelegentlich die Schnitzlerschen Werke. — —

Wer eine Stadt besichtigen will, tut immer gut, vorerst einen angrenzenden Hügel zu ersteigen, und von der Höhe einen Ueberblick des Gesamtbildes zu gewinnen. Um ganz ähnliches war es mir in diesen Eingangsseiten meiner Studie zu tun. Einen bequemen Weg allerdings habe ich den Leser nicht zu führen vermocht. Bequemer, natürlicher wäre es gewesen, wenn ich eine biographische Skizze voranschicken und bei jedem Entwicklungspunkt die daraus resultierenden Gedanken und Stoffe des

Dichters hätte angeben können. Das war mir unmöglich. Denn fragt man Arthur Schnitzler, den untersetzten Mann mit dem bürgerlich korrekten rötlichen Scheitel, dem bürgerlich korrekten Vollbart, der vollkommen bürgerlichen, weder allzu eleganten, noch salopp künstlerischen Kleidung, nach seinem Lebenslauf, so antwortet der eben noch liebenswürdig Gesprächige unfehlbar: „Ich bin in Wien am 15. Mai 1862 geboren, ich bin Arzt geworden und habe meinen Beruf viele Jahre ausgeübt, behandle auch jetzt noch gelegentlich im Freundeskreis — und wann ich sterben werde, weiß ich nicht". Das ist wohl ganz der gleiche Mensch, der das „Einfach" als Schauspieler-Anweisung liebt, dem großes, einheitliches Erleben zumeist versagt ist, und der ihm, wo es ihn doch einmal beglückt, mit grübelndem Mißtrauen gegenübersteht. Und auch ein zweiter bequemer Weg zur Ausblickhöhe war mir verschlossen. Bisweilen kann der Literarhistoriker in der Einleitung rasch Werk auf Werk seines Autors übereinanderschichten; er findet in jedem ein wesentliches Thema anzuschlagen und kann so die Entwicklung und die Grenzen des Gesamtschaffens klar und organisch darstellen. Eine derartige Entwicklung, ein solches Nacheinander der Themen ist bei Schnitzler nicht zu finden. Man kann die meisten seiner Werke mit vielzimmrigen Häusern vergleichen, in denen der Besitzer sein ganzes Wesen treibt. Gewiß hat er in dem einen Bau das Studierzimmer, im andern das Schlafgemach besonders berücksichtigt, einen dritten als Krankenhaus aufgeführt, usw. — aber überall ist doch immer für den ganzen Schnitzler Platz. In seine wachen Geschichten und Dramen spielt der Traum hinein, in seine Traumfernen das wache Heute; wenn der Arzt spricht, schweigt der Jude nicht, wenn der Jude zu ätzend wird, mildert der Wiener; und so treibt eben der ganze Schnitzler überall sein Spiel. So mußte ich denn den Weg zum Ausblick durch das Gestrüpp absoluter Analysen nehmen.

* *
*

II.

Gespräche.

Der Erfolg eines Erstlingswerkes ist schon manchem teuer zu stehen gekommen. Man entwickelte sich ein tüchtiges Leben lang weiter, schrieb tiefere, reifere Bücher und blieb doch der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“. Ganz so schlimm ist es nun Schnitzler nicht ergangen, aber immerhin ähnlich. Für viele Menschen ist er noch heute schlechthin der „Anatol“-Dichter. Das wäre noch garnicht so wenig, wenn diese vielen nur den „Anatol“ richtig lesen wollten. Aber sie sehen in den sieben Szenen nur die französische Grazie des Wortgeplänkels, sie empfinden nur das Spiel mit gewagten Themen, haben nur für die ironischen Töne darin Ohr, klammern sich nur an die beiden völligen Satyrspiele „Abschiedssouper“ und „Hochzeitsmorgen“ — und sind dann mit dem Urteil zur Hand, es handle sich um einen „österreichischen Maupassant“, wobei sie mehr an Maupassants fabelhafte Geschicklichkeit in Ausdruck des Unsagbaren denken, als an das Ganze seiner Kunst. Tatsächlich hat man es aber mit keinem Nachahmer des Franzosen zu tun, sondern mit einem durchaus originellen Dichter, dem die Frivolität nur Maske ist, hinter der viel bitterer Ernst steckt. Anatol ist Schnitzler selber, der junge Schnitzler, dem noch alles Lebenssehnen ins rein Erotische mündet. Anatol ist belastet mit all der Grübelei, all dem zerlegenden Beobachten des eigenen Selbst und seiner Umgebung, die auf seinen Dichter drückt. Der hat dem schwärmerisch Sehnsüchtigen einen robusteren, kühl geistigen Freund beigegeben, den Vertrauten des klassisch-französischen Dramas, in gewissem Sinne vielleicht auch die andere Ich-Hälfte Schnitzlers, sowie man etwa aus Götz und Weislingen den ganzen jungen Goethe zusammensetzen kann. Zu diesen Gestalten treten nacheinander die Frauen, die jeweilig Anatols Phantasie beschäftigen, ihn beglücken oder quälen, ihm

alle und immer zum Beobachtungs-Objekt dienen. Die Frauen, die Anatol „liebt" vermeide ich zu sagen, obwohl in diesem Buch oft genug von Liebe die Rede ist. Aber nur eben die Rede. Schnitzler hat später selbst das schöne und schlichte Wort gefunden, lieben heiße für einen anderen dasein. Dieses hohe Glück wird dem immer von Frauen beglückten Anatol nie zu teil; fände er's, so wäre ja auch die Kette der Tragikomödien zu Ende, die eben die „Anatol"-Szenen bilden, das fruchtlose Glücksuchen eines Sehnsüchtigen, der sich nicht das Recht zugesteht, nicht die Kraft zutraut, sein im Grunde tragisches Erleben wirklich tragisch zu nehmen, und so zur geistreichen Betrachtung, zum spöttischen Scherz, zur romantischen Ironie flüchtet. Will man literarische Verwandschaften feststellen, so weist vom „Anatol" manches auf Heine zurück.

Man könnte versucht sein im „Anatol" die bewußte Ouvertüre zur Gesamtheit der Schnitzlerschen Werke zu sehen; viele künftige Themen werden angeschlagen, nur das Todesmotiv findet noch keinen Ausdruck; denn der Dichter strebt ja den Grundton der Heiterkeit an. Doch schon die erste Szene, „Die Frage an das Schicksal" zeigt, wie bereits sein großes Thema von Traum und Wachen, von der Unsicherheit des Realen in Schnitzler wühlt. Anatol glaubt nicht mehr an die Treue seiner Geliebten. Er wird sie hypnotisieren und der Schlafenden die Wahrheit abzwingen. Noch wendet sich die Sache ins Spielerische: Anatol weckt sein Medium auf, ohne ihm die entscheidende Frage vorgelegt zu haben. Cora hat auf sein „Liebst Du mich?" mit „Ja" geantwortet, worüber sie nachher ein wenig erstaunt ist; darauf erläßt ihr Anatol nach mehrfachen vergeblichen Ansätzen die Frage, ob sie ihm treu sei. Zwei gleich starke Bedenken stemmten sich ihm entgegen. Er mag sich von der Illusion ihrer Treue nicht trennen, obwohl er doch unter seinem Zweifel schwer leidet, und weiter: er fühlt keine Berechtigung zu seiner Frage: Er will der Frau das gleiche Recht zugestehen, das er für sich beansprucht. Auch er hat häufig geliebt, auch ihm war gestern ein Spiel, was ihm heute als Ernst erscheint, auch er wird den Ernst von heute schon morgen

wieder als Spiel, als flüchtige Regung empfinden. Er will dem Mädchen die gleiche Freiheit zugestehen — und kann es doch nicht, weil sich sein Gefühl dagegen aufbäumt. Die Tragik dieses Zwiespalts tritt schärfer in dem Abschnitt „Denksteine" hervor. Schnitzler hat dieser Szene einen dramatischen Abschluß ermöglicht, indem er der Frau einen habgierigen Zug verlieh und Anatol schließlich durch Emiliens Geiz ernüchtert und abgestoßen werden ließ. Die eigentliche Tragik liegt aber auch hier in jener Zerrissenheit Anatols. Er kann die Vergangenheit der Geliebten nicht vergessen, kann nicht darüber hinaus, obschon er solche Starrheit für ungerecht hält. Ein ähnliches Schwanken beherrscht das Kapitel „Agonie". Diesmal ist Anatols Gegenspielerin eine Dame der Gesellschaft, eine verheiratete Frau, nicht herzlos und gemein, aber untief im Fühlen und Denken und so auch keiner tapferen Aufrichtigkeit und unbequemen Konsequenz fähig. Und Anatol, der mit skrupelloser Selbstverständlichkeit in die Ehe eines anderen eingegriffen hat, fühlt sich erniedrigt durch das widerwärtige Hin-und-her der Frau zwischen zwei Männern. Er schlägt ihr in einer leidenschaftlichen Stunde gemeinsame Flucht vor, und löst das Verhältnis doch nicht, als Else sich weigert. Er weiß nur, daß sie ihm von nun an verächtlich sein wird. Dabei hält ihn ein merkwürdiger Trost in seinem krankhaften Zustand aufrecht. Die eigene Zerrissenheit ist ihm bisweilen das eigentlich Interessante an seinem Leben; wäre er einheitlich, so wäre er nicht mehr er selbst, so würde er bald gelangweilt sein. Max sagt ihm, den Ernst unter einem Scherz verbergend: „Sei stark, Anatol — werde gesund!" Und die Antwort heißt: „Du lachst ja selbst, während du's aussprichst! Es ist ja möglich, daß ich die Fähigkeit dazu hätte; — mir fehlt aber das weit Wichtigere — das Bedürfnis! — Ich fühle, wie viel mir verloren ginge, wenn ich mich eines schönen Tages „stark" fände. Es gibt so viele Krankheiten und nur eine Gesundheit! — Man muß immer genau so gesund wie die andern — man kann aber ganz anders krank sein wie jeder andere!" Hier ist Anatol so ganz mit Schnitzler identisch, daß er das Berufsgeheimnis des Dichters aus-

plaudert. Die Beobachtung und Darstellung des Zerrissenen und Kranken erscheint dem Dichter ergiebiger und interessanter als die des Gesunden. Ein etwas schlaffer Zug, dem aber die später häufig zutage tretende leidenschaftliche und doch auch gelegentlich neidvolle Bewunderung der Starken und Gesunden die Wage hält. Einen besseren Trost für das zerrüttende Gewähren und Versagen der Welt- und Halbweltdamen als in der Selbstbespiegelung findet Anatol in schlichteren, gefühlsreicheren und einheitlicheren Verbindungen. Zwar das „süße Mädl" selber tritt in dieser Szenenfolge noch nicht auf, aber Anatol zeichnet es doch mehrmals mit sehnsüchtigen Worten. (Das Buch ist eben eine wirkliche Ouvertüre, eine Anregung also und Vorbereitung, ein skizzierendes Vorspiel und noch nicht das Werk selber.) Der koketten, vielleicht auch nur feigen Frau Gabriele in den „Weihnachtseinkäufen" entwirft Anatol ein schwärmerisches Bild der schlichten Vorstadtgeliebten, die ihn im einfachen Zimmer mit einem espritlosen: „Ich bin so froh, daß ich Dich wieder hab'!" empfangen wird, und im „Abschiedssouper", wo es sich für Anatol um eine Flucht und gewissermaßen Erholungskur handelt, heißt es von dem süßen Mädl: „Sie erinnert mich so an einen getragenen Wiener Walzer — sentimentale Heiterkeit . . . lächelnde, schalkhafte Wehmut . . . Es wird einem warm und zufrieden bei ihr." Man darf an ein Wiener Gretchen denken, aber man hüte sich in naheliegender Ideenassoziation im Anatol-Schnitzler ein Stück Faust oder Don Juan und Faust im Verein zu sehen. Denn diese beiden Männer werden doch von Gedanken und Trieb selber geleitet; bei Anatol aber herrscht immer das ungreifbar darüber Gelagerte, das Feinere und Weichere, die Stimmung. Wie er die Umgebung, wie er das Wesen des süßen Mädls beschreibt, das zeigt, daß es ihm weniger auf das Mädchen selber, weniger auf sein Liebesgefühl ankommt, als auf die bewußt genossene Friedensstimmung, auf — ein pretiöses Wort, an dem die Sache Schuld hat, nicht der Kritiker — das Gefühl des Gefühls. Das Kapitel „Episode" eines der geistreichsten

des Buches, bringt eine völlige Beichte in dieser Hinsicht. So wie Schnitzler seine Vorliebe für das Kranke gerad heraus bekennt, so auch seine immer träumerische und oft narkotische Hingabe an die Stimmung. Für Anatol „löst sich das Rätsel der Frau in der Stimmung", er braucht „Halbdunkel . . grünrote Ampel . . Klavierspiel" . . . „Und das macht mir das Leben so vielfältig und wandlungsreich, daß mir eine Farbe die ganze Welt verändert . . Ihr tappt hinein in irgend ein Abenteuer, brutal, mit offenen Augen, aber mit verschlossenem Sinn, und es bleibt farblos für Euch! Aus meiner Seele aber, ja aus mir heraus blitzen tausend Lichter und Farben darüberhin, und ich kann empfinden, wo Ihr nur — genießt!" Den Einwand, daß diese Art zu empfinden, dieses Aufgehen in der Stimmung doch eigentlich ein Verschleiern, ja fast ein Verneinen des wirklichen Lebens bedeute, erhebt Schnitzler vorderhand noch nicht. Wie er ja hier überhaupt nur erst mit der Wünschelrute nach seinen tiefsten Quellen spürt. Will sich Anatol einmal ans ernstliche Bohren begeben, so zwingt ihn der kalte Witz seines Freundes Max zum Weiterschlendern, oder ein buntes und lächerliches Geschehen reißt ihn fort. Und so trefflich hat es Schnitzler verstanden, allen Ernst und alles Leid unter kalt witzigen und rein komischen Elementen zu verbergen, daß eben die Mehrzahl der Leser geneigt ist, in den „Anatol"-Szenen durchaus frivole Spielereien zu sehen.

Bezeichnenderweise bevorzugen denn auch die Bühnen besonders eine der beiden Szenen, in denen Schnitzler das wirkliche Leiden seiner Helden ganz zurückgedrängt und nur die komische Seite seines Umhertastens meisterlich herausgearbeitet hat. Ich meine das vielgespielte „Abschiedssouper". Anatol steht wieder einmal im Begriff, bei einem friedlichen süßen Mädl auszuruhen, vielmehr er hat diese Flucht schon vollzogen, nur daß er bisher seine Verbindung mit der Tänzerin Annie noch nicht lösen konnte. Nun will er ihr aber die Wahrheit sagen und sich in versöhnlich-festlicher Weise von ihr trennen. Er darf das unternehmen, da er sich ja mit Annie von

Anbeginn auf völlige Aufrichtigkeit und freundliches Scheiden im gegebenen Augenblick geeinigt hat. Sein Zartgefühl allein hat ihn bis heute schwanken lassen. Und nun, beim Abschiedssouper, kommt ihm die so lange geschonte Tänzerin zuvor. Auch sie hegt seit einiger Zeit ein anderes Glück, auch sie hat — nur aus Zartgefühl natürlich — dem reichen Freunde ihre Verbindung mit einem armen Kollegen verborgen und spricht heute nur, weil sie den neuen Liebhaber nicht länger betrügen mag. Merkwürdig ist es, daß das andere Satyrspiel: „Anatols Hochzeitsmorgen" weniger heimisch auf den Bühnen wurde. Ich glaube, das liegt weniger an der größeren Gewagtheit des Themas, als an der Tragik, die hier durch alle Frivolität unausgesprochen und doch vernehmlich hindurchklingt. Denn Tragikomödien sind keine gute Theaterkost; das Publikum will lachen oder weinen, aber nicht in seinen Gefühlen verwirrt werden. Anatol soll zu seiner Trauung fahren, Frack und Brautbukett liegen bereit — und eine der früheren Freundinnen, der er gestern anheimfiel, läßt ihn nicht gehen. (Ihm war nach den Polterabend-Feierlichkeiten so kalt und angst und zukunftsbange geworden — „gewissermaßen schauerlich" —, daß er sich zur Redoute begab.) Anatol reißt sich schließlich doch los, und Freund Max beruhigt die empört Zurückbleibende damit, daß die Betrogene in diesem Falle doch offenbar die Braut und Gattin sei. Die Unmoral der Szene ist zum mindesten für den, der den ganzen Zyklus und also Anatols Charakter kennt, eine durchaus tragische; die Zerrissenheit des einsamen aber freien Anatol muß sich ins Peinvolle steigern, wenn er nun ohne Liebe in die Ehe tritt.

Von diesem letzten Kapitel besonders dürfte der Weg zu einer späteren Szenenfolge, dem vielgeschmähten „Reigen" hinüberführen. Auch hier scheint mir die Tragik der Unmoral zu herrschen; freilich steht hier auch neben dem Unmoralischen das unsäglich Unanständige. Der Dichter leitet zehn Dialoge auf geradlinigen Pfaden zu den Gipfelpunkten erotischer Erlebnisse; er sagt das Unsagbare und bedient sich der Gedankenstriche jedesmal erst dann, wenn

sie keine Verhüllungen mehr bedeuten können, sondern nur noch Unterstreichungen. Und das Ungeheuerliche des Buches wird noch dadurch gesteigert, daß es buchstäblich einen Reigen vorführt, einen geschlossenen Kreis, in dem jeder Mitspieler zwei anderen die Hände reicht, sodaß eine Verbindung aller mit allen besteht. Und jeder Mitspieler ist als ein Typus, als Vertreter einer Menschengruppe gezeichnet, und alle Schichten sind gegenwärtig, vom käuflichen Straßenmädchen und rohen Burschen an bis zu den Herren und Damen der besten Gesellschaft, wobei übrigens die kultivierteren Leute zumeist sich um vieles gemeiner darstellen als die bloß animalischen Gestalten aus der Tiefe. Wie gesagt, es ist ein unerhört anstößiges und unanständiges Buch, es ist randvoll von Unmoral, und auch der wenigst Prüde wird es nicht allen Lesern und nun gar Leserinnen in die Hände legen. Und dennoch kann und kann ich mich nicht an den üblichen Schmähungen beteiligen; dennoch muß ich den „Reigen“ für ein echtes und großes Kunstwerk erklären. Ich will absehen von der formalen Grazie, mit der hier das Hanebüchene umkleidet ist, von der Kunst der Typenschilderung, des meisterhaften Abstufens von Sprache und Dialekt bei den einzelnen Menschen und will mich allein mit der Sittlichkeit des umstrittenen Werkes befassen. Denn, ob dies nun modern oder unmodern sei, so vermag ich keine absolute Kunst anzuerkennen, die sich um Sittlichkeit nicht zu bekümmern habe, so kann ich nur die Schöpfung für eine wahrhaft künstlerische halten, die in ihrem Kern ein Sittliches birgt. Man kann aber sehr sittlich empfinden, indem man das Unsittliche zeichnet, wie denn wohl kaum ein reinerer Mensch gefunden werden dürfte als Zola. Sehr ähnlich wie bei diesem Unsittenschilderer und doch wieder ganz anders verhält es sich nun bei dem Dichter des „Reigens“. Zola verdammt, Schnitzler verspottet. Aber beide wirken sie (was man von dem so oft zum Vergleich mit Schnitzler herangezogenen Maupassant nicht sagen kann), zum mindesten auf reife Leser durchaus unlüstern; Zola ruft ihren Widerwillen,

Schnitzler ihr Lachen und Achselzucken hervor. Es gibt im „Reigen“ keine Zeile, die den reifen Leser — und nur von ihm kann die Rede sein — zur Lüsternheit reizen könnte; schlägt ihm doch aus jeder der Hohn des Dichters entgegen. Und einmal, bei der einzigen sympathischen Gestalt des Buches, beim Grafen, tritt zum Hohn wohl auch ein wenig Mitleid. Hohn und Mitleid darüber, daß auch auf solche Dinge Begriffe wie Genuß, Leben, Liebe Anwendung finden und in abertausend Fällen nicht einmal zu Unrecht angewandt werden, daß es um die Menschlichkeit so vieler Menschen derart fraglich und peinlich bestellt ist.

* * *

III.

Novellen.

Rein formal gesprochen sind der Dialog und die Szene, wie sie in den beiden behandelten Büchern auftreten, Schnitzlers eigentliches Gebiet. Ein Vorzug und ein Mangel weisen ihn darauf hin. Die ungemeine Objektivität, das Rundherum des Betrachtens, die Schärfe und Plastik des Für- und Wider-Erwägens machen ihn zum dramatischen Aufbau geschickt; die übermäßige Objektivität, die Unfähigkeit, ernstlich Partei zu ergreifen, dazu die Liebe zur eindämmernden Stimmungsmalerei hemmen ihn oft genug in der Herausarbeitung wirklich wuchtiger tragischer Zusammenstöße. Dennoch hat er sich der ihm so paßlichen Form nicht öfter bedient, sondern zumeist wirkliche Dramen zu gestalten versucht, daneben auch die Novelle gepflegt. Aber dem kundigen Blick verrät sich doch in manchem Drama, mancher Erzählung Arthur Schnitzlers gerade der Dichter der „Anatol“- und „Reigen“-Szenen, die dramatischer sind als die Novelle, undramatischer als das eigentliche Drama.

Mehrfach, in den Sammelbänden „Die Frau des Weisen", „Die griechische Tänzerin" und „Dämmerseelen", ist dem Dichter die Novelle nur das Schubfach für das Nebenbei, die Vorbereitungen und Ueberreste seines umfassenderen dramatischen Schaffens. Bisweilen gilt auf diese Dinge wohl das Wort, mit dem Paul Heyse seine Genrebilder in Versen gleichsam entschuldigt:

Ein alter Pinsler kann nicht müßig bleiben,
Und malt er nicht, so muß er Farben reiben
Und sie probieren auf der Leinewand.

Solch ein nicht allzu tiefgreifendes Probieren im Scherz und im Ernst sind etwa „Exzentrik" und „Andreas Thameyers letzter Brief". „Exzentrik" wirkt wie ein leichter, minder seelenvoller Anklang an die Anatolszenen: dem kühleren Freund wird ein nur komisches Liebesabenteuer erzählt, in dem der Betroffene auf höchst merkwürdige Nebenbuhler stößt, als Zwerg, Riese und Clown vom Variététheater. Der „letzte Brief" enthüllt die rührende Verbohrtheit eines Mannes, der durch freiwilligen Tod die Ehre seiner Frau wiederherstellen möchte. Mit Scharfsinn und Gelehrtheit sucht der geistig Verwirrte den Beweis zu erbringen, daß er sehr wohl selber der Vater seines — schwarzen Kindes sein könne.

Einen ernsteren Gang, ohne deshalb doch schon mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, unternimmt Schnitzler im „blinden Geronimo". Er erzählt nach dem altitalienischen Rezept eine richtige Novelle, einen eigentümlichen und neuen Vorfall, er lauscht dem Geschehnis als moderner Dichter sein seelisches Werden ab, aber er hat nicht eigentlich persönliche Beziehungen zur Sache, ist nur der Beobachtende. Als Knabe, im unvorsichtigen Spiel, hat Carlo seinen Bruder um das Augenlicht gebracht. Seitdem lebt er ganz für den blinden Geronimo. Aufopferung, Reue, Liebe füllen ihn aus. Die Brüder ziehen in den Gasthäusern der südlichen Alpen umher; Geronimo singt, Carlo führt ihn und sammelt das Geld ein. Allmählich regt sich in dem Blinden ein Mißtrauen,

Carlo unterschlage manche Einnahme für sich, vielleicht zu Genüssen, die dem Lichtlosen verschlossen sind. Als dann ein Fremder den schlechten Scherz treibt, eine kleine Gabe in Carlos Teller zu werfen, dem Blinden aber zu sagen, er habe zwanzig Franks gegeben, bricht Geronimos lang aufgespeichertes Mißtrauen heftig hervor. Der Bruder verzweifelt. Wenn der Blinde so unglücklich und ihm so abgeneigt ist, empfindet Carlo sein ganzes eigenes Leben, das einzig auf Brüderlichkeit und Abtragung schuldlosen Verschuldens gestellt ist, als ein verfehltes. Da stiehlt er ein Goldstück, um Geronimo zu befriedigen. Bald wird der Diebstahl entdeckt und Carlo verhaftet. In diesem Augenblick erfaßt der Blinde den Zusammenhang der Dinge, sein Mißtrauen schwindet, zum erstenmal gibt er sich dem Bruder in völliger Liebe hin, und zum erstenmal seit jener Knabentat ist Carlo ganz glücklich. Glücklich, während er des unbescholtenen Namens beraubt ist und sich auf dem Weg zum Gefängnis befindet.

Kann man hier höchstens in der Zersetzung der üblichen Begriffe von Recht und Unrecht, von Glück und Unglück etwas von dem erblicken, was Schnitzler im Innersten beschäftigt, so kommt er seinem eigenen Empfindungskreis im „Ehrentag" um vieles näher und ergreift deshalb hier auch bedeutend stärker. Er zeichnet das Schicksal eines Schauspielers, der immer zum Höchsten gestrebt und immer nur das Winzigste geleistet hat, der sich im Gefühl allen Heldenrollen gewachsen wußte, und der, vielleicht um seines geringen Könnens, vielleicht auch nur um seines geringen Glückes willen, jahraus, jahrein nur wenige Diener- oder Botenworte sprechen durfte. Er ist ein verbitterter Mensch geworden, hat aber doch sein Los standhaft ertragen. Bis ihn dann eines Abends der Fluch der Lächerlichkeit trifft. Eine bedeutende Schauspielerin hat sich mitleidig seiner angenommen, und ihr eifersüchtiger Liebhaber inszeniert einen scheinbar harmlosen Racheakt. Er bestellt bei der Claque eine besondere „Ehrung" des kleinen Schauspielers; der Auftrag wird sachgemäß erledigt, das Publikum geht jubelnd auf den

„Scherz“ ein und überhäuft den Mann nach seinen paar nebensächlichen Worten mit stürmisch heiterem Beifall. Eine Stunde nach dieser Auszeichnung findet man den Unglücklichen in seiner Garderobe erhängt.

Sehr viel unmittelbar persönliches Empfinden liegt auch gewiß einer Novelle zugrunde, in der der Dichter scheinbar fremdes Gebiet, als Nachahmer E. T. A. Hoffmanns etwa, betritt. Er schildert einen Grauen — genauer: Furcht vor dem Unerklärlichen — erregenden Vorfall, das Eintreffen einer grotesk bis ins Einzelne gehenden Weissagung, ohne die verstandesmäßige Lösung des Rätsels zu geben, ja mit schließlicher Unterstreichung des unerklärlich Gespensterhaften. Bedenkt man, wie tief Schnitzler die Unsicherheit des menschlichen Wissens, das Schwanken der Grenze zwischen Traum und Wachen fühlt, wie sein Empfinden und Denken zum Tod und dem dahinter liegenden Ungewissen geführt wird, wie ihm jedes „Ich glaube“ und „Ich glaube nicht“ gleich fern liegt — so wird man in der absonderlichen Phantastik der „Weissagung“ eine Art wollüstigen Wühlens in der eigenen Unsicherheit, dem eigenen Bangen des Dichters sehen. Auch scheint mir ein kleiner, in Schnitzlers Werken häufig wiederkehrender Umstand darauf hinzuweisen, daß es sich hier um mehr als Uebung und Spielerei, daß es sich eben um Persönliches handle. Die Geschichte baut sich derart auf. Die Offiziere einer kleinen polnischen Garnison werden von der furchtbaren Monotonie ihres Lebens gepeinigt. Einmal lädt man zur Vertreibung der Langeweile einen Taschenspieler und „Zauberer“ ins Kasino. Der führt seltsame Experimente vor, prophezeit einem Offizier den Tod für den nächsten Herbst und zaubert endlich dem Helden der Novelle das Bild einer seltsamen Situation vor den inneren Blick. Der junge Leutnant sieht sich um zehn Jahre gealtert, mit Vollbart und Narbe, auf einer fackelumstellten Bahre im Wald liegen, umgeben von entsetzten Menschen, die ihm bis auf Kleidung und Haarfarbe deutlich vor Augen stehen. Das nächste Jahrzehnt bedeutet danach für ihn einen ständigen Kampf gegen die Möglichkeiten dieses Schicksals, und dennoch bereitet

es sich, in ganz alltäglicher Weise aber ihm selber sehr deutlich, Punkt für Punkt vor, bis er am angegebenen Tage ganz genau so, wie er es damals vor sich gesehen, tot auf einer Bahre im Walde liegt. Der kleine Umstand nun, der mir Schnitzlers persönlichen Anteil an diesem Rätselspiel bezeugt, besteht in den betonten Judentum des Wahrsagers. Er ist der Sohn eines mißachteten Branntwein-Verkäufers, die Offiziere lassen ihn zum Teil mit großer Roheit ihren Antisemitismus fühlen, er selbst legt stolze Ueberlegenheit an den Tag, die nicht ganz frei ist von dem Shylock-Empfinden der Rache-Süßigkeit. Schnitzler hat einmal (im „Einsamen Weg") für den Darsteller eines Herzleidenden die Anweisung gegeben, gelegentlich — „nicht auffällig" — nach der linken Brustseite zu greifen. Wie oft wird man an diese Bewegung erinnert, wenn der Dichter in ganz andere, abseitige Themen doch irgendwie ein Stückchen Judentum hineinbringt. Es ist ein unwillkürliches Greifen nach seinem Herzen, das in eigentümlichem Rhythmus schlägt, es ist kein pathetisches Leidens-, nicht einmal ein Glaubens-, ist nur ein Blutsbekenntnis.

Bewahren diese novellistischen Arbeiten den Dramen des Dichters gegenüber ihre stoffliche Selbständigkeit, so scheinen andere Erzählungen nur den Schnörkel um ähnliche im Drama ausgebreitete Themen zu bedeuten. Fragen nach Freiheits- und Genußberechtigungen stehen da im Vordergrund. So behandelt Schnitzler in der „griechischen Tänzerin" das Sonderrecht des Künstlers und scheint in diesem einen Fall sehr geneigt, es zu bestreiten. Seine ganze Sympathie befindet sich auf Seiten der jungen Frau, die Eifersucht und Gram über die Untreue des Mannes in den Tod treiben. Der, ein berühmter Bildhauer, hat skrupellos sein schönes Modell an sich gerafft. Es ist, als wolle Schnitzler seine Sympathie für die unglückliche Frau entschuldigen, indem er die künstlerische Begabung des Treulosen ein wenig anzweifelt. Wobei ihn aber doch wieder seine Objektivität dem gewählten Thema gegenüber zwingt, den Bildhauer als einen wirklichen Gestalter zu zeichnen. Nur ganz nebenbei verleiht er ihm einige brutale Züge.

Häufiger, wie sie ja auch in seinen Dramen zu den häufigsten Themen zählt, taucht die Frage nach dem Liebesrecht der Frau, nach der Heiligkeit oder Unheiligkeit der Ehe auf. Es ist da ein ewiges Schwanken in ihm. Von alten Moralgesetzen mag er sich nicht binden lassen, an neue nicht glauben, Recht und Unrecht aller Beteiligten steht immer mit quälender Deutlichkeit vor ihm. Am höchsten stelle ich die Stücke „Ein Abschied“ und „Die Toten schweigen.“ Jenes gleicht mehr einem Gedicht in Prosa als einer Novelle. Der Freund hat verzweifelt lange auf die Geliebte gewartet, er umschleicht ihr Haus, erfährt ihre Erkrankung, danach ihren Tod. Unerkannt gelangt er an ihr Sterbebett, sieht den weinenden Gatten und verrät sich nicht. Und dann schämt er sich seines Schweigens, und es ist ihm, „als hätte ihn die tote Geliebte davon gejagt, weil er sie verleugnet.“ Hierzu birgt die andere Erzählung eben soviel Verwandtes wie Gegensätzliches. Jahrelang hat die Frau ohne Gewissensbedenken ihren Mann betrogen. Auf einer abendlichen Fahrt stürzt der Wagen um, und ihr Geliebter findet den Tod. Sie will bei der Leiche bleiben, bis der Kutscher aus der nahen Stadt Hilfe herbeiholt. Aber Angst und Entsetzen überwältigen sie, sie läßt den Toten im Stich und eilt nach Hause. Niemand hat sie gesehen, kein Verdacht wird auf ihr ruhen — „die Toten schweigen.“ Und doch fühlt sie sich nun und gerade jetzt unwiderstehlich zur Beichte vor dem betrogenen Gatten gezwungen.

Ausführlicher, in einem ganzen Buche, das er selbst (doch wohl zu Unrecht) einen Roman nannte, handelte Schnitzler von dem erotischen Thema in „Frau Bertha Garlan“. Der Dichter glaubte sich zu der Bezeichnung „Roman“ wohl deshalb berechtigt, weil er in mehrere Seelen hinein leuchtete und fast das Bild einer ganzen Stadt entrollte. Aber indem er überall nur den einen Punkt betrachtete, der ja ein wesentlicher ist, aber schließlich nicht das ganze Leben bedeutet, hielt er sich innerlich doch auf dem umgrenzten Novellengebiet. Seine Heldin hatte nach unschuldiger Jugendschwärmerei ein still bescheidenes Eheglück bei einem älteren Manne gefunden,

den sie verehrte, nicht liebte. Nach einigen Jahren starb der Gatte; ihr blieb ein liebes Kind und ein noch ungestilltes jugendliches Liebessehnen. Da tritt, zum viel gerühmten Künstler geworden, der Mann in ihr Leben, den sie als Mädchen geliebt hat; sie gibt sich ihm und fühlt sich durch seine Herzlosigkeit bitter enttäuscht. Nun wird sie entsagen, wird einzig ihrer Mutterpflicht leben — ein Entschluß, der ihr erleichtert wird, da sie das tragische Ende einer anders gerichteten Freundin mitansehen muß: Anna Rupius, einem edlen, hilflos gelähmten Manne vermählt, wollte drohende Schmach von sich abwenden und zahlt ihr Vergehen mit ihrem Leben. Diese bedrücklichen Dinge hat Schnitzler mit der größten psychologischen Schärfe, bisweilen freilich mehr ärztlich als poetisch, entwickelt; er hat kein Buch geschrieben, das mehr zu quälen vermag. Es wäre aber sehr falsch, aus der Tragik und Resignation des Ausganges schließen zu wollen, daß Schnitzler sich doch trotz aller Freiheitswünsche dem alten Sittengesetz beuge. Das tut er keineswegs. Nur der Arzt in ihm kapituliert mit hörbarem Zähneknirschen vor der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes. Heißt es doch zuletzt von Bertha Garlan: „Sie ahnte das ungeheure Unrecht in der Welt, daß die Sehnsucht nach Wonne ebenso in die Frau gelegt ward als in den Mann; und daß es bei den Frauen Sünde wird und Sühne fordert, wenn die Sehnsucht nach Wonne nicht zugleich die Sehnsucht nach dem Kinde ist". —

Hat nun auch mein Streifzug durch Schnitzlers Novellengebiet bis hierher mancherlei Wertvolles ergeben, so glaube ich doch bis zu diesem Punkt an der vorausgeschickten Meinung festhalten zu müssen, wonach es sich in Schnitzlers Novellistik vielfach um Vorbereitungen und Ueberreste seines dramatischen Schaffens handle. Dennoch darf man den Dichter keineswegs etwa einen Dramatiker nennen, der in seinen Mußestunden novellistische Uebungen veranstalte. Denn zweimal schon ist es ihm gelungen, so ganz Bedeutendes und Vollendetes als Novellist zu leisten, daß man ihn zu den besten Novellendichtern der Gegenwart rechnen muß. Ja,

bei dem zeitlich nicht übermäßigen Umfang des deutschen Novellenschaffens darf ich wohl auch dies ohne Prahlerei und Phrase aussprechen: daß sich Arthur Schnitzler mit seinen Schöpfungen „Sterben“ und „Leutnant Gustl“ zu den Meistern der deutschen Novelle überhaupt, zu den Kleist und Meyer, den Keller und Heyse gesellt hat. Wie jeder immer dort und einzig dort ein Bestes leisten kann, wo er ein Eigenstes gibt, so hat auch Schnitzler in diesen beiden Meisterstücken sein innerlichstes Thema angeschlagen und vom Lebensverlangen gehandelt, das der Tod aufpeitscht.

Die Novelle „Sterben“ entstand dicht nach dem „Anatol“-Zyklus und wiederholt teilweise seine Gestalten und ganz seine Gruppierung. Aus Anatol und Max sind Felix und Doktor Alfred geworden, zu ihnen tritt (diesmal leibhaftig und nicht nur in Anatols schwärmerischen Schilderungen) das süße Mädl in seiner besten Art: als hingebungsvolle, anhänglich bescheidene Geliebte. Aber widerum stimmt auch der „Anatol“-Vergleich nur teilweise. Man könnte sagen: Felix war Anatol, Alfred war Max bis zum Beginn dieser Handlung. Nun ist aus dem tragikomischen Leben ein tragisches geworden, nun haben sich die erträglichen und interessanten Leiden des Glücksuchers in den brutalsten Schmerz verwandelt, und solcher Verzweiflung gegenüber legt denn auch der robustere Freund seine zynische Maske ab und offenbart ein tüchtiges, zugleich männliches und weiches Wesen. Felix ist brustkrank, und ein fremder Arzt hat ihm auf sein Drängen verraten, was Alfred immer verheimlichte — daß das Ende unausbleiblich und nahe ist. Die Qualen des bewußt letzten Jahres eines jungen Lebensdurstigen füllen das Buch. Indem Schnitzler alles das verschmäht, was er für posiertes Heldentum, für gefälschte Psychologie ansieht — mit der Berechtigung aber doch wohl nur für *seine* Gestalten, die zerrissenen, zweifelnden, unheitlichen, unheldischen —, indem er wieder gleichzeitig die Kunst des Arztes und des Seelenforschers aufbietet, malt er das furchtbarste, grenzenlos erschütternde Bild monatelanger Todesqual, in der ein kurzes Auf-

atmen nur immer Kraft zu gräßlicherer Sterbensangst verleiht. Auch in „Frau Bertha Garlan“ verbünden sich Arzt und Dichter, um den Leser zu quälen. Aber während es sich dort wirklich um eine Quälerei handelt — denn man hat das Gefühl der willkürlichen Folter, wenn man immer beim Zucken einer sterbenden Lebensregung festgehalten wird und durchaus vergessen soll, daß diese eine nicht das ganze rings blühende Leben ist —, so wird eben hier, wo man dem wirklichen Verlöschen eines ganzen Lebens zusieht, das Quälende zum Erschütternden, zum wahrhaft Tragischen. Von der Erhebung freilich, die von mancher Tragik auszugehen vermag, ist bei diesem ebenso unheldischen wie unresigniertem Sterben nichts zu empfinden. Nur sehr viel Furcht und einiges Mitleid werden wachgerufen. Aber die Furcht überwiegt doch wohl stark. Denn furchtbarer als die körperlichen und seelischen Leiden des Schwindsüchtigen hat Schnitzler die moralische Zerrüttung und Erniedrigung geschildert, der Felix im Laufe seiner Krankheit anheimfällt. Den tapferen Entschluß, der Geliebten die Unheilbarkeit seines Leidens zu verheimlichen, vermag der weiche Mensch keine Stunde lang durchzuführen. Bald wird dann seine Liebe zu Marie, die sich als Pflegerin so hingebend zeigt wie als Geliebte, von dem Neid des Kranken auf die Gesunde, des Verstoßenen auf die Bleibende überwuchert. Und schließlich ergreift Felix eine Art Haß und die Gier, das Mädchen mit sich hinabzuzerren. Im letzten Augenblick fehlt ihm nichts als die körperliche Kraft, den längst geplanten Mord an Marie zu begehen. Marie wiederum — man könnte darin eine schrecklich gerechte Gegenrechnung sehen — vermag trotz alles heldischen Ringens mit sich selber auch nicht an ihrer ursprünglichen Liebe festzuhalten, geschweige denn an ihrem ersten spontanen Entschluß, freiwillig mit dem Geliebten zu sterben. In ihr macht sich allmählich, gesteigert durch den sittlichen Verfall des Unglücklichen, die instinktive Abneigung des Gesunden gegen das Kranke geltend; sie hält ihrer Pflicht Treue, aber es wird doch eben aus dem freiwilligen Liebesdienst eine peinvolle Pflichterfüllung. In der letzten Zeit wehrt sie sich angst-

voll gegen die offenkundigen Mordgedanken des einstigen Geliebten, und als der Sterbende nach ihrer Kehle greift, stößt sie ihn zurück und flieht ins Freie, sodaß er allein verröchelt.

Nicht so nervenzerreibend geht es in Schnitzlers zweiten Meisterstück zu. Die anerzogene Haltung, die Leutnant Gustl dem Tod gegenüber bewahrt, diese eingedrillte „Pose" des strafferen und einfacheren Menschen, erleichtert ihm und dem Leser die Schrecken des Sterbens. „Leutnant Gustl" stellt kein vollendeteres, wohl aber ein reicheres Kunstwerk dar als die vorige Erzählung. Ich war der Meinung, daß „Frau Bertha Garlan" den Titel „Roman" zu Unrecht trüge; ich glaube, daß für diese nur wenige Blätter umfassende Geschichte die Bezeichnung „Novelle" zu eng ist, daß man es hier mit einem völligen Roman zu tun hat. Ist es doch dem Dichter gelungen, in den knappen Monolog, in die Gedankenflucht, die einige Stunden der Todeserwartung ausfüllt, ein ganzes und typisches Leben zu zwingen. Und noch einen zweiten Reichtum hat dieses später (1900) entstandene Buch vor jener Novelle voraus: Im „Sterben" fühlt man die Verzweiflung des Dichters hinter der Verzweiflung seiner Gestalten; im „Leutnant Gustl" steht ein Humorist über den dargestellten tragischen Dingen. Und ich verwechsle nicht etwa die satirische Brutalität des „glücklichen" Schlusses mit dem Ausdruck des Humors, sondern ich sehe diesen in dem freundlich wehmütigen Lächeln, mit dem Schnitzler die unendliche Aermlichkeit eines scheinbar wertvollen und sicher beneideten Lebenslaufes schildert. — Ein geschenktes Billet hat Leutnant Gustl, dem eine Zerstreuung für den Abend angebracht schien, in das Oratorium geführt. Er versteht die ernste Musik nicht, langweilt sich, wird nervös. Vielleicht war er's auch schon, denn morgen soll er sich duellieren, wobei ihm freilich wenig geschehen dürfte — der Gegner ist ja nur ein Doktor und wird eine schlechte Klinge führen. Immerhin springen Gustls Gedanken ziemlich unstät von Punkt zu Punkt. Bei der Steffi wäre er lieber, aber sie ist wieder an den reicheren Liebhaber vergeben. Der „muß übrigens ein Jud sein.

Freilich, in einer Bank ist er, und der schwarze Schnurrbart. . . Na ja, wer hat's Geld?" Die Juden ärgern Gustl noch ein paarmal im Laufe des Abends. Es sitzen so viele im Konzert, und zu Offizieren werden auch ziemlich viele befördert, allem Antisemitismus zum Trotz. Daneben ärgert er sich über die Sozialdemokraten. Gewiß ist auch sein morgiger Duellgegner solch ein Roter. „Herr Leutnant, Sie werden mir doch zugeben, daß nicht alle Ihre Kameraden zum Militär gegangen sind, ausschließlich um das Vaterland zu verteidigen." Wenn diese freche Bemerkung nicht blutige Sühne fordert! Gewiß, Gustl ist in die Kadettenschule gekommen, weil er im Gymnasium nicht guttat, aber wie ist er nun auch mit Leib und Seele Offizier! Freilich, was ihn begeistert, ist der bunte Rock, ist das aufregende schöne Schauspiel eines Manövers, einer Parade, ist Äußerliches — aber es begeistert ihn doch. Noch ehe das Konzert zu Ende ist, kennt man den jungen Leutnant vollkommen, er ist kein guter und kein schlechter Mensch, er ist nicht mehr und nicht weniger als ein großer Junge, der genau das liebt und das haßt, was seine Umgebung achtet oder mißachtet, der aber ein tüchtiges Stück unverbrauchter Kraft des Liebens und Hassens all diesen ungeprüft übernommenen und äußerlich aufgefaßten Dingen entgegenbringt. So ist er Juden- und Sozialistenfresser, so leidenschaftlicher Soldat, ohne eigentlich über Judentum oder Sozialismus oder Offiziersstand ernstlich nachgedacht zu haben; so füllt er seine Zeit mit Spiel und zweifelhaften Weiberaffairen aus, ohne sich eines niedrigen Lebenswandels bewußt zu sein. Beim Schluß des Konzerts ist Gustl sehr nervös; er benimmt sich in der Garderobe wenig höflich, gerät in Streit mit einem dicken Bäckermeister, den er oft im Kaffeehaus sieht, läßt sich zu einem „halten Sie das Maul!" hinreißen. Da legt der Dicke plötzlich seine Hand auf Gustls Säbelgriff. „Herr Leutnant, wenn Sie das geringste Aufsehen machen, so zieh ich den Säbel aus der Scheide, zerbrech' ihn und schick' die Stück' an Ihr Regimentskommando. Verstehn Sie mich, Sie dummer Bub?" Erst auf der Straße

kommt Gustl wieder zur Besinnung. Er ist beschimpft worden von einem satisfaktionsunfähigen Menschen, hat es verabsäumt oder nicht vermocht, den Gegner sofort niederzustechen — nun gibt es nur einen Weg zur Reinigung der bemakelten Ehre: den Selbstmord. Es steht bei Gustl sogleich fest, daß dies seine letzte Nacht sein muß. Denn Offizier kann er doch nun nicht mehr bleiben, und zu einem Leben auf anderem Posten taugt er nicht. Zwar hat ja kein Mensch die leise gesprochene Beleidigung gehört. Aber was würde das ändern? „Ich weiß es doch, und das ist die Hauptsache! Ich spür', daß ich jetzt wer anderer bin als vor einer Stunde — ich weiß, daß ich satisfaktionsunfähig bin, und darum muß ich mich totschießen." Und daß sich der Bäcker nachträglich seiner Tat rühmen, daß also Gustls Schande doch noch ans Licht kommen wird, ist ja auch gewiß, bleibt zum mindesten immer zu befürchten. So heißt es denn ein Ende machen. Und nun durchlebt Gustl genau das, was Felix durchlitt. Aber der Leutnant hält sich doch besser. Wohl kann er Schaudergefühle von Zeit zu Zeit nicht unterdrücken. „Wie? Zähneklappern? Oho! Na, lassen wir's nur ein bißl klappern . . . Herr Leutnant, Sie sind jetzt allein, brauchen niemandem einen Pflanz vorzumachen . . . es ist bitter, es ist bitter". Aber der tapfere Junge würgt doch, wie er so in seiner letzten Nacht den Prater durchirrt, die Angstgefühle immer wieder herunter. Man kann das Pose nennen, doch auch wohl Heldentum. Sprunghaft durchstürmt Gustl noch einmal sein ganzes Leben. Gegen Morgen begibt er sich heim, um sieben Uhr will er sich erschießen. Aus einer Kirche tönt die Orgel, und der Todeskandidat tritt ein: „Am End' ist doch was dran . . Na, heut nach Tisch werd' ich's schon genau wissen." Aber die Musik, die ganze Umgebung stimmt ihn zu weich, und er will Haltung bewahren. Nun nur noch eine Tasse Kaffee, dann wird er's tun. Da erzählt ihm der Kellner, den dicken Bäckermeister, den Stammgast und Semmellieferanten des Kaffees, habe gestern gleich nach dem Konzert der Schlag gerührt. Er war

sofort tot, hat mit niemandem mehr gesprochen. Und nun hat plötzlich alles innere Ehrgefühl des tapferen Jungen ein Ende. Was kümmert ihn der Schimpf, den ihm ein für immer Verstummter antat, ohne daß irgend wer es merkte, noch je erfahren wird? Nun kann er Offizier bleiben, bleibt er „satisfaktionsfähig“, nun ist es ja, als wäre garnichts Schlimmes geschehen. Der andere ist tot, und Gustl darf fortleben. So naiv, so einheitlich, so sicher, wie er sich noch eben dem Tode ergab, gibt er sich jetzt dem alten geliebten Leben hin. Ohne Bedenken, ohne Reue, ohne Selbsteinkehr. Wie freut er sich auf das Duell mit dem Doktor — „na wart' mein Lieber, Dich hau ich zu Kreuzfleisch! — Und die Steffi muß sich für heut Abend freimachen, und wenn's Graz gilt!“ — — Man kann in diesem knappen reichen Kunstwerk eine ganze Tragödie und eine grimmige Satire sehen. Tragische und satirische Momente sind ja reichlich aufgehäuft in der Ausmalung des Todesgrauens und in der offenkundigen Verspottung dieser Ehr- und sonstigen Anschauungen. Aber wie gesagt: das humoristische Element scheint mir doch die beiden anderen stark zu überwiegen. Allzu häufig glaubt man den Dichter zu seinem Helden etwa dies sprechen zu hören: „Dein Leben, mein lieber dummer Bub — denn ganz so Unrecht hatte der dicke Bäckermeister garnicht —, dein Leben ist ja ein recht enges und oberflächliches, ja auch nichtiges, die Frische aber und unangekränkelte Selbstverständlichkeit, mit der du's zu genießen vermagst, die brave Haltung auch, zu der du dich dem Sterbenmüssen gegenüber zwingst, einem Müssen, über dessen philosophische Berechtigung wir freilich nicht streiten können, dessen flach äußerliche Bedeutung du ja auch selber mit herzerfreuender Offenheit zugibst und durch dein Amlebenbleiben bestätigst, all dies Naive, halb Kindliche und halb Kindische deines Wesens macht dich mir doch einigermaßen sympathisch und (wenn ich an die Qualen des mir verwandteren Felix denke) fast beneidenswert.“

* *
*

IV.

Thesenstücke.

Es gilt keinen geringen Abstieg von der Gipfelhöhe der novellistischen Leistungen, wenn ich mich nun den Anfängen des Dramatikers Schnitzler zuwende. Die Zeitströmung der neunziger Jahre, dazu das Freiheitsverlangen des eigenen Herzens, führten den jungen Dichter dazu, Thesenstücke gegen allerhand „sterbensmüde Ideen“ zu richten. Er mochte sich seiner wesentlichsten Eigenschaft, der bohrenden Objektivität noch nicht völlig bewußt sein. Und doch lag sie von Anbeginn ausgebildet in ihm und wirkte lähmend auf den dramatischen Nerv gerade solcher Thesenstücke. Ich bin gewiß nicht der Meinung, daß ein Thesendrama nur dann gelingen kann, wenn man „seine“ Partei weiß, die gegnerische schwarz zeichnet, im Gegenteil liegt ja gerade darin die Gefahr dieses Dichtungsgebietes, daß es allzuleicht zu so unkünstlerischer Schwarzweiß-Zeichnung verführt. Aber ich meine allerdings, daß unabhängig von der Objektivität und Farbenmischung der Charakter-Schilderung ein deutliches Parteiergreifen des Dichterherzens fühlbar sein muß, daß aus solcher Parteinahme vor allem die Schwungkraft des Werkes herrührt. Es ist dies eine so oft übersehene Tatsache, daß der Dichter gleichzeitig objektiv gestalten und subjektiv Partei ergreifen kann; und doch muß ein Blick auf Ibsens „Nora“ oder „Stützen der Gesellschaft“ die Möglichkeit dieses Zusammentreffens erweisen. Für ein Thesenstück aber handelt es sich da um mehr als eine Möglichkeit, handelt es sich um eine Notwendigkeit. Wie sehr die dramatische Wucht der Dichtung geschwächt, wie sehr die Handlung in ein bloßes Erörtern umgebogen wird, wenn die innerliche Parteinahme des Dichters fehlt, das geht mit ungemeiner Deutlichkeit aus Schnitzlers Erstlingswerk auf diesem Gebiet, aus dem „Märchen“, hervor. Auch hier sind starke „Anatol“-Anklänge zu verspüren. In

dem schwankenden Schriftsteller Fedor Denner erkennt man einen Bruder Anatols; auf seinen Freund Leo Mildner entfallen die freundlicheren, auf den kalt besonnenen Dr. Wille die zynischeren Eigenschaften des Anatol-Mentors Max. Wenn von einem Fortschritt über die Anatolszenen hinaus die Rede sein kann — sie stehen als Kunstwerk höher, weil sich Form und Inhalt bei ihnen deckt, weil sie gewissermaßen von vornherein als Diskussionen und nicht als Dramen auftreten —, so besteht er in der weitaus größeren Menschenreihe, die Schnitzler im „Märchen" ins Treffen führt, in der Anmut und Natürlichkeit, mit der der junge Dichter bereits auch das vielstimmige Gespräch ausspinnt. Da trifft man auf mehrere untereinander verschiedene Exemplare der gleichen Gattung „Wiener Lebewelt", da zeichnet Schnitzler das erstemal mit sicheren Skizzenstrichen Angehörige des Theaters und der Bohême, dazu als Kontrastfigur den innerlich und äußerlich „korrekten" Beamten, da führt er sorgsam das zentrale Bild der Familie Theren aus, die auf der peinlichen Grenze des gesellschaftlich und sittlich Möglichen und Unmöglichen ihr freudloses Dasein führt. Die Helden des Dramas, sofern man bei diesen weder im Tun noch im Erdulden heldischen Menschen die alte Bezeichnung der Hauptgestalten anwenden darf, sind Fanny Theren und Fedor Denner. Fanny, die junge heißblütige und schlecht behütete Schauspielerin — die Mutter ist allzu geübt im etwas kupplerischen Zudrücken der Augen, die Schwester allzu tugendhaft, als daß sie nicht den Trotz der heißer Veranlagten herausfordern müßte — Fanny ist mit recht bewegter Vergangenheit belastet. Sie hat anderen angehört, ehe sie in Fedor den Mann ihrer dauernden Liebe fand. Bleibt Fedor ihr treu, so wird auch sie ihm Treue halten, wird ein reines und gutes Leben zu führen vermögen. Er weiß das, und sein Herz und seine Vernunft befehlen ihm, doppelt an der Geliebten festzuhalten. Ihn fesselt ja nicht nur eine große Liebe an Fanny; er kann hier auch seinem Ueberzeugungssatze nachleben, wonach der Frau das gleiche Recht des Suchens und Genießens zusteht wie dem

Manne, wonach das übliche Gerede von den Gefallenen ein böswilliges Märchen darstellt. „Es ist Zeit," sagt er ein wenig pompös, „daß wir es aus der Welt schaffen, dieses Märchen von den Gefallenen . . . Denn wir haben kein Recht, Unnatürliches zu fordern und für Natürliches zu strafen." Aber während sein malender Freund Robert Well mit völligem Gleichmut und mit Selbstverständlichkeit diese Theorie in Praxis umsetzt, ist Fedor selbst darin um vieles schwerfälliger. Schon ehe er die Probe auf sein Exempel begonnen hat, fühlt er Bedenken. Er weiß, noch überall lauert „die gewisse banale Verachtung für das Mädchen mit dem zweifelhaften Ruf". Vielleicht wird ihm solche Verachtung das Leben vergällen, indem sie ansteckend auf sein feines und schwaches Gefühl einwirkt. „Noch immer, in irgend einem Winkel unseres Verstandes kauern diese alten sterbensmüden Ideen . . . nur ein Hauch braucht uns anzuwehen aus dieser kindischen Welt, die wir ja alle verachten — und schon regt es sich wieder in diesem Winkel . . . und diese alten Ideen werden wieder frech, lebendig und jung." Trotz seiner Erkenntnis ist Fedor nun weder tapfer genug, den Kampf mit den sterbensmüden Ideen ernstlich durchzufechten, noch aufrichtig genug, um einem Ringen, dem er nicht gewachsen, von vornherein fernzubleiben. Er geht das Bündnis mit Fanny ein, peinigt die Geliebte mit seinen endlosen Klagen über ihre Vergangenheit aufs grausamste und stößt sie endlich doch wieder von sich. Dabei ist sein Ehrbegriff um kein Haar minder äußerlich, als der des Leutnants Gustl. Er belügt sich selbst, wenn er annimmt, er komme über Fannys Vergangenheit an sich nicht weg, wenn er pathetisch ausruft: „Es ist am Ende der Welt, wie hier — was war, ist!" Was ihn so quält, ist einzig jene banale Verachtung der anderen, die um Fannys Vorleben wissen. Könnte er das alles vor der Welt auslöschen, so wie ein Zufall Gustls Makel der Welt für immer unterschlägt, so würde er ebenso froh an Fanny festhalten, wie Gustl an seinem eben noch hingeworfenen Leben. Nun hat Schnitzler freilich am Ende das Mädchen zu einer Art Nora-Handlung gelangen

lassen; aber durch langgedehnte drei Akte klammert sich Fanny doch wie ein Heilbronner Kätchen an ihren immerhin wenig ritterlichen Ritter, und das Mitleid des Dichters befindet sich fast eben so sehr bei den schwankenden Fedor, wie bei der wahrhaft unglücklichen Fanny. So ist denn eine gewiß interessante, aber ebenso gewiß undramatische Erörterung entstanden, und das Mitleid, das der Dichter offenbar beiden Parteien entgegenbringt, vermag er seinem Publikum nicht aufzuzwingen. Das würdelos Schwankende, das zugleich Weichliche und Brutale in Fedors Wesen wirkt auf die Dauer allzu abstoßend, und dem Mädchen gegenüber hat es Schnitzler einigermaßen offen gelassen, ob man es hier mit einer zeitlebens Unglücklichen oder doch wohl leicht zu Tröstenden zu tun habe.

Eine ähnlich peinliche Gefühlsverwirrung hinterläßt das zweite Drama, das der Dichter um eine „Frage" herum baute. Ins Zentrum des „Freiwilds" stellte er das vielbehandelte Duellthema, und auch hier läßt er nicht nur in der Charakterzeichnung beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren, sondern verwirrt durch die offenkundige und qualvolle Unentschiedenheit der eigenen Meinung. Der Titel des Stückes ist wieder so vieldeutig, wie der des vorigen. Dort handelte es sich um das Märchen von den Gefallenen, auch um das Märchen von den Erhobenen und vor allem um das Märchen von der Ausrottbarkeit eingewurzelter Meinungen und Skrupel. Diesmal zielt der Dichter mit seinem Titel auf die Schauspielerinnen kleiner Bühnen, die das Freiwild jedes Begehrlichen sind, auf den Mann, der dem Ehrenkodex der Gesellschaft unterstellt ist und durch ihn unter Umständen zum Freiwild jedes Niederträchtigen wird, in letzter Linie und vielleicht hauptsächlich wiederum auf alle die, denen überkommene und eingewurzelte Anschauungen, so sehr ihr Herz und ihre Vernunft daran rütteln mögen, einen sinnlosen Weg vorschreiben. Schnitzler schildert, was ungemein oft vor ihm und nach ihm beschrieben worden ist: das Theaterelend. Der Direktor der kleinen Bühne zwingt seine Schauspielerinnen geradezu, sich an die Offiziere und Lebemänner des Kurortes fortzuwerfen; denn so

erhält er sich ein gut zahlendes Publikum und braucht selber seinen Damen keine hohen Gagen zu geben. (Mit zwei, drei Strichen ist neben diesen Ehrenmann der gutmütig anständige Kassierer Kohn gestellt. — Die Handbewegung nach der „linken Brustseite".) Auf Anna Riedel, die Naive unter den Schauspielerinnen, erhebt der Oberleutnant Karinski leidenschaftlichen Anspruch. Schnitzler hat es verstanden, dem brutalen Gesellen einige sympathische Züge zu verleihen. Karinski ist schlecht, weil er unglücklich ist. Seine Landsknechts- und Renaissancenatur paßt gar nicht in die engen Verhältnisse eines Friedensoffiziers, er rennt wütend gegen alle Schranken an und stößt sich wund an ihnen. Andrerseits ist es ihm unmöglich, nach einem paßlicheren Posten auszublicken. Sein tüchtiger Kamerad Rohnstedt sagt ihm: „Karinski, unser Kreis ist so eng — und die Welt ist so groß!" und erhält die Antwort: „Nicht für mich. Meine Welt ist da bei Euch, unter meinesgleichen, unter denen, die mich bis jetzt als ihresgleichen haben gelten lassen." Bis jetzt — denn nun sieht er sich in dieser Existenzmöglichkeit bedroht. Er hat in seiner Zügellosigkeit Anna Riedel wie eine Dirne behandelt und ist deswegen von Paul Rönning, ihrem aufrichtigen, achtungsvoll um sie werbenden Freunde, geohrfeigt worden. Nur ein Duell vermag Karinskis Ehre wieder herzustellen, und Rönning lehnt den Waffengang ab. Daß ihn die Freunde als einen Ehrlosen verlassen, wenn er dem Duell aus dem Wege geht, rührt ihn nicht. Es geht ihm ähnlich wie Fedor Denner; auch er hat für sein Tun den persönlichen Grund seiner Liebe zu Anna, der er sich erhalten muß, auch er kann zugleich eine Ueberzeugung, die der Gesellschafts-Ansicht widerspricht, in die Praxis umsetzen. Er will nicht „die Komödie vom Mannesmut und von der Verachtung des Lebens" spielen, will sein Leben vielleicht „für eine große Idee", keineswegs in einem „blödsinnigen Duell" aufs Spiel setzen. Er beharrt bei seiner Ansicht, als ihn Karinskis Kamerad Rohnstedt auf ernste Gründe gestützt um Annahme des Duells bittet. Karinski, sagt dieser, könne ohne das Duell nicht Offizier bleiben, ohne den soldatischen Beruf

nicht weiterleben. „Für Sie ist es ein Wahn, andere sind in diesem „Wahne“ aufgewachsen. Was Ihnen Wahn ist, ist für andere das Element, in dem sie leben.“ Paul Rönning bleibt auch dann fest, als ihm Rohnstedt den unblutigen Ausgang des Duells garantiert. Er will sich so wenig zu einer lächerlichen Komödie wie zu einem sinnlosen Trauerspiel hergeben. Aber als man ihm nun warnend rät, er möge eilig mit seiner Braut abreisen, denn der verzweifelte Karinski werde ihn jetzt auf der Straße stellen, da erwachen in diesem Ueberwinder der sinnlosen Anschauungen doch wieder die alten sterbensmüden Ideen. Nun mag er sich nicht feige schelten lassen, vergißt alles, was er eben über „die Komödie vom Mannesmut und von der Verachtung des Lebens“ gesagt hat, steckt einen Revolver zu sich und läuft dem Gegner zu einer Art wildwestlichen Duells gerade in den Weg. Karinskis Kugel trifft ihn, ehe er von seiner Waffe Gebrauch machen kann. Dieser Tod vermag kein Mitgefühl zu erwecken. Oder doch nur insofern, als Pauls Ende den Selbstmord des Gegners und das Sinken der haltlos gewordenen Anna zur Folge haben muß. Aber dem töricht und würdelos Schwankenden selber wird das Publikum sicherlich ebenso ungerührt gegenüber stehen wie dem gleich veranlagten Fedor Denner im „Märchen“.

Trauriger als um diese beiden Thesenstücke ist es um das dritte Drama der gleichen Gattung bestellt. Denn während man jenen überall mit gleichmütigem Interesse, nirgends mit heißem Anteil folgt, sodaß man von völligem Genuß und völliger Enttäuschung gleich weit entfernt ist, reißt Schnitzler in seinem „Vermächtnis“ den Hörer durch den ersten meisterlich gelungenen Akt zu leidenschaftlicher Teilnahme hin, um ihn mit den zwei folgenden desto empfindlicher zu quälen und zu erkälten. Der erste Akt will keine These beweisen oder erörtern — er zeichnet nur Menschen. Und Schnitzler hat seinen mächtigsten Helfer neben sich: den Tod. Man bringt den blutjungen Hugo Losatti von einem Spazierritt nach schwerem Sturz sterbend heim. Die Losattis

sind eine wohlangesehene und wenig glückliche Familie. Der Hausherr, ein Gelehrter und Abgeordneter, vermag kein Glück zu verbreiten; er ist kleinlich und phrasenhaft, ein unaufrichtiger Komödiant, der bisweilen sich selber rührt, ohne jemals dauernder und tiefer Gefühle fähig zu sein. Die Frau hat in der Ehe kein Genügen gefunden, die stille gute Tochter ist im Begriff, auf das Drängen des Vaters einem kaltherzig schlechten aber zukunftsreichen Mann die Hand zu reichen. Der einzig Lebensfreudige, das Licht im Haus, ist Hugo. An ihm hängen auch die Winterschen Frauen, die nahen Verwandten der Familie. Frau Emma, Losattis verwitwete Schwägerin, ihn selber, der sie mit heimlichen Begehren verfolgte, hassend, suchte in Hugo einen guten jüngeren Freund, wohl auch den künftigen Schwiegersohn, da ihre siebzehnjährige Tochter schwärmerisch an dem Vetter hängt. Das sind die Menschen, denen der Sterbende ohne alle Vorbereitung mit großer Willensanspannung erklärt, er lebe seit Jahren in heimlicher, freier Ehe, er könne nicht ruhig sterben, wenn er nicht für die hilflose Geliebte und das hilflose Kind gesorgt wisse, gleich solle man die beiden herbeiholen und ihm versprechen, sie dauernd freundlich im Hause zu behalten — es sei dies sein letzter Wille. Nun ist es trefflich ausgeführt, wie sich die einzelnen Angehörigen dem Wunsch des Sterbenden gegenüber verhalten, wie er die Herzen der Frauen sogleich gewinnt, wie der Vater zu schwach ist zum Neinsagen und doch längst nicht gut genug, aus ganzer Seele zu gewähren, wie der Professor schließlich selber geht, die „Marotte“ des Sohnes zu erfüllen (voller Mitleid mit sich selbst, auch nicht ohne Stolz auf sein liberales Wesen), weil man „doch nicht das Stubenmädchen schicken kann, um die Geliebte und das Kind vom jungen Herrn abzuholen“. Der Akt schließt mit dem Verlöschen des Sterbenden; sein Wunsch ist erfüllt worden, Toni Weber und das Kind standen an seinem Lager . . . Wenn nun der weitere Verlauf des Stückes nicht hält, was dieser Anfang versprach, so ist der Dichter dafür vielleicht nur insofern verantwortlich zu machen, als er sich von vornherein in

der Fragestellung irrte, eine Frage nämlich aufwarf, die gar keine ist. Können Toni Weber und das Kind, nachdem einmal die Erregung des Sterbetages vorüber ist, einen Platz — und wohlgemerkt: nicht nur den, sondern auch Liebe und Achtung! — im Hause Losatti finden? Wie gesagt, da liegt gar keine Frage mehr vor, sondern eine klare Unmöglichkeit. Eine Welt steht zwischen der Geliebten des Toten und seiner ihr vollkommen fremden Familie. Toni ist zu schwach und geistig zu unbedeutend, um ernstlich an eine Ueberbrückung der Kluft arbeiten zu können, der Professor ein viel zu schwankender Mensch, als daß er einer unbequemen Rolle lange Treue zu halten vermöchte, die Gutherzigkeit der Frauen muß notwendig ein wenig paralysiert werden durch die eingewurzelten Empfindungen vom Bürgerlichen und Unbürgerlichen oder Schicklichen und Unschicklichen — und so kann man allenfalls verstehen, daß ein Sterbender in völliger Verwirrung und schon im Unklaren über alle Verhältnisse den flehenden Wunsch äußert: nehmt diese meine schlichte Geliebte in dieses mein so beschaffenes Vaterhaus auf; aber man begreift es kaum, wie der Dichter zwei lange Akte daran wenden konnte, die Erfüllung der Bitte und die traurigen Folgen auszumalen. Man fühlt sich da umsomehr gequält, als man sich über die Sinnlosigkeit der Situation von vornherein klar ist. Toni Weber kann im Losattischen Hause nur die Geduldete sein, sie muß hier wirkliche Liebe vermissen. Die Losattis können höchstens zu dem Kinde Beziehungen finden, nicht zu der Mutter. Um nun seine Frage nach dem sozusagen innerlichen Familienrecht der unehelichen Witwe ganz rein herauszudestillieren, läßt Schnitzler das Kind dem Vater sehr bald im Tode nachfolgen. Jetzt sind alle kaum geknüpften Fäden zwischen den Losattis und Toni Weber naturgemäß zerrissen, jetzt ist kein Wort mehr darüber zu verlieren, daß sie das Haus verlassen muß. Und es ist ein fast unbegreiflicher Zug im Wesen der Frau, daß sie sich auch weiterhin noch krampfhaft an die ihr doch völlig fremde und fernstehende Familie anklammert. Schnitzler will das aus ihrer kindlichen Hilflosigkeit erklären, aber

die Charakterschwäche, die in diesem Verhalten zutage tritt, ist selbst für eine kindliche Natur etwas peinlich hoch bemessen. Toni Weber geht ins Wasser, gewiß aus Kummer um den Tod ihres Geliebten und ihres Kindes, aber doch auch, weil Losattis ihr die unhaltbar gewordene Hausgemeinschaft kündigen. Dieser letzte Grund und eigentliche Anlaß des Selbstmordes scheint mir ein so kläglicher, daß er notwendig das Mitleid des Publikums in befremdetes Achselzucken ändern muß. — Diesmal hat es Schnitzler gewiß nicht an innerlicher Parteinahme fehlen lassen; er steht ganz und gar auf Seiten des Toten und seines „Vermächtnisses", aber dennoch hat er wieder seine Untauglichkeit zum Thesen- und Tendenzdichter bewiesen. Ein solcher hätte Frage und Forderung im Bereich des Möglichen gehalten, hätte von den Losattis Verstehen, moralische Vorurteilslosigkeit, soziale Hilfe verlangt. Schnitzler, durch seine Natur gezwungen, in jeder Richtung jede Konsequenz zu ziehen, forderte mehr und Unmögliches: prompte Herzensbeziehung zu einer aufoktroyierten Fremden. Damit hat er wider seinen Willen die Losattis entlastet und Toni Weber als ein halb unbescheidenes, halb würdeloses Geschöpf herabgedrückt.

* *
*

V.

Menschendramen.

Im Gespräch über seinen künstlerischen Werdegang sagte Arthur Schnitzler, dies sei für ihn der entscheidende Fortschritt gewesen, daß er nicht mehr vom „Fragen" sondern von Gestalten ausgegangen sei. Man darf da keine allzu schroffe Abgrenzung vornehmen. Die individuellen Charaktere beschäftigen den Dichter schon in hohem Grade, wo er seine Stücke auf Thesen basiert, und wiederum wird er auch da, wo er Einzelschicksale darstellt,

die vom Typischen mehr oder minder entfernt sind, niemals den Zusammenhang mit allgemeinen Fragen außer Acht lassen. Bleibt man sich aber dieses Schwankens der Grenzlinie bewußt, klammert man sich auch nicht an die chronologische Folge seiner Werke, so wird man Schnitzlers Ausspruch vollkommen beipflichten müssen. Sobald er sich vom Zwang der These frei macht, sobald er einzig die Schicksale eigenartiger Menschen auszubreiten sucht, bietet er sein dichterisch Wertvollstes.

Schon sein zweites Drama — das „Märchen" ging 1894 vorauf, „Freiwild" und „Vermächtnis" folgten 1896 und 1898 — schon die „Liebelei" von 1895 zeigte ihn auf solcher Höhe. Die „Liebelei" ist scheinbar ganz aus den Situationen und Charakteren der „Anatol"-Szenen entstanden, ja zusammengesetzt. Und doch ist sie eine durchaus eigene Dichtung und erhebt sich bedeutend über jene Gespräche. Der Inhalt des Stückes ist rasch wiedergegeben. Diesmal heißen die Freunde Fritz und Theodor. Fritz ist dabei, sich bei dem süßen Mädl, dem schlichten, liebevollen, von den ewigen Erregungen seiner Verbindung mit einer verheirateten Dame der Gesellschaft zu erholen. Das Mädchen, Christine Weiring, steht ihm einigermaßen nahe, wieviel er ihr bedeutet, weiß er allerdings nicht. Sein Ausruhen wird durch den betrogenen Ehemann gestört. Fritz muß eine Pistolenforderung annehmen und fällt im Duell. Sein Abschied von Christine war ein wehmütiger, aber Offenheit hat er ihr nicht geschenkt. Sie erfährt oder errät erst alles nach seinem Tode. „Ich bin ihm nichts gewesen als ein Zeitvertreib — und für eine andere ist er gestorben! Und ich hab' ihn angebetet! Hat er denn das nicht gewußt? . . Er hat von mir fortgehen können mit einem Lächeln, fortgehen aus dem Zimmer und sich für eine andere niederschießen lassen". Durch die Tragik dieses Leides, wächst das Stück über die mehr spielerischen „Anatol"-Szenen heraus. Dazu kommt die im „Anatol" nur angedeutete Stimmungsmalerei; man empfindet wirklich die wehmütige Heiterkeit, den sanften Frieden, von dem Schnitzler im „Anatol" nur erst schwärmt, wenn er von dem „süßen Mädl" redet.

Und den gehaltenen und traurigen Szenen fehlt auch nicht der lustige Einschlag; dafür sorgen Freund Theodor und Mizi Schlager, die härter geformte, skrupellosere Freundin Christines. Doch was das Stück so hoch emporhebt, was es so ganz weit über den „Anatol" stellt, das ist die Schilderung des alten Weiring. In diesem Charakter verspürt man schon mehr als den jungen zwiespältigen Erotiker Schnitzler, hier hat bereits der reife und große Dichter geformt, dem das erotische Sehnen und Irren nur ein Teil des vielen Menschenleidens ist. Vater Weiring kennt die gefahrvollen Wege seiner Tochter und mag sie nicht hindern, noch auch nur warnen. Er will, daß sie alles ihr erreichbare Glück genieße, daß sie „einmal was zum Erinnern" habe. „Wenn das ganze Leben nur so vorbeigegangen ist, ein Tag wie der andere, ohne Glück und Liebe — dann ist's vielleicht besser?" Menschen wie dieser schlichte, für seine Person ganz unbegehrliche Violinspieler, der ganz erfüllt ist von dem Gedanken, den Lebensgenuß eines Angehörigen auf keine Weise zu verkümmern — solche Gestalten hat Schnitzler noch einige geschaffen, und immer sind es seine besten, weil aus seiner schönsten Sehnsucht geformten.

Die übliche Betrachtung hat auf den Charakter des alten Weiring nicht übermäßigen Wert gelegt, auch das Tragische der schönen Dichtung nicht allzuhoch eingeschätzt und in der „Liebelei" eben nur die Liebelei und weniger den Lebensernst gesehen. Nach diesem Erfolge wurde Schnitzler in verstärktem Maße als Erotiker abgestempelt und so häufig und vielfach so ausschließlich „der Dichter des süßen Mädls" genannt, daß ihm solche höchst ungerechte Pars pro toto-Setzung allmählich zur Qual geworden ist. Gewiß ist das erotische Moment in Schnitzler sehr stark ausgebildet, weil er in der Erotik eben eine der stärksten Lebensbetätigungen, den entschiedensten Gegensatz zu dem ihm immer gegenwärtigen Tod sieht; aber mehr als Liebelei beschäftigt ihn Liebe selber, und so wird er nicht müde, sich aufs ernstlichste mit allen geistigen und sinnlichen Phasen der Liebe, mit allen Bündnismöglichkeiten zwischen Mann und Weib auseinanderzu-

setzen. Nur daß der Gereifte glücklicherweise den allgemeinen Thesen aus dem Wege gegangen und sich begnügt hat, besondere Menschen in besonderen Lebenlagen darzustellen.

Die feinste, vielleicht allzufeine bis ins spitzfindig Verstiegene grübelnde und individualisierende Auseinandersetzung mit der Ehe hat Schnitzler im „Zwischenspiel“ gegeben, das er mit leiser Selbstironie eine „Komödie“ nannte. Er weiß ja selber, daß es in dieser aufs äußerste getriebenen Seelenanalyse eines Künstlerpaares kaum dramatisch und sicherlich nicht fröhlich zugeht. Der Kapellmeister Amadaeus und die Sängerin Cäcilie trennen sich nach mehrjähriger glücklicher Ehe, finden sich zu kurzem Liebesrausche wieder und müssen aufs neue und nun dauernder zur Bewahrung ihrer Selbstachtung von einander scheiden, obwohl sie nie klarer gefühlt haben, wie sehr sie geistig und seelisch zusammengehören. Sie haben eine neue und freiere Ehe führen wollen und sind bei diesem Unterfangen gescheitert. Sie wollten sich immer wahrhaftige Freundschaft halten, ihren Sinnen aber sollte es erlaubt sein, auch über die eheliche Grenze hinauszugreifen. Aus Trotz und Stolz verschwiegen sie einander, wie sehr den einen das erste Abirren des anderen kränkte, sie trieben sich gegenseitig weiter, als sie ursprünglich gehen wollten, die Frau glitt in erträumte, der Mann in reale Abenteuer; sie bedachten im Anfang wohl nicht, wie schlecht es um die getrennte Buchführung zwischen seelischer und sinnlicher Liebe steht. Als ihre Ehe ganz aufhörte, wollten sie wie Kameraden leben; als dann die alte Liebe wieder ihre Kameradschaft störte, sind sie zu feinfühlig, um ein so brüchiges Verhältnis weiterzuführen. Hier steht keine These, kein Für und Wider zur Verhandlung, braucht von keinem Parteiergreifen des Dichters die Rede zu sein; er geht nur den Empfindungen überempfindlicher Menschen nach, denen kein Pflichtgebot und keine Robustheit des Gewissens Hilfe gegen innerliche Konflikte gewährt.

Ein wenig robuster zeichnete Schnitzler eine nichtige Ehe in dem Einakter „Die Gefährtin“ Die junge Gattin

des alternden Professors ist gestorben; er weiß, daß er sie längst verloren hatte, daß sie nicht seine „Gefährtin", nur auf kurze Zeit seine Geliebte war, daß sie seinem Assistenten gehörte, daß dieser heute mehr zu betrauern ist als er, der rechtmäßige Gatte. Er hätte sie freigegeben, wenn Eveline ihn darum gebeten hätte — aber es war doch erkämpfte, erheuchelte Ruhe, die ihn zu solchen Absichten kommen ließ, er liebte die Frau immerfort und litt um sie. Und nun erfährt er, daß Eveline gar nicht daran gedacht hat, dem jungen Liebhaber dauernd anzugehören, daß diese Liebschaft ihr ein so leichtes Erlebnis war wie die Ehe mit dem schwerblütigen Mann, daß „das Leben so leicht für sie war — wie Menschen [seiner] Art gar nicht begreifen können", daß eine ihm fremde und unendlich ferne Frau „zufällig in diesem Hause gestorben ist".

Diesen ernsten und feinen Ehestudien hat Schnitzler in jüngster Zeit eine hanebüchen derbe und schwankartige in dem Einakter „Komtesse Mizzi oder der Familientag" beigegeben. Es verursachte ihm offenbar ein großes Behagen, einmal starknervige, dabei nicht allzu skrupellose Menschen zu zeichnen, die mit sicheren Händen den Lebensgenuß ergreifen, ohne dabei an Würde einzubüßen, ohne auch fremde Rechte allzusehr zu schädigen. In seinem Behagen vernachlässigte der Dichter freilich die Wahrscheinlichkeit der Handlung, kümmerte sich auch recht wenig um die üblichen Begriffe des Anständigen.

Während solche Ehestudien das Verhältnis der Gatten zueinander in den Vordergrund stellen und das Kind nur nebenher erwähnen, spielt dies die wesentlichste Rolle im

---

[1]) Zweimal hat Schnitzler Einaktercyklen veröffentlicht. Der erste enthält den „Grünen Kakadu", „Paracelsus" und „Die Gefährtin", der zweite die „Lebendigen Stunden", „Die Frau mit dem Dolche", „Die letzten Masken" und „Literatur". Eine Zusammengehörigkeit der einzelnen Stücke besteht kaum; man könnte von verwandten Ideen reden, womit es aber eigentlich nicht sehr viel weiter her ist als mit der naturgemäßen Verwandtschaft der meisten Schnitzler'schen Dichtungen untereinander. Ich glaube deshalb von einer zusammenfassenden Behandlung der selbständigen Cyclusteile absehen zu dürfen.

„Einsamen Weg“. Dieses reichste Gegenwartsdrama des Dichters verhält sich zu den übrigen bisher erwähnten Stücken Schnitzlers wie der Roman zur Novelle; so umfassend und vielgestaltig ist es. Was es um den einsamen Weg auf sich hat, das spricht der härtere und sympathischere, weil aufrechtere der beiden Einsamen deutlich aus. Stephan von Sala, der Dichter und Lebenskünstler, sagt zu dem Maler Julian Fichtner: „Lieben heißt für jemand anders auf der Welt sein. Ich sage nicht, daß es ein wünschenswerter Zustand sei, aber jedenfalls, denke ich, wir waren beide sehr fern davon. Was hat das, was unsereiner in die Welt bringt, mit Liebe zu tun? . . . Haben wir jemals ein Opfer gebracht, von dem nicht unsere Sinnlichkeit oder unsere Eitelkeit ihren Vorteil gehabt hätte? . . . Haben wir je unsere Ruhe oder unser Leben aufs Spiel gesetzt — nicht aus Laune oder Leichtsinn . . . nein, um das Wohlergehen eines Wesens zu fördern, das sich uns gegeben hat? . . . Und glauben Sie, daß wir von einem Menschen — Mann oder Weib — irgend etwas zurückfordern dürften, das wir ihm geschenkt hatten? Ich meine keine Perlenschnur und keine Rente und keine wohlfeile Weisheit, sondern ein Stück von unserm Wesen . . .“ Nicht als moralischer Richter hat Schnitzler diese Männer die Schuld ihrer Lieblosigkeit büßen lassen; nur den Gang der Natur hat er gezeichnet, nur den banalen Satz illustriert, daß die Ernte von der Saat abhängig ist. Wie wenig der Dichter auch hier ein Feind der Genießenden ist, ergibt sich aus den bitteren Worten eines gegensätzlichen Menschen, des edlen Altruisten Dr. Reumann. „Denken Sie“, sagt er, da man ihn als besonderen Tugendhelden hinstellt, „denken Sie, daß es mir an dem guten Willen fehlt, mein Leben so zu führen, wie ich es die meisten Menschen führen sehe? Ich habe nur nicht das Talent dazu. Wenn ich aufrichtig sein soll . . . die Sehnsucht, die am tiefsten in mir steckt, ist die: ein Schurke zu sein, ein Kerl, der heuchelt, verführt, hohnlacht, über Leichen schreitet. Aber ich bin durch Mängel meines Temperaments dazu verurteilt, ein anständiger Mensch zu sein . . .“

Und auch auf den Hauptgegenspieler der Genießenden hat Schnitzler mehr Trauer als Glück gehäuft, auch ihm hat er einen leisen Neid auf die Entzügelteren mitgegeben. Der Akademiedirektor Professor Wegrath fühlt sich als „Kunstbeamter“, er muß seine Pflicht tun, er „kann beim besten Willen nicht anders“. Mit dem großen und friedlosen Genie seines Jugendfreundes Julian Fichtner mag er sich nicht messen. „Was die Genies anbelangt . . . das ist eine Welt für sich und außerhalb der Diskussion — wie die Elemente“.

Julian Fichtner hat in seiner Jugend nichts Schlimmeres getan, als von dem Gewaltrecht des Elementes Gebrauch zu machen. Er hat ein leidenschaftliches Liebesglück durchlebt — mit der Braut seines Freundes Wegrath. „Mit schicksalshafter Notwendigkeit glitten wir in Sünde, Glück, Verhängnis, Verrat — und Traum.“ Er wollte mit der Geliebten fliehen und sie zu seiner Frau machen. Da packte ihn plötzlich die Angst um seine Freiheit. „Und alle meine Bedenken gingen unter in der ungeheuren Sehnsucht, mein Leben pflichtenlos, ungebunden weiterzuführen.“ Er floh allein, und Gabriele wurde Wegraths Frau, und ihr Kind galt als Wegraths Sohn. Sie trug die Lüge durch ihr ganzes Leben (man lernt sie zu Beginn des Stückes als Sterbende kennen), und das bescheidene Glück des Hauses Wegrath basierte auf dieser Lüge. Nun ist Julian gealtert, seine Kunst versagt sich dem Unstäten, er sehnt sich nach einem Angehörigen und sieht in dem wohlgeratenen Felix Wegrath seinen Sohn. Frau Gabriele ist tot, Felix hat längst gute Freundschaft mit Fichtner gehalten — so offenbart sich ihm der Einsame und bittet um Kindesliebe. Die Antwort lautet: „Ihr Sohn . . . es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere. Sie sind mir fremder geworden, seit ich es weiß.“ Und mit dem wärmsten Gefühl bekennt sich Felix zu dem leidgebeugten Wegrath als seinem wahren Vater. Herr von Sala nennt das in seiner gewollt kühlen und empfindungsfreien Redeweise, Felix habe „Sinn für das Wesentliche.“ Die Lebenslinie dieses Geist- und Enthaltungsvolleren Einsamen, ist nicht so scharf gezeichnet wie die Fichtners.

Schnitzler hat Sala und seine letzte Partnerin, Wegraths Tochter Johanna, mit einem etwas mystischen Stimmungsnebel umhüllt. Man erfährt nur, daß eben auch Stephan von Sala viel genossen und wenig verschenkt, daß er in allen Verhältnissen sich selbst bewahrt hat und also einsam geblieben ist. Nun dem tötlich Herzkranken das Ende bevorsteht, quält diese Einsamkeit auch ihn trotz all seiner guten Haltung. Ein letztes Glück findet er bei der schwärmerisch, fast krankhaft veranlagten Johanna. Es ist Verschuldung, daß er dieses Glück willig hinnimmt, daß er die Krankhafte um jede Möglichkeit bringt, auf fester Lebensbahn zu gesunden. Johanna endet im Teich der Sala'schen Villa, und auch Sala wird selber ein Ende machen. „Er bezahlt," sagt Fichtner. Noch einen dritten „einsamen Weg" zeichnete Schnitzler in seinem Drama, episodisch aber mit großer Eindringlichkeit, indem er das Thema ins Weibliche transponierte. Er entschleiert in einer knappen Szene das Schicksal der Schauspielerin Irene Herms, die mit dem jungen Julian ein kurzes Liebesbündnis hatte. Sie verstanden sich beide gleich schlecht aufs Treuehalten. Nun sitzen sie als einsame Menschen einander gegenüber. Es ist das „Bertha Garlan"-Thema, das in Irene aufklingt. „Was glaubst Du, wär' das damals geschehen — meinst Du, ich hätt' so was anstellen können, wenn wir — ein Kind . . . wenn wir — das Kind gehabt hätten?" Sie „pfeift" auf ihre großen Bühnenerfolge, sie empfindet nur die Armut ihres kinderlosen Lebens, und ihr damaliges Verhalten scheint ihr ein verbrecherisches zu sein.

So ist denn in diesem Drama der Liebe überall die ernsteste Seite abgewonnen, ist überall eine äußerste Vertiefung der anfänglichen erotischen Spiele erreicht. An ihrem Pflichtgefühl vor allem, an ihrem Verhältnis zum Kinde werden die Menschen gemessen. Doch neben diesem Allgemeinen beschäftigt den Dichter immerfort noch ein ihn besonders angehender Umstand. Die drei Einsamen des Stückes können alle gewissermaßen einen Milderungsgrund für ihr Verhalten geltend machen: Fichtner ist Maler, Sala Dichter, Irene Herms Schauspielerin; sie

sind Künstler, haben Genie, haben also nach Wegraths Wort doch vielleicht das Vorrecht der Elemente, rücksichts- und zügellos zu sein. Freilich — vielleicht nur, denn in seinem Drama läßt ja Schnitzler die drei Künstler genau so ihre Verschuldungen büßen, wie der gewöhnliche Sterbliche zahlen muß.

In einem Einakter, der wieder der Novelle näher steht als dem Drama, hat der Dichter hingegen einen Berufsgenossen gezeichnet, der sein Sonderrecht im traurigsten Fall erfolgreich zu verteidigen weiß. Heinrichs schwerkranke Mutter in den „Lebendigen Stunden“ hat ihr Ende durch eine größere Dosis der verordneten Medizin beschleunigt, weil sie fühlte, wie ihm ihr Leiden das dichterische Schaffen unmöglich machte. Der verbitterte alte Freund der Toten, der das Geheimnis ihres Sterbens kennt, verrät es dem wiederauflebenden Dichter. Der empört sich gegen solchen Verrat: der Alte habe „den ganzen Sinn dieses Opfertodes zerstört“. Und als Hausdorfer in seinem Gram ihm und allen Künstlern Hochmut vorwirft — denn diese „ganze Schreiberei“ sei ja nichts gegen irgend eine „lebendige Stunde“, die der Alte mit der Toten durchlebt habe, da rafft sich der Dichter zum vollen und tröstlichen Erfassen seiner Kunst, seines Amtes auf. Es sei, sagt er, „nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen über ihre Zeit hinaus“.

Dieser etwas krampfhafte Hymnus auf die Sonderstellnng des Künstlers gilt aber nur dem seltenen ganz Begnadeten, den keine Skrupel an seinem Können quälen, der auch nicht nur von der Illusion solches Könnens lebt. Das klägliche Gegenbild zu jenem aufrechten Dichter bildet der erfolggekrönte Alexander Weihgast in den „Letzten Masken“. Der tragische Akt spielt in einem Wiener Krankenhaus. Der bewußt sterbende Journalist Rademacher und der verlorene und hoffnungsfreudige Schauspieler Jackwerth haben das gleiche Zimmer inne. Jackwerth unterhält sich, indem er Studien treibt, den Arzt, die Wärter und Kranken kopiert. „Ich hab' mir sogar ausstudiert“ (sagt er), „wem ich als Geist erscheinen würde, wenn ich einmal gestorben bin“. Das gibt Rade-

macher die Anregung zu einem Rachegedanken. Einmal wenigstens möchte er seinen ehemaligen Freund, dem ruhmgekrönten Dichter Weihgast die Wahrheit ins Gesicht sagen. Du bist ja weniger als ich, der verkommene Journalist, will er ihm zurufen, auch Deine Frau, die zwei Jahre lang meine Geliebte war, kennt Deine Nichtigkeit. Um eine größere Wirkung zu erzielen, studiert er mit dem schwindsüchtigen Schauspieler diese Racheszene ein, während ein menschenfreundlicher Arzt den berühmten Dichter herbeiholt. Und als dann Weihgast vor Rademacher steht, da erscheint der Ruhmvolle dem Scharfblick des Sterbenden so klein, so bedrückt, so einzig von der Illusion seines ehelichen Glückes zehrend, so ohne Freude an seinem eigentlichen Beruf — („Wer hat mehr Enttäuschungen erlebt? Immer der, der scheinbar mehr erreicht hat . . . . nichts als Kämpfe und Sorgen".) — daß Rademacher die Racheszene für sich behält und mit einer Art freudigen Stolzes stirbt: „Wie armselig sind doch die Leute, die auch morgen noch leben müssen".

Daß er gründlich zwischen Künstlertum und Künstlerschein zu unterscheiden weiß, hat Schnitzler am besten in seiner ausgelassenen Komödie „Literatur" bewiesen, dem trefflichen Satyrspiel, das den tragischen Einaktercyklus „Lebendige Stunden" [1]) beschließt. Die „Dichterin" Margarethe, die geschiedene Frau eines Fabrikanten, die gewesene Geliebte des Bohèmiens Gilbert, wird den Aristokraten Clemens heiraten, einen gutmütig täppischen, zugleich tüchtigen und beschränkten Menschen. Schnitzler hat ihn nirgends deutlicher gezeichnet als in einer Plauderei, die wieder Gelegenheit zur Anbringung des jüdischen Schnörkels bot. Die zwei Maler, plaudert Clemens aus Margarethes Bohémetagen „müssen übrigens Juden gewesen sein . . . weil sie immer so Witze gemacht haben — und dann die Aussprache". Darauf Margarethe: „Antisemitische Bemerkungen kannst Du Dir schenken". Und er gutmütig harmlos: „Aber Kind sei doch nicht so empfindlich. Ich weiß ja, daß Du nur Halbblut bist, und ich hab' wirklich nichts gegen die Juden.

[1]) S. die Anmerkung auf Seite 179.

Ich hab' einmal sogar einen Lehrer gehabt der mich in griechisch vorbereitet hat, vor der Matura, das war ein Jud', meiner Seel'. Und ein ausgezeichneter Mensch. Man kommt ja mit allerlei Leuten zusammen." Es scheint mir die Unsittlichkeit des Stückes zu mindern, daß Clemens solch ein naiver Mensch ist, den keine tiefen Gedanken quälen, der Weiber und Pferde gleich freundlich und gleich hoch einschätzt. So erhält er in Margarete, die sich bereits aus einer Dichterin in eine sportskundige Aristokratin verwandelt, die Frau, deren er würdig ist, und die ihn beglücken wird, und es verschlägt nichts, daß sie ihn über einige Punkte ihrer Vergangenheit — so über ihr Verhältnis zu dem Schriftsteller Gilbert — im Dunkeln gelassen hat. Nur nie mehr zu schreiben, hat sie ihrem „Cle" versprechen müssen, denn das ist unschicklich. Ihr Ehrgeiz läßt sie dieses Wort brechen; einen letzten Roman wenigstens mußte sie heimlich verfertigen und drucken lassen. Darin hat sie ihr Schicksal beschrieben, auch ihren Briefwechsel mit Gilbert wiedergegeben. Ihre eigenen Liebesbriefe nämlich —„Noch ein Wort, Geliebter, ehe ich schlafen gehe, mir fallen die Augen zu". — hat sie damals sämtlich aufgesetzt. Und nun will es das Unglück, daß auch Gilbert aus seinem Schicksal einen Roman „gedichtet", daß auch er den Briefwechsel mit Margarete wörtlich aufgenommen hat — denn er kopierte damals seine impulsiven Ergüsse. Margaretes aristokratische Zukunft ist arg bedroht; aber Clemens hat schon Befehl gegeben, die ganze Auflage ihres Romans einzustampfen, und das eine Exemplar, das er aufbewahrt, um es mit ihr gemeinsam zu lesen, schleudert sie pathetisch — als Liebesopfer für Cle! — ins Feuer; sie wird dem Dichten für immer entsagen, und einzig liebende Gattin sein. — Nie ist auf lustigere Weise die Verlogenheit des Scheinkünstlertums gegeißelt worden, als in den Gestalten der abenteuernden Margarete und des um jeden Preis geistreichen und bedeutenden Gilbert, die beide keines echten, unmittelbaren und tiefen Gefühls fähig sind und so auch in all ihren „Dichtungen" aller wahren Kunst meilenfern bleiben müssen.

*
* *

VI.

Spiele.

Der Frohsinn einiger Schöpfungen kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das eigentliche Element Arthur Schnitzlers das Tragische ist. Sehnsucht nach vollem Lebensgenuß, schmerzhaft eingeklammert zwischen geistigen und seelischen Hemmungen und dem rastlos spornenden Todesgrauen trat überall als Kern seines Wesens zutage. Doch vermochte er in den bisher erwähnten Gegenwarts-Dichtungen diesen Dingen schließlich immer nur gedämpften Ausdruck zu geben. Die moderne Kultur läßt fast nirgends den lauten Schrei des Begehrens und Fürchtens zu, und gar entsprechend elementare Taten unterdrückt sie erst recht. Und Schnitzler, der ja an der Einheitlichkeit und Stärke des eigenen Empfindens so qualvoll zu zweifeln vermag, befleißigt sich ganz besonders solcher Abdämpfungen, wo er moderne Menschen schildert. Aber manchmal drängt es ihn doch, was er fühlt oder fühlen möchte, in aller Stärke auszudrücken und ganz in Taten umzusetzen. Dann muß er aus der Gegenwart heraus und in Märchenfernen flüchten. Seine Phantasie-Spiele sind seinen Gegenwartsdramen blutsverwandt, es sind ihre offeneren und mächtigeren, und so doch auch wohl ihre schöneren Geschwister. Auch fließt, da sie zeitentrückter und also minderbelastet mit den vergänglichen Problemen des Tages sind, weniger irdisches Blut und mehr Götterichor in ihren Adern, und so dürfte ihnen ein längeres Leben beschieden sein.

Nur einmal hat es Schnitzler versucht, den vollen Ausdruck seines Sehnens in einem Gegenwartsstück laut werden zu lassen, und da scheiterte er, weil er Ersehntes und Reales zu heterogener Mischung brachte, weil er die Sprödheit des Gegenwärtigen mit allzu greller Phantastik übertünchte. „Der Ruf des Lebens“ mutet bei allen Einzelschönheiten wie ein unmögliches Schauerstück an, in dem sich die gewaltsamen Ereignisse

störend zusammendrängen. Das Drama ist ein Durcheinander verschiedener das gleiche Thema besingender Balladen geworden, denen allen die Suggestionskraft fehlt. Doch halte ich den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit, den man gegen die Basis der weitverzweigten Handlung erhoben hat, für unberechtigt. Die blauen Kürassiere haben im letzten Krieg durch eine panische Flucht Schmach auf sich geladen; die wollen sie nun, da es wieder Krieg gibt, abwaschen: Offiziere und Mannschaften haben die Abrede getroffen, den ersten verlorenen Posten zu beziehen und dort bis zur völligen Vernichtung auszuharren. Das ist nichts so ganz Unmögliches; ähnliche balladische Dinge kamen in erregten Zeiten vor und können sich gegebenenfalls auch wohl noch heute ereignen. Aber auf dieses Balladenthema vom Sterben einer frischen Jugend für eine Schmach, die nicht ihre Schuld ist, pfropfte Schnitzler nun Allzuvieles und Allzukrasses von Lebensverlangen und Todesnot. Der alte verabschiedete Offizier, dessen plötzliche Todesangst damals die Flucht verursachte, liegt jetzt in unheilbarer Krankheit, sich selbst und mehr noch seiner Tochter Marie zur Last, und freut sich hämisch, daß nun so junges Volk vor ihm und für seine Schmach sterben soll. Und Marie, die so lange von allem Leben entfernt als Pflegerin des boshaften Vaters gelitten hat, wird jetzt von dem Gedanken an das Ende ihres heimlich Geliebten, des Leutnants Max, vorwärts gepeitscht, vergiftet den tyrannischen Alten und stürzt von der Leiche des Vaters fort zu Max. Ihn findet sie nicht allein; die Frau seines Obersten und Freundes, die ihn verführt hat, ist bei ihm. Und dann überrascht der Oberst die Ehebrecher, erschießt seine Gattin und zwingt Max, vor dem nächsten Morgen freiwillig in den Tod zu gehen. Doch diese letzte Nacht gehört noch Marie und ihrem Geliebten . . . Und dies alles ist noch nicht genug; die gleiche Wildheit und Ueberfüllung beherrscht auch die Nebenhandlung. Da ist die schwindsüchtige Katharina, die sich im unbändigen Lebensgenuß aufzehrt, weil sie ihr nahes Sterben ahnt, da der Leutnant Albrecht, der am Leben hängt, der das Sühnen der alten Regiments-

schmach für eine Sinnlosigkeit hält, und der dennoch, als er allein von allen die verderbliche Schlacht überlebt, um der Ehre willen sich selber erschießt . . . All das ist zu viel. Und mehr noch als das Zuviel stört es, daß Schnitzler selber an der balladisch einfachen Grundhandlung in seiner fanatischen Zweifelsucht rüttelt. Womöglich gehen die blauen Kürassiere gar nicht freiwillig und gar nicht um der alten Schmach willen in den Tod, womöglich hat der unglückliche Oberst eine Fabel erfunden und dem Regiment suggeriert, um seine eigene eheliche Schande in vielem Blut, sozusagen im Blute aller Verdächtigen zu ertränken. Und das allerschlimmste vielleicht ist, daß Schnitzler die Vatermörderin weiterleben, ja einer friedlichen Zukunft entgegengehen läßt. Damit scheint er mir den Boden des im heute Möglichen ganz verlassen zu haben. Es kommt hinzu, daß der Dichter dem unmöglichen Inhalt eine fast unmögliche Sprachform gab. Diese Märchenmenschen, die er an die Gegenwart gefesselt hat, schwanken in der Form ihrer Rede peinlich zwischen rein poetischer und alltagsüblicher Weise. Darum entstand eine überladene, bisweilen fast schwülstige Prosa. Und dennoch ist diese mißlungene Zusammenkoppelung eines Spieles und einer Wirklichkeitsdichtung sehr reich an wahrhaften Schönheiten. Durch alles formale und inhaltliche Irren hindurch fand Schnitzler oft genug ergreifende Töne für die Furcht und Sehnsucht, die ihn am meisten bewegen, und in dem milden Arzt und in der verstehenden Mutter der Schwindsüchtigen schuf er Gestalten, die dem alten Musikus aus der „Liebelei“ eng verwandt und ebenbürtig sind. —

Meine Studie nimmt in diesem Abschnitt einen den Veröffentlichungs-Daten der Schnitzlerschen Stücke genau entgegengesetzten Verlauf. Der Dichter scheint erst allmählich auf das notwendig erfolglose Wagnis geraten zu sein, so potenzierte Phantasiegestalten ins Gegenwärtige und Reale hineinzusetzen. Der „Ruf des Lebens“ erschien 1905; drei Jahre zuvor zog Schnitzler noch mit besserem Glück eine scharfe Grenzlinie zwischen Spiel und Wirklichkeit. In der „Frau mit dem Dolch“ stehen die beiden

zwar auch schon dicht beieinander, sind aber doch sichtlich getrennt. Hier geht es wieder um das Vorrecht des Künstlers, das Genußrecht der Frau. Auch Schnitzlers Grauen vor der Gebundenheit des menschlichen Wollens, der innerlichen Unsicherheit des Menschen kommt zum Ausdruck. Frau Pauline, die Gattin des großen Dichters, den sie liebt, und dem sie vielleicht bisweilen nur Stoff, nur Modell ist, trifft mit ihrem Verehrer in der Bildergallerie zusammen. Sie will ihrer nur sinnlichen Neigung zu ihm widerstehen und gibt den Widerstand auf, da sie in einem traumhaften Augenblick die Phantasiemöglichkeiten ihres Lebens, das was ohne die Hemmungen der Gegenwart aus dem Wesen und der Sehnsucht der beteiligten Menschen erwachsen könnte, das ideale und potenzierte Sein also, fest gestaltet vor sich sieht. Vor dem Bildnis einer in Renaissancetracht gekleideten Frau, die mit erhobenem Dolche starr zu Boden sieht, versinkt Pauline in einen Traum, der ihrem Begleiter nur Sekunden zu währen scheint. Bei ihrem Erwachen drückt sich dann „in ihren Zügen allmählich die Ueberzeugung aus, daß ein Schicksal über ihr ist, dem sie nicht entrinnen kann". Mehr noch als durch szenische Mittel hat der Dichter durch eine wunderschöne Verssprache den Traum von der in schlichter Alltagsprosa skizzierten Realität abgesondert. Pauline ist zu der Frau auf dem Gemälde geworden. Sie ist Paola, und ihr Gatte Remigio, der ruhmvollste, bedeutendste Maler, weilt fern. Seinem jungen und anmutigen Schüler Lionardo hat sie die Nacht geschenkt; am Tage aber verstößt sie den Berauschten. Das nächtliche Abenteuer soll ihr so wenig bedeuten, wie sie die vielen Liebes-Abenteuer Remigios bekümmern. Sie fühlt sich als seine Genossin und Gattin — „zusammen wach sein, das allein bedeutet". Lionardo sieht sich verworfen und mag die Schmach nicht überleben. Als Remigio unvermutet erscheint und Paola sich sogleich zu ihrem Tun bekennt, fordert der Jüngling von seinem Meister den Tod. Und da Remigio ihn gehen heißt, schwört er erbittert, für solche Verachtung blutige Rache an dem Maler zu nehmen, wenn er so erniedrigt die

Schwelle überschreiten müsse. Da stürzt sich Paola auf Lionardo, erdolcht ihn und bleibt starr mit erhobenem Dolch vor der Leiche stehen. In diesem Augenblick überkommt es Remigio, der ein halbfertiges Bild seiner Gattin auf der Staffelei hat, daß eben jetzt in ihrer Haltung, ihrem Blick Paolas wahres Wesen zu Tage trete.

War dies der Sinn? Ist mein Gebet erhört,
Daß für mein Bildnis mir Erleuchtung werde?
Ja so vollend' ich's! Der du dies gefügt,
O Himmel eine Stunde lang gewähre
Der Seele Frieden, Ruhe dieser Hand.

Und so begibt er sich an die Arbeit.

Wie sehr wägt Schnitzler in seinen Gegenwartsdichtungen das Recht des Künstlers zweifelnd ab, und mit welcher Selbstverständlichkeit läßt er seinen Remigio im furchtbarsten Erleben zum Pinsel greifen; wie sehr müssen im „Zwischenspiel" die Gatten sich zerquälen, weil ihr sinnliches Begehren nicht immer mit der Neigung ihres Herzens und Geistes in Einklang zu bringen ist, und wie ruhig und sicher lebt Paola nach dem Satze: „Zusammen wach sein, das allein bedeutet". So stark und gerade vermag der Dichter nur im freien Phantasiespiel die Menschen zu gestalten, deren einer zu sein bisweilen sein höchstes Sehnen ist. Aber auch die Zerrissenheit, die Unsicherheit seines eigenen Wesens kann im Gegenwart-entrückten Spiel ungleich kräftigere Gestaltung erhalten als in den modernen sozusagen Kultur-gehemmten Stücken.

So malte er beide Charaktere, den sicheren Tatmenschen und den lebenssehnsüchtigen Grübler, sein tatsächliches und sein ersehntes Ich, am vollkommensten in einem reinen Phantasiespiel, in dem Renaissance-Drama vom Jahre 1900. „Der Schleier der Beatrice" scheint mir seine schönste und ist sicher seine umfassendste Schöpfung auf dramatischem Gebiet. Schnitzler wählte die Renaissancezeit für seine Dichtung, weil diese Epoche wie keine andere dem modernen Menschen die

intensivste Lebensfülle, den gewaltigsten, fessellosesten Lebensrausch zu bergen scheint. Und der Dichter erhöhte diesen Taumel noch durch sein bestes Rauschmittel: er stellte all diese Lebensdurstigen dem unmittelbaren Tod gegenüber. Der Borgia zieht gegen Bologna mit großer Uebermacht heran; vielleicht schon morgen ist er Sieger und dann wehe dem Besiegten, vom Herzog bis zum letzten Knecht herab. So wollen sie denn alle den letzten Tag genießen und tun es in Haß und Liebe, mit all der Starknervigkeit und in all der Schönheit, die man den Renaissance-Menschen nachsagt. Schnitzler hat in Nebenbei und Rundherum der Handlung, in Politik und Liebe, in Mord und Lust, eine Glut und Wildheit entfaltet, wie er sie ähnlich nur noch im „Ruf des Lebens" anstrebte. Was aber im kalten Licht des Gegenwärtigen befremdend wirkt, erscheint vertraut im Schimmer der Ferne, und was in Prosa nur schwülstig oder doch geschraubt klingt, gewinnt einen edleren Ton im musikalischen Verse. In das breitgemalte bunte lebenstolle Gewimmel stellte der Dichter zwei gegensätzliche Männer, den Herzog Lionardo Bentivoglio und den Dichter Filippo Loschi, und zwischen beide ein kindlich verträumtes Mädchen von sechzehn Jahren, Beatrice Nardi. Filippo sah Beatrice, und sogleich haben sich die beiden gefunden. Der Dichter ist zum Verräter an einer edlen Braut geworden, hat all seine Pflichten verletzt, seine Ehre hingeworfen, um das neue Liebesglück zu genießen. Er mag seine Tat nicht einen Augenblick bereuen:

Wer spricht von Schuld? Im Herbste fallen Blätter,
Im Frühjahr sprießen andre! Sagt Ihr drum,
Daß einer schuldig ward? Ich bin es nicht!
Es sei, daß Schuldigsein bedeutet: ewigen
Gesetzen unterworfen sein . . .

Ja, er ist mit Stolz erfüllt über sein entschiedenes Ergreifen des Glückes:

Wahn ist nur Eins: das nicht verlassen können,
Was uns nichts ist, ob Freund, ob Frau, ob Heimat, —
Und eins ist Wahrheit: Glück woher es kommt!

Aber er ist eben bedenklich, stolz auf sein Zugreifen. Das erscheint ihm nicht selbstverständlich genug; er ist im Innern ein schwankender Grübler und hat mit seiner raschen Tat die Grenze seines Wesens überschritten. So vermag er das Glück nicht lange ungetrübt zu genießen. Beatrice erzählt ihm harmlos-kindlich einen Traum, in dem sie sich als Herzogin gesehen. Das vergällt dem bohrenden Grübler allen Genuß. Er verstößt die Geliebte wegen ihrer innerlichen Untreue. Denn „Träume sind Begierden ohne Mut, sind freche Wünsche, die das Licht des Tages zurückjagt in die Winkel unserer Seele." Beatrice geht, ohne zu ahnen, weswegen sie verstoßen sein soll — „Ich lieb' Dich ja, Filippo!" —, und der Dichter quält sich mit einem wilden Sehnen, das er nicht zur Tat gestalten kann.

. . . Den, der sie mir nahm
Im Traum, in Wahrheit töten! Doch der Einfall,
Statt mich zum Schloß des Herzogs hinzujagen,
Bannt hier mich fest, und der Entschließung Kraft
Stirbt auf dem steilen Weg zur Tat dahin.
Daß ich sie heimgeschickt mit schönen Worten,
Ist mir genug. Und quillt aus dieser Torheit
Einmal ein Lied, so ist 's der höchste Preis,
Den mir das Leben hinwirft für die Schmach,
Daß ich zu schwach bin, es mit Stolz zu leben.

Die Qual über das bloß Betrachtende, das zum starken Handeln unfähige seines Wesens und Berufes, die Qual des lähmenden Selbstbespiegelns wird ihn bis zum selbstbereiteten Ende umkrallen. Er wird schließlich nicht nur die heldischen Tatmenschen, nein auch den schlichtesten einheitlich gefesteten Mann beneiden, der sich nie als Uebermensch fühlen kann, sich aber auch niemals selber verachten muß.

Während Filippo vergeblich in entzügeltem Genuß seiner Zerrissenheit Herr zu werden sucht, gelangt Beatrice auf Märchenpfaden zur Erfüllung ihres Traumes. Ihr Bruder Francesco, ein allzu enger Verwandter von

Gretchens Bruder Valentin, steht im Begriff, die fast Betäubte dem lange und sanft werbenden Viktorio, dem all zu nahen Verwandten Brackenburgs, zu vermählen, als der Herzog an der zum Kirchgang bereiten Gruppe vorbeikommt. Es wird für ihn auf das Heute kaum noch ein Morgen folgen, und schon hat sich das Gerücht verbreitet, er werde für diese letzte Nacht das schönste Mädchen seiner Stadt zu sich aufs Schloß entbieten. Nun erscheint ihm Beatrice als die Schönste. Und sie, mit traumhafter Sicherheit, stellt ihre Bedingungen: sie will keine noch so fürstlichen Geschenke, sie will Bentivoglios rechtmäßige Gattin, seine Herzogin werden. Er, in raschem Entschluß, gewährt es ihr, und bei bakchanalischem Fest der Bevölkerung feiert man wenige Stunden später die Hochzeit. Die junge Herzogin aber stiehlt sich aus dem Schlosse fort und eilt zu Filippo. Die Erfüllung ihres Machttraumes hat sie nicht befriedigen können, ihre Liebe zu Filippo war das Uebergewaltige in ihr — „und je mehr die Stunde nahte, da ich Dir ganz verloren war, um so mächt'ger rang meine Seele nur nach Dir!" So ist sie gekommen, ihm noch einmal anzugehören und dann vereint mit ihm zu sterben. Auch dieses letzte Glück zerstört sich der Grübler. Er weiß so peinigend in der Todbereiten Sterbensfurcht zu erregen, daß sie zurückschaudert. Da verstößt er sie wiederum und vergiftet sich allein. Mit dem Angstschrei „Leben!" stürzt die Gefolterte von seiner Leiche fort. Im Schloß hat man ihr Verschwinden bemerkt, und der zurückgekehrten fehlt der Schleier, den sie bisher trug. Sie wird zur Rede gestellt, verweigert die Auskunft, soll als Hexe und Verräterin hingerichtet werden, durchleidet noch einmal den Krampf der Todesfurcht und verspricht, vom Herzog geleitet den Schleier herbeizuschaffen. Und noch ein drittes Mal im Sterbezimmer Filippos, fällt sie die entsetzliche Angst an; sie erniedrigt sich zu verführerischen Bitten an den Herzog, sie läßt es zu, daß er den Leichnam des ihm persönlich unbekannten Toten beschimpft. Denn endlich kommt eine große Müdigkeit über Beatrice, sie bettelt um einen erlösenden Dolchstich. Der Herzog

mag sie nicht töten, er weiß jetzt von den Hinzugekommenen, daß er im Hause des großen Dichters ist, er sieht in Beatrice ein Kind, das schuldlos mit den ihm anvertrauten Herzen spielt, und sieht in ihr eine Hochgeehrte und Geweihte, da sie Filippos Geliebte war. Denn wie der Dichter den Mann der starken Tat einseitig schätzte, so ehrt der Herzog widerum den großen Sänger aufs höchste und beinahe neidvoll.

Francesco, der einfältig Starke, schafft seiner Schwester den ersehnten Frieden. Er kennt in seiner dumpfen Sicherheit keine schwankenden Bedenken, er unterscheidet ruhig zwischen Gut und Böse, Tugend und Sünde, und so ersticht er die sündige Beatrice. Sie und den Dichter, dem sie trotz aller Wirrungen des letzten Tages angehört habe, befiehlt der Herzog gemeinsam in der Gruft der Bentivoglios zu bestatten. Er selber wendet sich nun zum aussichtslosen tödlichen Kampf mit dem Borgia. Doch fühlt er sich nicht als Sterbender, ist im Stande, die Schönheit der letzten Lebensstunden völlig zu genießen, da er immer nur an der Intensität, nicht an der Dauer des Daseins gehangen hat. Sein abschließendes Meinen lautet:

Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit,
Und noch der nächste Augenblick ist weit

Der Herzog und der Dichter, der Tatmensch und der schwankende Zweifler, der die Dinge allzu tief betrachtet, sind der potenzierte Doppelausdruck von Schnitzlers Charakter. Aber wenn Schnitzler auch manchmal (wie etwa in der „Frau mit dem Dolch"), der Ansicht sein mag, die Sehnsucht des Menschen enthalte sein eigentliches Sein, seine innerste Wahrheit, so fühlt er sich doch ganz offenbar dem schwankenden Filippo Loschi verwandter als dem stählernen Lionardo Bentivoglio. Und so hat er auch, als er zuerst daran ging, im Phantasiespiel freiere Worte und größere Taten zu formen, das bewußt Unsichere und Zwiespältige seines Wesens vor allem und allein dargestellt. In dem Einakter „Paracelsus", der ein Jahr

vor dem „Schleier der Beatrice“ erschien, ist noch kein stolzer Tatmensch vorhanden. Vielmehr erscheint der Gegenspieler des Zwiespältigen als ein plumper und beschränkter Gesell, als eine, wenn nicht verächtliche, so doch ein wenig lächerliche Gestalt. Der Waffenschmied Cyprian, der sich vor keinem Traumspuk fürchtet, ist allzu selbstgewiß und prahlerisch, gereizt enthüllt er „eine satte Frechheit, die sich brüstet“, gedemütigt und scheinbar gebessert zeigt er sich zuguterletzt —

Es war ein Spiel, doch fand ich seinen Sinn
Und weiß, daß ich auf rechtem Wege bin —

doch schon wieder auf dem sehr fraglichen Wege zu seiner alten verdummenden Selbstsicherheit. Und wie Schnitzler hier den einheitlichen, tatkräftigen Menschen herabdrückt, so erhöht er den zwiespältig Unsicheren zum Mächtigen. „Theophrastus, Bombastus, Hohenheim, genannt Paracelsus“, dem der Dichter wohl einige Züge des tatsächlichen Mystikers und Arztes jenes Namens gegeben hat, ist stolz auf sein Wissen von der Unsicherheit alles menschlichen Wissens und Empfindens. Seine ganze Kunst des ärztlichen, suggestiven und hypnotischen Einwirkens beruht im letzten Grunde auf dieser negativen Erkenntnis. Und so versetzt er denn auf suggestivem Wege Menschen in Traumzustände und schafft ihnen Glück, echtes und dauerndes, denn

Mehr als die Wahrheit, die da ist und sein wird,
Ist Wahn, der ist . . .

Die Handlung, die trotz des schweren Gedankenballastes aufs anmutigste hinströmt, bringt eine „Zauberei“ des Weisen, die weder den üblichen Anlaß noch den üblichen Ausgang hat. Paracelsus ist in seine Vaterstadt Basel eingekehrt, hat Kranke auf dem Markt geheilt, die Kunst der studierten Aerzte angegriffen, großes Aufsehen erregt. Meister Cyprian bittet ihn in sein Haus, teils, weil er überhaupt gern von Zeit zu Zeit fahrendes

Volk bei sich sieht, teils, weil er persönlichen, etwas hämischen Anteil an Paracelsus nimmt. Hat sich der „Habenichts“ doch vor dreizehn Jahren um Justina beworben. Die aber nahm den Waffenschmied, und Paracelsus ging außer Landes. Cyprian ist kein guter Wirt, er prahlt mit seinem Besitz, mit seinem treuen Weibe, er höhnt den Gaukler, setzt Zweifel in die Echtheit seiner Kunst, fordert ihn auf, sie zu beweisen. Erbittert über solche Schmach, erbittert auch, Justina in so plumpen Händen zu sehen, schläfert Paracelsus die Frau des Waffenschmiedes ein und suggeriert ihr, sie habe mit dem Junker Anselm, der seit langer Zeit um ihre Liebe fleht, die Ehe gebrochen. Die Erwachte spielt nun so völlig echt die Rolle der zerknirschten Schuldigen, gibt so genaue Auskunft über ihren Fehltritt, daß Paracelsus selber schwankend wird, „ob dies, wovon sie träumt, nicht auch erlebt ward“. Und als ihm Cyprian das Widersinnige seines Zweifels vorhält: „Ihr gabt ihr doch den Wahn — und zweifelt selbst!“ erwidert er in völliger Ungewißheit: „Ich bin ein Zauberer nur — sie ist ein Weib!“ Einzig, um selber Klarheit zu erlangen, nicht aus Nachsicht gegen Cyprian, den er gerne dauernd gestraft hätte, versetzt Paracelsus die Frau noch einmal in Schlafzustand und gibt ihr auf, die eben durchlebte Stunde ganz zu vergessen, dafür aber bis zum Abend „dieses reichen Tages“ durchaus wahr zu sein.

Da berichtet denn Justina, wie das, was Paracelsus ihr suggeriert hat, als Sehnsucht, als Möglichkeit in ihr gelegen, wie sie wohl morgen schon den heute nur erträumten Ehebruch wahrhaft begangen hätte. Und erzählt dem prahlerischen Gatten weiter, wie ihr Mädchenherz an Paracelsus gehangen habe, wie fern sie anfangs dem Manne gewesen sei, der sie in seinem sichersten Besitz geglaubt. Und beruhigt ihn denn freilich, sie habe ein friedliches, wenn auch nicht sehr glühendes Glück schätzen gelernt und werde ihm wohl treu bleiben, wenn er sie treulich hüte . . . .

Man könnte das seltsame Stück fast ein Experimentalkolleg über die Unsicherheit des mensch-

lichen Wissens vom eigenen und fremden Selbst, über das peinvolle Schwanken der Grenze zwischen Wahn und Wahrheit nennen, wobei freilich die Macht des Elementes schließlich sich stärker erweist als der Feuerwerker und der Dozent Paracelsus vom eigenen Wunder überrumpelt wird. Man tritt gewissermaßen zur Anwendung oder Nachprüfung des eben Gelernten aus dem Hörsaal und Laboratorium ins Leben selber, wenn man vom „Paracelsus“ zu der grandiosen Groteske „Der grüne Kakadu“ vordringt, die Schnitzler gleichzeitig veröffentlichte. In diesem Spiel rückte er dicht an die Gegenwart heran, vom 15. und 16. Jahrhundert der anderen Phantasiespiele aufwärts bis zum 14. Juli 1789, dem Tage des Bastillensturmes. Deshalb blieb der Dichter aber doch auf Märchenboden, denn märchenhaft in der Wildheit ihres Geschehens, in dem Tatwerden ihres Hasses sind diese Tage der französischen Revolution. Im „Grünen Kakadu“, einer Schenke, verkehrt der beste Pariser Adel mit Vorliebe; er kann dort, ermüdet von feinen Genüssen, schärfere Sensationen gefahrlos auskosten. Denn in dieser Spelunke trifft man mit allerhand Gesindel zusammen, das sich seiner Diebs- und sonstigen Taten rühmt. Die Verbrecher aber sind in Wahrheit Schauspieler, und nur die Dirnen sind echt. Doch auch sonst mischt sich sehr viel Wahrheit in das tolle Spiel. Wenn die Leute unter dem Schutz ihrer Rolle das adlige Publikum beschimpfen, so geben sie ihrer Herzensmeinung Ausdruck, wenn sie von Einbruch und Mord fabulieren, so mögen sie ihre Sehnsucht gestalten, und das eben ist das Reizende für ihr überfeinertes Publikum, daß es hier im Spiel auf bedenkliche Wahrheit stößt. Und gerade an dem Abend, den Schnitzler mit Meisterhand schildert, mischt sich Spiel und Wahrheit unlöslich durcheinander. Die edle Marquise von Lansac findet sich so völlig in die Dirnen-Atmosphäre des „grünen Kakadus“, daß der junge unerfahrene Chevalier Albin gar nicht mehr weiß, ob die Marquise „wirklich so ist“ oder nur spielt, worauf ihn der gequälte Liebhaber der Dame belehrt: „Sein . . . spielen . . . kennen Sie den Unterschied so genau?“ So-

dann wird ein Schauspieler vermißt, weil er sich wirklich einmal als Taschendieb versucht hat und in seiner Ungeschicklichkeit sofort ertappt wurde. Er hat, zum Ersatzmann gewissermaßen, einen eben entlassenen Sträfling hergeschickt, der einen wirklichen Totschlag hinter sich hat und nun den Mörder spielen soll. Auch ist der Haß, der den Aristrokaten entgegenschlägt, heute besonders echt und heiß. Und dann hebt sich aus dieser allgemeinen Groteske eine knappe Tragödie heraus. Henri, der genialste Spieler der Truppe, will zum letzten Male auftreten. Er hat die Dirne Lèocadie geheiratet, er glaubt sie durch seine große Liebe, durch die Heiligkeit der Ehe emporgezogen und geläutert zu haben, er will mit ihr aufs Land gehen, einem friedlichen Glück entgegen. Sein letztes Spiel entströmt seiner Seelenangst. Er gibt den Mörder aus verratener Liebe. Lèocadie, spielt er, habe ihn doch wiederum betrogen, und nun habe er blutige Rache an dem Ehebrecher, dem Herzog von Cadignan, genommen. Henri spielt aus seiner Herzensangst heraus so lebenswahr, daß man das Spiel für Wahrheit zu halten beginnt, zumal man ja weiß, wie sehr die Voraussetzung des Mordes stimmt. Und als nun in die Komödie die Kunde vom Fall der Bastille hereinbricht, und als der Wirt, von der Angst um die gerichtlichen Folgen des Mordes befreit, den Unglücklichen zu seiner Tat fast beglückwünscht, da geht es Henri erst auf, wie nahe sein Spiel der tatsächlichen Wahrheit kam. Und als der totgesagte Herzog jetzt hereintritt, da erdolcht ihn der betrogene Ehemann wirklich. Das Ganze ist eine breite Illustration des Paracelsussatzes: „Es fließen in einander Traum und Wachen, Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends“.

Doch, glaube ich, täte man dieser Groteske bitteres Unrecht, wenn man sie, wie den „Paracelsus“ als bloßes Phantasiespiel einschätzte. Schnitzler hat hier, bei aller Phantastik und Romantik der Handlung, die Stimmung der Revolutionszeit so unerhört echt wiedergegeben, er hat die geistsprühende Verfeinerung, die todesbereite Vermorschtheit der herrschenden Klasse, die Brutalität und

kaum noch verhaltene Henkerslust der Niederen in aller Knappheit so treffend ausgedrückt, daß man den „grünen Kakadu“ sehr wohl auch ein historisches Drama nennen könnte. Die Torheit, Arthur Schnitzler als den Dichter des süßen Mädls und der Erotik abzustempeln, habe ich vermieden. Es wäre nicht minder töricht, wollte ich diesem in reifsten Jahren Schaffenden überhaupt schon irgend eine feste Grenze vorausziehen. Mir scheint es nach dem „grünen Kakadu“ sehr wohl möglich, daß der reiche Dichter auch noch einmal auf dem Felde der historischen Dichtung zu Saat und Ernte gelange.[1])

* *
*

VII.

Confessionen.

Es ist dem modernen Leser in Fleisch und Blut übergegangen, daß jede echte Dichtung ein Stück Lebensbeichte enthalten muß. Da aber der Grad und die Enthülltheit solcher Beichten sehr verschiedene sein können, so bin ich wohl berechtigt, die Werke, in denen Schnitzler den unmittelbarsten Aufschluß über seine Meinung von sich selber gegeben hat, abgesondert von den übrigen als Konfessionen am Schluß dieser Studie zu betrachten. Zweimal hat der Dichter, der bisher vor allem direkt Autobiographischen zurückschreckte, mit halbgelüfteter Maske Beichte abgelegt, in den „Marionetten“ als Künstler, im „Weg ins Freie“ als deutscher Jude.

---

[1]) Diese Meinung findet ihre Bestätigung durch Schnitzlers jüngstes während der Drucklegung meiner Studie erschienenes Werk. „Der junge Medardus“, eine sechsaktige „dramatische Historie“, die als Trauerspiel an ähnlichen Mängeln krankt wie „Der Ruf des Lebens“, schildert Wien und die Wiener vom Jahre 1809 mit unübertrefflich greifbarer Deutlichkeit.

Die „Marionetten", drei Einakter, mögen wohl nach dem „Ruf des Lebens" entstanden sein, unter der Depression, die auf Schnitzler nach der ziemlich einmütigen Ablehnung des ihm sicherlich herzensnahen Stückes lag.[1]) Ich sehe in den kleinen Dramen eine hart satirische Abrechnung des Dichters mit der eigenen Künstlerschaft. „Mit Menschenseelen spiele ich", hat er durch seinen Paracelsus stolz verkündet, und „Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug", hieß dort der Kern seiner Weisheit. Nun spielt er erbarmungslos mit sich selber, glaubt Marionettenhaftes im eigenen Wesen und so erst recht in seinen Gestalten zu sehen. Im ersten Stück, dem „Puppenspieler", geht es noch wehmütig gedämpft zu. Ein verkommener Dichter sucht das Versiegen seines Genies vor sich selber zu bemänteln, indem er von dem Kunstwerk in der eigenen reichen Seele redet, von der inneren Freiheit, die nicht um des leeren Ruhmbegriffes willen vergeudet werden darf. Georg Merklin betritt das Haus eines Paares, das er einst selber als Schachfiguren seiner Laune zusammengekoppelt hat, und ahnt nicht, daß jene nun wahrhaft leben und sein Scheinwesen bemitleiden. Sodann variiert Schnitzler diese ernste Studie in einem zopfig grotesken Puppenspiel, dem „tapferen Cassian." Das Grundthema bleibt: der Held meint Marionettenlenker zu sein und ist Marionette. Doch kommt hier alles derbkomisch heraus; aus ernst genommenen Charakteren sind ironisch gemeinte Typen geworden. Der schwächliche Flötist Martin erscheint als betrogener Betrüger, seine wankelmütige Sophie, die eben noch ein Spielzeug des treulosen Geliebten ist, springt gleich darauf dem muskulösen und großmäuligen Cassian, dem Mörder ihres Martin, an den Hals.

Das eigentliche Sündenbekenntnis aber legt Schnitzler in dem letzten Stück, der Burleske „Zum großen Wurstl" ab. Da hält er erbittert satirische Musterung unter seinen eigenen Gestalten, freilich auch unter seinen Mit-

---

[1]) Die „Marionetten" erschienen 1906, also ein Jahr nach dem Mißerfolg.

menschen. Marionettenvolk alles, was sich im Wurstlprater zusammendrängt. Dichter, Schauspieldirektor, Publikum nicht minder als die Puppen auf der kleinen Bühne. Der „Bissige", der „Wohlwollende", der „Naive", der „Bürgersmann" und die „Madeln" — sie sind alle auf ihren Spruch geaicht, der Direktor sucht auf seine Kosten zu kommen, und der arme Dichter muß seine Puppen vor solchen „Bestien" agieren. Die Puppen selber sind die grausam karrikierten, zu Typen erstarrten Gestalten der Schnitzler'schen Werke. So stellt sich der passive Held vor:

Ich spiel' in dem Stück mit,
Und die Hauptroll' ist mein,
Man heißt mich einen Helden,
Ich muß ja keiner sein.

Und dann erklärt er genauer:

So viel will ich von mir verraten:
Zu Stimmungen neig' ich, nicht zu Taten,
Und sage statt des weitern Berichts:
Ich bin der Held dieses Stückes, sonst nichts.

Wie in der ganzen Reihe der betrachteten Dichtungen solch ein Stimmungsheld selten ohne den ergänzenden Freund auftrat, wie sich fast zu jedem Anatol ein Max gesellte, so hat auch dieser Puppenheld seine Assistenz, die aber gleich aus drei dem Schnitzler-Kundigen wohlvertrauten Typen besteht: dem „Räsoneur" —

Ich bin der Räsoneur des Stücks,
Red' entweder geistreich oder nix. —,

dem „Heiteren" —

O überaus lustige Existenz!
Mich freut der neuerwachte Lenz! —,

und dem „Ernsten" —

Mit düstrer Ahnung tret' ich ein —
Wozu mag ich geladen sein?

Zur Handlung gehören dann, immer in der angegebenen Weise charakterisiert, das süße Mädl, die dämonische Herzogin von Lawin und ihr Gatte, der tatkräftige Renaissancemensch. Es fehlt auch nicht der Anhang des süßen Mädls, der Vater: ein düsterer Kanzlist, und der Bräutigam: von „Brackenburg ein Vetter", der rettend eingreift, nachdem das Liesl „der Liebe Laufbahn nun beendet" hat. Und wie die Puppen Schnitzlers Menschen karrikieren, so setzt sich auch die tolle Handlung aus Momenten Schnitzler'schen Dramen zusammen. Doch der Dichter treibt die Selbstverspottung noch weiter, ins Wildere, Buntere, und schließlich ins Rätselhafte. Der „traurige Held", der die dämonische Herzogin nicht besessen und das süße Mädl verloren hat, wird sich „zur ewigen Ruhe begeben". Nun tritt, ebenfalls zur Marionette geworden und gar zum „Wurstel", der Tod auf. Und dann plötzlich lockern sich die Drähte der Puppen, sie gewinnen eigenes Dasein, gehorchen dem Dichter nicht mehr und treiben ihr Spiel mit ihm. Auch fremde Gestalten, deren Schöpfer nicht er ist, taumeln in sein Werk hinein. Hermann Bahrs Meister, Beer-Hofmanns Charolais betreten die Szene und werfen ein Wort in die Wirrnis. Und endlich macht eine Rätselgestalt dem tollen Treiben auf der Bühne und der Verzweiflung des Dichters ein Ende, zwingt auch das tobende Publikum zur Ruhe. Es erscheint ein stattlicher Mann mit nacktem Schwert und zerhaut die Puppendrähte, sodaß alle Marionetten leblos niederfallen, er läßt auch den Dichter sinken, er droht schließlich den Leuten im Parkett, die dort „in höchst fragevoller Wirklichkeit sich brüsten".

Wer er sei, vermag der Unbekannte nicht zu sagen:

Ist's Wahrheit, die ich bringe, oder Nacht?
Folg' ich der Himmlischen . . . der Hölle Ruf?
Ist es Gesetz — ist's Willkür, die mich schuf?
Bin ich ein Gott? — ein Narr? — bin euresgleichen?
Bin ich ich selber — oder nur ein Zeichen?

Vielleicht hat Schnitzler da wiederum, und diesmal traurig über ihre Unstillbarkeit, seiner Sehnsucht nach

starkem, einheitlichen Empfinden, nach unbeirrter großer Leidenschaft Ausdruck verliehen, hat er in dem Schwertgewaltigen, der Mensch und Puppe von einander unterscheidet, der alle Masken zertrümmert, das Symbol der einheitlich fanatischen Leidenschaft geben wollen. Wobei es nicht darauf ankommt, welchem Ding, welcher Idee, welcher Person die Leidenschaft gilt, sondern nur auf ihre Ungeteiltheit. Denn gerade zu diesem einheitlichen Empfinden gelangt der Dichter eben nicht in seiner Unsicherheit; Spiel und Wahrheit, Traum und Wachen fließen ihm ineinander, nie weiß er bei sich und seinen Gestalten, wo die Marionette aufhört und der Mensch beginnt, und eben darum nennt er vielleicht den Mann mit dem Schwerte, die Verkörperung des einheitlich starken Fühlens, den „Unbekannten“. Aber eben: vielleicht nur — denn der Dichter hat sich mit diesem Schluß in zu Rätselhaftes verstiegen, als daß nicht hundert verschiedene Köpfe hundertfach anderes herauslesen könnten. Ich halte diese schließliche Undurchsichtigkeit für keinen Vorzug des bis dahin durchaus klaren und bei allem Durcheinander von Menschen und Puppen, Spielenden und Hörenden straff geführten Stückes.

Schwankende Unsicherheit — anders, nicht untiefer erfaßt — bildet auch die wesentliche Eigenschaft des zweiten Beichtbuches. „Der Weg ins Freie“, Schnitzlers bisher ausführlichstes Werk, hat nichts mit dem furchtbaren Schwanken zwischen Spiel und Wirklichkeit zu tun; aber indem es ein Umgrenzbares und scheinbar Unwichtiges (weil mehr in den Zeitverhältnissen als in der unabänderlichen Eigenart der menschlichen Seele Begründetes), indem es die notwendige Zerrissenheit des modernen deutschen Juden darlegt, erklärt es doch auch, wie jene andere Zerrissenheit in dem Juden Schnitzler so stark werden konnte; denn wenn man die Einheitlichkeit des Empfindens nur *einem* Dinge gegenüber verloren hat, so hat man sie gewiß *überhaupt* verloren, und wer an *einer* Frage zum Grübler geworden, muß sich notwendig ins Tiefste *aller* Probleme wühlen.

Ich bin sehr weit davon entfernt, in den großen Chor der Lobpreisenden einzustimmen und den „Weg ins Freie“ für eines der besten, wenn nicht gar für das beste der Schnitzler'schen Werke zu erklären. Nein, die klingenden Ruhmestitel dieses Dichters heißen: „Sterben“, „Leutnant Gustl“, „Der einsame Weg“, die klingendsten: „Paracelsus“, „Der grüne Kakadu“, „Der Schleier der Beatrice“, und auch die frech-fröhliche Komödie „Literatur“ kann in ihrer Vollendung jenen tieferen Dichtungen ebenbürtig genannt werden. „Der Weg ins Freie“ dagegen scheint mir auf künstlerisch sehr viel tieferer Stufe zu stehen, ja als Kunstwerk vollkommen verfehlt zu sein. Ich will diese Meinung begründen.

Schnitzler hat die eigentliche Romanhandlung weit und im Verhältnis zur Bedeutung der Charaktere zu weit ausgesponnen. Georg von Wergenthin, ein dilettantischer, zum mindensten mehr receptiver als productiver Musiker geht ein Liebesverhältnis mit der schlichten Anna Rosner ein, die ihm geistig ebenbürtig, sozial nicht unüberbrückbar entfernt ist. Eine Zeitlang scheint das Bündnis ein dauerndes, eine Ehe werden zu sollen. Es spielt sich aber in Georg (mehr schleppend als intensiv) der Kampf ab, den man in Schnitzlers Künstlergestalten zu finden gewohnt ist. Er will das Recht des Erlebens, der Entwicklung, der Künstlerfreiheit in höherem Maße wahren, als ihm das in der ehelichen Umgrenzung möglich erscheint. Dennoch hält er, da er Vater werden soll, trotz mancher tatsächlichen und erträumten Untreue an Anna fest. Als dann jedoch das Kind gleich nach der Geburt stirbt, ist der Bund zwischen Georg und Anna zerrissen. Die Loslösung des Mannes aber erfolgt nicht sofort und brutal, sondern langsam, sanft und fast kampflos. Diese Vorgänge sind mit der gleichen erschöpfenden Schilderungskunst dargestellt, die Schnitzler vorher schon in dem breiten Gemälde „Frau Bertha Garlan“ anwandte. Doch kann man wohl die Bezeichnung „erschöpfend“ auch in üblerem Sinne gebrauchen. Ich meine, es ermüdet auf die Dauer ein wenig, den in ihrer Langsamkeit und Milde untragischen

Regungen eines etwas weichlichen Geistes zuzusehen, für den sich doch nur kühles Interesse, nicht starke Neigung oder Abneigung aufbringen läßt. Man glaubt nicht so recht, weder an die Notwendigkeit noch an das dauernd Siegreiche dieses Ringens eines Halbkünstlers um die volle künstlerische Freiheit, man ist aber auch viel zu überzeugt von Georgs sanft ehrenwertem Wesen, als daß man ihm ernstlich zürnen könnte, man sagt sich eben, seine Tat könne die Verlassene nicht allzu tief verwunden, denn sonst wäre bei Georgs Charakter die Trennung doch nicht erfolgt. Und so muß man bei aller Bewunderung des psychologischen Ausmalens zuletzt zu etwas ermüdender Gleichgültigkeit gelangen.

Innerlich ganz unvermittelt stellt sich nun das jüdische Thema neben diese Handlung. Georg kommt viel mit Juden zusammen, und die sprechen immer über ihr Judentum: „Wo er auch hinkam, er begegnete nur Juden, die sich schämten, daß sie Juden waren, oder solchen, die darauf stolz waren und Angst hatten, man könnte glauben, sie schämten sich . . . Es war wirklich absolut ausgeschlossen, mit diesen Leuten harmlos zu verkehren". So ergibt sich denn, rein äußerlich der abseitigen Romanhandlung beigesellt, die bohrende Betrachtung des modernen Judentums. Freilich, eine innerliche Verknüpfung mag dem Dichter wohl vorgeschwebt haben. „Ich glaube überhaupt nicht", sagt der Jude Heinrich Bermann einmal, als von der Befreiung aus jüdischen Nöten die Rede ist, „daß solche Wanderungen ins Freie sich gemeinsam unternehmen lassen . . . denn die Straßen laufen ja nicht im Lande draußen, sondern in uns selbst. Es kommt nur für jeden darauf an, seinen inneren Weg zu finden . . . den Mut seiner eigenen Natur haben". Sollte dies vielleicht die Bindung der beiden auseinanderklaffenden, nur äußerlich zusammengehefteten Romanteile sein, daß an dem abseits liegenden Einzelfall des christlichen Künstlers die individuelle Wahl des „Weges ins Freie" aus drückenden Verhältnissen und Problemen heraus gezeigt wurde, die der Dichter dem allgemeinen jüdischen Beengungen gegenüber getroffen zu sehen

wünscht? Aber da Schnitzler seit langen Jahren und eigentlich von Anfang an und immer entschiedener für die individuelle Auffassung und Lösung aller Fragen eintritt, so ist es nicht recht ersichtlich, warum gerade dieses und nicht irgend ein ganz anderes Thema mit dem jüdischen zusammengekoppelt wurde. Oder sollte Schnitzler vielleicht in Georgs friedlichem Fertigwerden mit dem Schicksal den glücklicheren (etwa gar den specifisch-christlichen) Gegensatz zu jüdischer Zerrissenheit haben darstellen wollen? Das wäre ein böser Mißgriff, denn viel weniger aus starker Einheitlichkeit als aus Passivität und Indolenz seiner etwas molluskenhaften Natur gerät ja Georg ins „Freie".

Nein, es ist keine feste innerliche Bindung zwischen den beiden Romanteilen vorhanden, und das stört empfindlich. Und noch ein zweiter schlimmerer Kunstfehler haftet dem Buche an. Der jüdische Teil des Werkes ist durchaus nicht arm an Handlung, im Gegenteil hält hier eine Fülle des Geschehens der Ereignisarmut der sozusagen christlichen Romanhälfte die Wage. Aber nun ist es, als hätte Schnitzler eine gewisse schamhafte Furcht vor dem Ausbreiten kräftiger und im alten Wortsinn „spannender" Ereignisse empfunden. Und so hat er hier alles und selbst das Wichtigste, soweit es Vorgang ist, nur in eilfertiger Knappheit erwähnt, statt es zu schildern. Heinrich Bermann treibt die ungetreue Geliebte sich selbst zur Qual in den Tod, und man lernt das Mädchen nur ganz flüchtig kennen; Leo Golowski erschießt im Duell den antisemitischen Leutnant, der ihm die Dienstzeit verbitterte, und man erfährt das nur aus kurzem Bericht, statt den Dingen beizuwohnen; Oskar Ehrenberg zieht in seinem Assimilierungseifer nach jüngster Frömmigkeitsmode den Hut vor einer katholischen Kirche, wird wegen dieser „Falschmeldung" von seinem zionistischen Vater geohrfeigt, legt darum Hand an sich selber — und auch das alles wird nur flüchtig in einem Brief erzählt; Therese Golowski, die auf der Flucht vor der eigenen Unstätigkeit bald Dirne, bald Volksbeglückerin ist, wird in ihrem Handeln nur skizziert, usw. usw. So jagen die Gescheh-

nisse derart vorüber, daß solche Eile den Leser verwirrt und sozusagen in geistige Atemnot versetzt. Und nur beim Reden, beim grübelnden Debattieren, bohrenden Analysieren der einzelnen Juden untereinander und mit dem parteilosen christlichen Georg verweilt der Dichter wieder und wieder.

So schleppt sich der eine Teil der Handlung ermüdend hin, der andere braust so eilfertig vorüber, daß er nicht im Gedächtnis haftet, und was schließlich bleibt, ist nur ein dickes Bündel betrachtender und charakterisierender Gespräche über jüdische Probleme und jüdische Menschen. Aber freilich — „nur". Wenn Kunst etwas Göttliches ist, dann ist dies „nur" dem hier entfalteten Reichtum des wahrhaft Dichterischen gegenüber eine Blasphemie. So ergreifend tief und mit so starker seelischer Anteilnahme hat Schnitzler in diesen Gesprächen, die man gern von dem Ballast der übrigen Romanhandlung befreit sähe, das jüdische Wesen, die jüdische Seelennot gezeichnet. Männer und Frauen, Junge und Alte, Sittliche und Unsittliche, leidenschaftliche Zionisten und ebenso leidenschaftliche Anhänger des Assimilationsgedankens enthüllen sich in diesen Gesprächen, und wenn Schnitzlers Liebe auch immer nur bei den Trotzigeren, den Aufrechteren weilt, so ist sein männlich verhaltenes und doch sehr fühlbares Mitleid bei all diesen Menschen. Denn in allen fühlt er dasselbe Schwanken der entwurzelten Persönlichkeit, dasselbe Wühlen des zerrissenen Wesens, das ihm selber im Blute liegt, und das vielleicht in erster Linie ihn zu dem seltsamen Grübler machte, den meine Studie zu zeichnen suchte. Aus der Fülle, die Schnitzler hier verschwenderisch ausbreitete, ragt eine Szene besonders hervor. Heinrich Bermann, der deutsche Schriftsteller, ereifert sich über das antisemitisch nationalistische Wesen eines Radfahrklubs. „Solche Kerle bilden sich ein, daß sie da eher zu Hause sind als unsereiner". Darauf stellt sich Leo Golowski, der Zionist, auf die Seite dieser Eingebildeten, die ja historisch Recht hätten. Heinrich erhebt Einwendungen, und nun streiten beide mit großem Scharfsinn, großer Leidenschaft und vermögen sich doch nicht

zu überzeugen. Georg Wergenthin, der unparteiische Christ, hört ihnen still zu, gibt in seinem Innern bald dem Zionisten, bald dem Deutschen recht und erfaßt allmählich die Tragik dieser Sache.

„Eine Ahnung stieg in Georg auf, wie schwer gerade diesen Besten, von denen Heinrich sprach, denen, in deren Seelen sich die Zukunft der Menschheit vorbereitete, eine Entscheidung fallen mußte, wie gerade ihnen, hin und her geworfen zwischen der Scheu, zudringlich zu erscheinen, und der Erbitterung über die Zumutung, einer frechen Ueberzahl weichen zu sollen — zwischen dem eingeborenen Bewußtsein, daheim zu sein, wo sie lebten und wirkten, und der Empörung, sich eben da verfolgt und beschimpft zu sehen; wie gerade ihnen zwischen Trotz und Ermattung das Gefühl ihres Daseins, ihres Wertes und ihrer Rechte sich verwirren mußte. Zum erstenmal begann ihm die Bezeichnung Jude, die er selbst so oft leichtfertig, spöttisch und verächtlich im Munde geführt hatte, in einer ganz neuen gleichsam düsteren Beleuchtung aufzugehen. Eine Ahnung von dieses Volkes geheimnisvollem Los dämmerte in ihm auf, das sich irgendwie in jedem aussprach, der ihm entsprossen war; nicht minder in jenen, die diesem Ursprung zu entfliehen trachteten wie einer Schmach, einem Leid oder einem Märchen, das sie nichts kümmerte — als in jenen, die mit Hartnäckigkeit auf ihn zurückwiesen, wie auf ein Schicksal, eine Ehre oder eine Tatsache der Geschichte, die unverrückbar feststand."

Die Gefühlsverwirrung derer, „in deren Seelen sich die Zukunft der Menschheit vorbereitet" — das ist Schnitzlers eigentliche Beichte. So sieht er selbst den Grund all seines Schwankens in seinem Judentum. Es gibt so manchen modernen Schriftsteller, der dem Judentum angehört, ohne irgendwie ernsthaft von ihm beeinflußt zu sein, dessen Biographie man schreiben könnte, ohne seine Abstammung zu erwähnen. Anders Arthur Schnitzler. Die Eigenart dieses nicht konfessionellen Menschen, dieses deutschen Dichters erhielt ihre wesentliche Prägung durch das Judentum.

Versöhnungstag.

Novelle von

Auguste Hauschner.

Frau Berta Rosenberg musterte noch einmal den gedeckten Tisch. Es fehlte nichts. Die Gläser und die silbernen Bestecke spiegelblank. Die Schüssel mit dem selbstgebackenen Barches, und die Flasche Ruster, vor dem Platze ihres Mannes, der auszuteilen liebte. Auch der Käse und der Obstkorb ganz in dem Bereiche seiner Hände, die gern zugriffen, ohne daß die Lippen sich mit einer Bitte zu bemühen brauchten. Von dem Zustand des Kalbsbratens und des Apfelstrudels hatte sich die Hausfrau vorhin selbst in der Küche überzeugt. So war alles in der besten Ordnung. —

„. . . Ach du lieber Gott! . . .“

Frau Bertas Herz erleichterte sich häufig unbewußt mit diesem Ausruf. Er fiel aus ihrem Munde wie ein Tropfen aus einer übervollen Wasserschale. Heute zitterte ein mühsam unterdrückter Kummer durch ihren Seufzer, und die Linien des Gesichts vertieften sich. Wie sie vor dem Spiegel mit den Fingern über den gewellten Scheitel fuhr, sagte sie sich: „Wie grau ich in der letzten Zeit geworden bin. Ja, ja, es setzt sich nicht nur in die Kleider“.

Sie löste die Bänder ihrer Schürze und ging, um sich vor dem Nachtmahl die Hände noch einmal zu waschen.

„Stellen Sie's auf die Kredenz", sagte sie bei dem Geräusch der aufgehenden Tür, ohne sich zu wenden. Sie meinte, das Dienstmädchen habe das Kompot hereingebracht.

„Ich bin es, Mutter".

Der Tochter junge Stimme klang gedämpft.

„Ist was passiert?"

„S i e ist da".

„Um Gottes willen!" Nicht einen Augenblick war Frau Rosenberg im Zweifel über die Bedeutung dieses „Sie". „Jetzt kommt sie. Wenn der Vater sie gesehen hätte!"

„Niemand hat sie gesehn, ich hab ihr aufgemacht".

„Ist sie in deinem Zimmer?"

„Ich hab sie in die Speis geführt".

Im Flüsterton, als könne jemand sie belauschen, hatten beide das Gespräch geführt. Schon war die Klinke in Frau Bertas Hand.

„Wenn der Vater nach mir fragt — in ein paar Minuten bin ich wieder da".

Sie schritt den langen, nach dem Hofe zu verglasten Gang hinab. Der weiße Sand, dem frischgewaschenen Steinfußboden überstreut, knirschte unter ihren Füßen. Es fiel ihr ein: in der Hast habe ich gar nicht gefragt, aus welchem Anlaß „sie" gekommen ist?

Die „Speis" war die wohlgefüllte Vorratskammer einer guten Hausfrau. Von den Brettern der mit grauem Packpapier belegten Holzregale schimmerten aus gläsernen Behältern die Farben des Dunstobsts, der Senfgurken und Marmeladen. Weiße Kernseife lag zerstückt zum Trocknen ausgebreitet, an Haken hingen graue Leinensäckchen, schwer von gedörrten Pilzen und Gemüsen, in großen Blechgefäßen war das Butterbackschmalz aufbewahrt. Und aus den Suppenkräutern, die, in Erde eingesenkt, in einer Ecke grünten, drang ein scharfer, würziger Geruch.

An dem Tisch, der in die Fensternische eingelassen war und eine Wiegeschale mit Gewichten trug, lehnte eine weibliche Gestalt. Sie war in einen weiten Mantel eingehüllt, ihr Gesicht war von einem großen Strohhut überschattet, und die einbrechende Dämmerung ließ den Ausdruck

ihrer Züge nicht erkennen. Aber ihre Haltung verriet eine große Müdigkeit, eine Unfähigkeit, sich ohne Stützpunkt aufrecht zu erhalten.

Bei Frau Bertas Anblick richtete sie sich hoch, machte ein paar Schritte und neigte sich mit einem demütigen: „Küß die Hand, gnä Frau“, über der Eintretenden Hand.

Frau Rosenberg wehrte den Handkuß ab. Ihre Blicke überflogen die Erscheinung der Besucherin. Sie war nicht klein, aber so zart und schmächtig, daß sie eher einem Kinde, als einem jungen Mädchen glich. Rotblonde weiche Haare umflatterten die schmalen Wangen, der Mund war blaß, und unter den großen, dunklen Augen, die in der Heiterkeit wohl leuchten mochten, lagen tiefe Schatten.

Ein Seufzer hob Frau Bertas Brust.

„Und um dieses Lärvchens willen“.

Ihr Ton war nicht sehr gütig, als sie fragte: „Was bringen Sie mir denn, Christine?“

Christine war wieder an den Tisch zurückgetreten. Mit gesenktem Kopfe suchte sie die hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

„Der Felix . . .“ brachte sie heraus. Dann versagte ihr die Sprache.

Frau Rosenberg erschrak.

„Ist ihm was?“

Christine nickte. „Er ist krank“.

„Seit wann? Aber so reden Sie doch. Weinen können Sie dann später“. In der Erregung packte sie Christinens Schulter.

Sie sah, wie sich das junge Wesen zur Selbstbeherrschung zwang und doch nicht hindern konnte, daß das Schluchzen es zwischen jedem Satze stieß.

„Er hat uns schon seit einer Woche nicht gefallen. Immer Kopfweh und keinen Appetit. Und gestern hat er sich legen müssen. So schlecht ist ihm im Magen. Und so eine Hitze. Und in allen Gliedern solche Schmerzen“.

Frau Berta rang die Hände ineinander.

„Und da lassen Sie ihn ganz allein?"

„Die Mutter ist bei ihm. Sie ist heut nicht auf Arbeit".

Eine große Bitterkeit stieg in Frau Bertas Blut. Ihr Felix, ihr verwöhnter Junge in der Obhut einer schwerhörigen Näherin.

„Was sagt der Doktor?"

„Ich war heut schon zweimal oben. Er war nie zu Hause. Aber ich spring beim Nachhausegehn wieder zu ihm hinauf".

Frau Rosenberg biß sich die Lippen blutig, in dem Bemühen nicht los zu schreien.

„Hat er Fieber?"

„Mir scheint, gnä Frau".

„Es scheint Ihnen? Haben Sie ihn denn nicht gemessen?"

„Gemessen?"

Die Bedeutung dieses Wortes war Christine offenbar ganz unbekannt.

Ratlos ging Frau Berta auf und nieder.

„Ich kann jetzt von Haus nicht weg. Wir haben von heut Abend an einen großen Feiertag".

„Ich weiß, gnä Frau, der Felix hat die ganze Nacht darüber phantasiert?"

„Phantasiert!? Er phantasiert?"

Frau Berta zitterte am ganzen Leibe.

Auch Christine war in heftiger Bewegung.

„Deswegen bin ich ja in solchen Aengsten. Ich hätt mir sonst sicher nicht erlaubt, gnä Frau, Sie heut zu stören. Aber der Felix hat so oft gerufen: „Mutter komm!"

Frau Bertas Herzschlag setzte aus. Die Kälte kroch ihr bis in die Fingerspitzen. Aber sie weinte nicht. Der Schmerz Christinens, die ihre Fassung ganz verloren hatte, schien sie zu erstarren. Sie zog die Tischschublade auf, riß ein Blatt aus dem Wirtschaftsbuch und schrieb ein paar Zeilen darauf hin.

„Hier ist ein Brief an Professor Gerstel. Wenn Sie einen Wagen nehmen, treffen Sie ihn noch zu Haus. Lassen Sie den Wagen warten und nehmen Sie den Professor gleich mit sich. Und hier (sie öffnete ihr Portemonnaie) ist Geld. Mehr als fünfzehn Gulden hab ich nicht bei mir. Aber ich hab dem Professor aufgetragen, in der Apotheke alles auf seine eigene Rechnung zu entnehmen. Und er wird Ihnen noch für heute Nacht eine Krankenschwester schaffen".

Demütig und dankbar hatte Christine Frau Bertas Anordnungen zugehört. Jetzt fuhr sie auf:

„Nein, gnä Frau — gnä Frau werden verzeihn. Aber an den Felix laß ich keine Fremde rühren. Den Felix pfleg ich mir allein".

Frau Berta überlegte. Ihr Mann war sicher schon sehr ungeduldig — und die Möglichkeit Professor Gerstel anzutreffen, verringerte sich mit jedem verlorenen Augenblick.

„Dann will ich auf der Krankenschwester nicht bestehen. Wenn Sie nur alles Andere, was ich Ihnen aufgetragen habe, gut besorgen".

„Ich schwör's — die Mutter Gottes ist mein Zeuge". Sie wollte, nach einem Handkuß, aus dem Zimmer stürzen. „Und Gott vergelts hunderttausendmal".

Frau Rosenberg hielt sie zurück.

„Sie müssen warten, bis ich im Speiszimmer bin. Und machen Sie dann keinen Lärm am Gang. Und schlagen Sie die Stiegentür nicht zu".

Einen Gruß an Felix brachte sie nicht heraus. Sie durfte sich keine Erregung gönnen — ihr Mann durfte um Himmelswillen nicht erraten . . . .

Die Familie saß schon beim Nachtmahl. Niemand sprach. Herr Alexander Rosenberg zog nur die Uhr heraus und zeigte auf das Zifferblatt.

Frau Berta versuchte eine glaubhafte Erklärung: sie habe das Kleid zu morgen noch einmal probieren müssen. Worauf ihr Mann ganz trocken sagte: „Alter schützt vor Torheit nicht" Einen schärferen Tadel auszusprechen, hielt er am Vorabend des Versöhnungsfestes nicht für angemessen.

Es kam Frau Berta sehr zu statten, daß die Mahlzeit schon so weit vorgeschritten war. So konnte sie, ohne selbst etwas zu essen, sofort die Teller für den Nachtisch wechseln lassen. Keinen Bissen hätte sie hinunter würgen können. Der Hals war ihr wie zugeschnürt. Die Fragen, die in den Mienen ihrer Tochter Anna standen, brachten sie vollends zur Verzweiflung. Es war ein Glück, daß das harmlose Geplauder des kleinen Alfred die allgemeine Spannung etwas löste.

Der zehnjährige Alfred Rosenberg hatte seit Wochen den sehnsüchtigen Wunsch, am Versöhnungstag zu fasten. So oft man es ihm auch schon vorgehalten hatte, daß kein Knabe vor der Barmizwe fasten dürfe, er brachte seine Bitte immer wieder vor. Auch jetzt versuchte er, den Vater umzustimmen.

„Aber vom Frühstück bis zum Nachtmahl darf ich doch"?

„Du bist ja mit einem Mal so fromm", neckte Schwester Anna.

„No ja, der Philipp Schwarz darf doch heuer auch schon".

Nun war's heraus. Nicht aus Frömmigkeit, nur um es seinem Kameraden gleich zu tun. Der war freilich eben dreizehn Jahre alt geworden. Aber gerade darum. Die Freundschaft mit einem so gereiften Knaben schmeichelte des Jungen Eitelkeit.

„Also darf ich?" fing er wieder an.

Der Vater lachte. Seinem Jüngsten gegenüber war seine Laune immer nachsichtig.

„Gut, ich erlaub's. Vom Frühstück bis zum Mittagessen darfst du fasten. Und von der Jause bis zum Nachtmahl. Das Gabelfrühstück will ich dir erlassen."

Frau Anna hielt sich auf dem Weg zum Tempel neben ihrem Mann, um ein Zwiegespräch mit Anna zu vermeiden. Im Bethaus wich sie, aus demselben Grunde, nicht den Begrüßungen der Frauen aus, die gleichzeitig mit ihr die Treppe zur Frauengallerie erstiegen. Und sie empfand es dankbar, daß die Tochter von ihr abgesondert in einer rückwärtigen Reihe saß, sodaß es ihr

erspart blieb sofort Rechenschaft über das Vorgefallene abzulegen. Gelang es ihr doch kaum ihre Haltung vor gleichgültigen Augen zu bewahren.

Hier gefesselt sitzen müssen, anstatt an das Krankenbett des Sohns zu fliegen. Hundert trübe Möglichkeiten in der Phantasie erleben, und dabei das Geschwätz der Nachbarinnen, der Frau Perner und Frau Grünzweig, über sich ergehen lassen müssen. Das Bewußtsein für die Umgebung keinen Augenblick verlieren.

Ahnen, wie sich auch im Kopfe ihres Mannes (sie konnte von oben aus beobachten, wie er sich tief über sein Gebetbuch beugte) die traurigen Gedanken drängten, die Erinnerungen an all die Jahre, da sein Erstgeborener neben ihm gesessen hatte.

Fühlen, wie die beiden Schwätzerinnen, links und rechts von ihr, das Gleiche dachten, trotzdem jede Anspielung auf den Fehlenden vermieden, und dadurch die Kenntnis aller Vorgänge deutlich unterstrichen.

Die Andacht ihres Mannes wie einen Hohn empfinden; da er seinem Gott versprach alle zu Unrecht abgelegten Gelübde zurückzunehmen, und doch von dem Eid nicht ließ, den er gegen den eigenen Sohn geschworen hatte.

Dann wieder Menschen, Ort, Umgebung ganz vergessen. Im Hirn nichts als die wilde Jagd qualvoller Vorstellungen. Ob Christine wohl den Professor angetroffen hat? Und ob er gleich mit ihr gegangen ist? Und wird sie fähig sein, ihn zu verstehen, seine Anordnungen zu befolgen? Diese unerfahrene Person, der Pflege und des Geldausgebens gänzlich ungewohnt

Wieder, wie bei der Begrüßung Christels, schoß ihr die Bitterkeit ins Blut.

Um eines solchen Mädchens willen! Unfaßlich! Unbegreiflich! Ihr kluger und begabter Junge! Ihr Stolz und ihre Hoffnung!

Daß sie ihm doch damals nicht im Kampf gegen den Vater beigestanden hätte!

Wie eine Verrückte war sie von ihrem Mann behandelt worden.

„Schauspieler soll ich den Felix werden lassen? Warum nicht lieber Taschenspieler oder Akrobat?"

Und er hatte sichs verbeten, jemal wieder von dieser Meschuggas etwas zu hören.

„Wenn ich das erlaubte, wär ich wert, daß man mir noch auf meine alten Tage fünfundzwanzig überzieht."

Felix hatte Schweres leiden müssen. War er unlustig zum Arbeiten gewesen, unfreundlich im Verkehr mit dem Personal und den Agenten, hatte er sich heftig tadeln lassen müssen. Dann wieder die Versuche, den Vater durch Fleiß und Arbeit für sich einzunehmen, ohne einen anderen Erfolg als die Bemerkung: „Da sieht man, was für ein guter Kaufmann in dir steckt. Du wirst es mir noch einmal auf den Knieen danken, daß ich dich nicht hab verlumpen lassen."

Hatte man Herrn Rosenberg vorgestellt: ‚das seien überwundene Vorurteile' („ich versteh mich nicht auf neue Moden", war seine Erwiderung gewesen) ‚der Schauspieler sei so gut ein Künstler, wie ein Maler oder Bildhauer' („Spaß, was mir schon so ein Künstler imponiert") ‚die und diese Männer seien am Theater reich geworden', war er aufgefahren:

„Das freut mich für die Leute, die's so gut getroffen haben. Mein Sohn hat das Gott sei Dank nicht nötig. Er soll Kattune weben und für sich und seine Mutter und Geschwister sorgen, wenn ich einmal nicht mehr bin. Ich hab mich nicht geschunden und geplagt, damit nach meinem Tod die Fabrik zu Grunde geht und meine Angehörigen nicht ordentlich zu leben haben".

Monatelang hatte es wie ein grauer Flor auf der Stimmung der Familie gelegen. Herr Rosenberg, von jeher schweigsam, hatte bei den Mahlzeiten kaum mehr gesprochen. Selbst dem Lieblingskind, dem kleinen Alfred, war seine Munterkeit verwiesen worden. Bis eine nervöse Erkrankung Frau Bertas (wie der Professor meinte: eine Folge ihrer tiefen Depression) die Härte ihres Mannes gemildert hatte.

Vielleicht mochte der Einfall ihm gekommen sein: ‚ich hab den dummen Jungen gar zu ernst genommen; wenn man ihn laufen läßt, wird er am Ende von selber seiner Laune überdrüssig‘, und der Entschluß, den Dingen eine Weile schweigend zuzusehen. Er hatte sich gestellt, als wisse er nicht, daß der Sohn die Mittagspause nütze, um bei einem Vortragsmeister Unterricht zu nehmen, und als verwundere es ihn nicht, daß Felix's ungesteigertes Gehalt zu so merklich gesteigerten Theaterbesuchen reiche.

Frau Berta, glücklich über diese Kompromisse, die ihr als Ergebnisse einer geänderten Gesinnung galten, hatte doch nie aufgehört für die Gesundheit ihres Sohns zu fürchten. Von Früh bis Abend im Kontor, mittags beim Dramaturgen, der Schlaf der Nächte dem Rollenstudium geopfert. Würde er dieser Lebensführung auch gewachsen sein? Und hatte es doch nicht gewagt, ihre Sorgen auszusprechen und den schwer errungenen Frieden wieder zu zerstören.

.... „Jetzt kommt die Motz erst“, flüsterte Frau Perner über Frau Rosenberg hinweg Frau Grünzweig zu. „Natürlich, wenn man sich so auffrisiert. Glauben Sie nicht, der liebe Gott hätt sie auch ohne die neue Lockentour genommen?“

Es wäre vielleicht auffallend gewesen, daß diese geistreiche Bemerkung Frau Rosenberg so nahe ging, daß sie sich die Augen wischen mußte. Aber das gleichzeitige Einsetzen des Bußgebets mit seinem immer wiederkehrenden Refrain: „Ich will vergeben“ machte ihre Erschütterung begreiflich. Der neue Vorbeter hatte eine wundervolle Stimme, und er legte heiße Inbrunst in den Anruf, mit dem er den Herrn um seine Huld bedrängte.

„Sprich Herr mich frei“, betete auch Frau Rosenberg.

In einem Irrweg war auch sie gegangen. Stolz auf das Vertrauen ihres Sohnes, hatte sie ihn in seiner Teilnahme an Christine Werner noch bestärkt. Sein Interesse an dem Talent eines armen und, wie er offen zugestand, recht unscheinbaren Mädchens, war ihr als

weiterer Beweis für die Idealität seiner Gesinnungen erschienen. Gern hatte sie Brauchbares aus ihrer und der Tochter Kleidervorrat ausgesucht, und es der Kunstnovize zugeschickt.

Heimlich hatte sie dann ein Mal einer Schüleraufführung von Goethes „Faust" im Hause von Felix Lehrer beigewohnt: Felix „Faust", Christine „Gretchen".

Die Vorstellung hatte ans Parodistische gestreift. Von dem stark gekürzten Text war eigentlich nur die Geschlechtstragödie unversehrt geblieben, und auch diese Szenen wurden von den beiden kindhaft jungen Menschen ganz unzureichend dargestellt.

Aber, war es die Gewalt der Dichtung? War es die Anteilnahme ihres Herzens? Für Augenblicke hatte Frau Berta sich im Bann eines starken Eindruckes gefühlt. Einmal, in der Gartenszene, war ein Schrecken in ihr aufgesprungen. So heiß der Ton, so zärtlich die Umarmung. War das nur Spiel? Dann war ihr Argwohn wieder eingeschlafen. Vor Christinens unentwickelter Gestalt, den ans Slavische gemahnenden Konturen ihrer Züge, der Haut, die noch unter der Schminke blaß erschien. Nur die rötlichblonden Haare waren reizvoll in ihrer weichen Fülle, und die Augen merkwürdig durch ihre Verwandlungsfähigkeit. In der Ruhe still, von den gesenkten Lidern halb gedeckt, weiteten sie sich im Affekt, flackerten in dunkelm Licht, oder brannten wie zwei milde Sterne. Auch das Organ, obgleich noch etwas dünn, vermochte sich zuweilen zu einer aufweinenden Leidenschaft zu tiefen. Aus Gretchens Klage um die verlorene Ruhe hatte es eine Sekunde lang an Frau Bertas Ohr gezittert, wie ein Echo von Hedwig Niemanns unvergessener Stimme.

Sie war gerecht genug gewesen ihrem Sohn diese Empfindung zu gestehen. Und wieder hatte sein mehr als kollegialisches Entzücken sie befremdet und sie bewogen Erkundigungen über Christine einzuziehen.

Das Ergebnis: Tochter einer Näherin, Vater unbekannt, von Kindheit an sich selbst überlassen, Drang

zur Bühne. Tritt schon zuweilen in ganz kleinen Rollen im Theater auf.

Diese Auskunft (etwas direkt Nachteiliges war ihr nicht beigefügt gewesen) hatte Frau Rosenberg veranlaßt, ihrem Sohn Vorsicht in seinen Beziehungen zu der Schauspielerin anzuraten. Seitdem war er ganz von ihr verscheucht gewesen. Sie hatte nichts mehr von seinen Studien erfahren, war nicht mehr um Hilfe für seinen Schützling angegangen worden. Hatte es von Unruhe erfüllt, mit ansehen müssen, daß sein Zimmer sich nie vor Mitternacht erhellte, daß er immer blasser wurde, und offenbar keiner seiner Aufgaben mehr gerecht zu werden wußte.

. . . . . „Wahrhaftig, der Schwarz hat vorgestern im Tannhäuser nicht halb so schön gesungen, wie unser neuer Kantor heut", rief Frau Grünzweig.

Und Frau Perner meinte: „Sie brauchen sich, weiß Gott, nicht schämen, daß Sie weinen, Frau von Rosenberg".

Frau Berta zwang sich zu einem entschuldigenden Lächeln: Musik wirke auf sie immer so erregend. Sie besuche deshalb seit lange keine Oper mehr.

„Ueberhaupt sieht man Sie gar nicht mehr im Theater", fragte Frau Perner.

Und Frau Grünzweig äußerte scheinheilig: „Haben Sie am Ende nicht mehr Ihre Sitze?"

Worauf Frau Berta sich beeilte zu versichern, daß sie nur durch Zufall in den letzten Wochen ihr Abonnement nicht habe benutzen können.

In den letzten Wochen? dachte sie dabei. Seit Monaten. Seit dem Abend, an dem Felix die Mutter in ihrem Zimmer aufgesucht und totenbleich, aber mit erkünstelter Beherrschung, eine Unterredung von ihr ausgebeten hatte.

Ja wohl, wegen Christine. Und um es, ohne lange Vorreden, nur grad herauszusagen, er sei mit ihr verlobt; sie würden heiraten. Gleich, wenn der Vater es erlaubte; nach Felixens Mündigwerden, wenn der Vater die Einwilligung versagte. Ohne sie zu Wort kommen

zu lassen, hatte er mutig, aber von heißer Röte übergossen, hinzugefügt:

„Wir müssen heiraten, wir sind ohnehin schon Mann und Frau“.

Wieder hatte er ihr dann die Rede abgeschnitten, hatte Heftiges gegen die Lüge der Gesellschaft ausgestoßen, von den Rechten der Natur geschwärmt, und daß, von jeher das Genie der Leidenschaft seine letzte künstlerische Weihe danke. Und zuletzt war er vor der Mutter auf die Kniee gesunken, hatte sie unter knabenhaftem Schluchzen angefleht ihm beizustehen, seinen liebsten Menschen vor Schande zu bewahren, dem Vater vorzustellen, daß es um das Leben seines Sohnes gehe.

„Denn wir sterben lieber miteinander, als daß wir voneinander lassen“.

Auch die Szene mit dem Vater wurde überlebt.

Frau Berta war tapfer für ihren Jungen eingetreten, hatte alles allein über sich ergehen lassen: die erste Wut, Verachtung der bubenhaften Drohung, Vorwürfe „die Zigeunerei hat er von dir. Du hast sie von deinem Vater und hast unser solides Blut damit angesteckt“, um endlich die Genugtuung zu erleben, daß dem Ausbruch eine besonnenere Rede folgte.

„Der Felix muß sofort nach England. Für das Mädel werd ich sorgen. Sie soll so viel kriegen, daß sie auch dem Kind eine ordentliche Erziehung geben kann“.

Und dann erst war der Sturm losgebrochen, als Sohn und Vater einander gegenüberstanden, als der Jüngling die vorgeschlagene Entscheidung mit Schmerz und mit Verzweiflung von sich wies.

„Entweder — oder“, hatte der Vater aufgeschrien. „Entweder du fügst dich — oder, so wahr ich bin, du verläßt mein Haus, und ich kenne dich nicht mehr“.

. . . . Und da war der Junge aus dem Haus gegangen. . .

Herr Rosenberg, der sich nur selten eine Erholung gönnte, war ohne Hinterlassung der Adresse auf eine

Woche abgereist. Nach seiner Rückkehr hatte er die Hände seiner Frau gefaßt und liebevoll zu ihr gesprochen:

„Berta, es war nicht recht von mir, daß ich das Andenken deines Vaters vor dir beleidigt habe. Das hab ich wissen können, wie ich dich zur Frau genommen hab, daß du eine Ueberspannte bist. Und du bist mir immer ein braves Weib gewesen. Ich bitt dich also um Verzeihung. Was war, das ist vorbei und nicht wieder gut zu machen. Und jetzt reden wir nie mehr davon".

. . . Es wurde nicht davon geredet . . .

Auch nicht daran gedacht?

Frau Rosenberg wußte, daß ihr Junge Zimmerherr bei Frau Werner geworden sei. Sie wußte, daß er, um seines Lebensunterhaltes willen, im Theater allabendlich statiere, daß er billige Nachhilfestunden suche und sich um Schreiberarbeit mühe. Und diese karge Wissenschaft von einem Leben, das dreiundzwanzig Jahre lang, wie sie glaubte, in allen seinen Einzelheiten offen vor ihr dagelegen hatte, verdankte sie einer, die ihr bisher als eine ganz Unerfahrene erschienen war.

Sorgfältig hatte sie ihrer Tochter Felixens Liebesabenteuer vorenthalten, um nicht die Unberührtheit dieser Kinderseele zu beflecken. Trotzdem ihre Willenskraft der Schwere der Ereignisse beinahe unterlag, (der Sohn verjagt, der Vater zornig aus dem Haus gegangen) hatte sie geschwiegen, da der Atem ihr ohnehin von Seufzern erstickte, und versucht auch den Augen die Klage zu verwehren. Dem Schmerz, der bei Annas Bitten: „Aber Mutter, sei doch nicht so schrecklich traurig", aus ihr herausgebrochen war, hatte sie nur mit Andeutungen Luft gemacht: „Ach, wenn du wüßtest . . . wenn ich dir sagen könnte . . ."

Da war es wie Ueberlegenheit in ihres Kindes Gesicht getreten. „Aber Mutter, glaubst du denn, daß ich nicht weiß, es ist wegen Felix und Christine? Er hat ja seit Monaten von nichts Anderem mit mir geredet. Und sein Schreibtisch ist ganz voll mit ihren Bildern gewesen.

Von ihr ist ihm auch die Idee gekommen, Schauspieler zu werden. Sie hält ihn für ein ungewöhnliches Talent".

Also war der Sohn zur Schwester vertraulicher gewesen als zu ihr! Dieser Tropfen Gift hatte Frau Bertas Kummer überfließen lassen.

Die Rollen zwischen Kind und Mutter wurden ausgetauscht. Die gereifte Frau lag schluchzend in dem Arm des jungen Mädchens, das ihr beruhigende Worte gab.

Die Vorwürfe gegen den Vater aber hatte Anna mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

„Schau, Mutter, du bist immer so romantisch. Was sollte denn — abgesehen davon, daß der Felix ans Heiraten doch überhaupt noch lange nicht denken kann — den Vater an dieser Schwiegertochter freuen? Eine Christin, arm, aus schlechter Familie, nicht einmal wirklich hübsch. Und ihre Kunst? Die muß sie erst beweisen. Und wenn schon. Ich danke für die Ehre, sich für Jeden, der ein paar Kronen zahlen kann, hinstellen und sich begaffen und bekritteln lassen müssen".

Auch dieses Kind hatte Frau Berta nicht gekannt. Und sie hatte sich geschämt. Auch wegen ihrer unvernünftigen Romantik. Und hatte es dann dankbar angenommen, daß Anna bereit gewesen war, ihrer eigenen Anschauung entgegen, zwischen der Mutter und dem Bruder zu vermitteln.

Auf dem Weg zur Musikstunde traf sie sich mit ihm, steckte ihm Geld zu, überbrachte Briefe, und verschaffte den Getrennten Gelegenheit, sich in der Abgelegenheit einer menschenleeren Straße zu begegnen.

Mit schwer belastetem Gewissen hatte Frau Berta das Vertrauen ihres Mannes hintergangen. Anna aber war der Meinung, daß der Vater vielleicht wisse und sich nur nichts sehen machen wolle.

„Den Männern ist die Hauptsache, daß es ausschaut, als ob sie Recht behalten".

Sollte auch hier die Jüngere die Verstehendere sein?

So oft Frau Rosenberg diese Möglichkeit erwog, sprang es wie Haß gegen den Vater in ihr auf, der

den Sohn darben ließ, um seine Autorität aufrecht zu erhalten.

Ein andermal flüsterte ihr das Mitleid wieder zu: „Er leidet auch. Sieh wie seine Haare bleichen und wie die Falten sich in seiner Stirn vertiefen“.

Auch in diesem Augenblick stritt und kämpfte es in ihr. Tat sie recht, vor ihrem Mann zu schweigen? Das Leben seines Sohnes war vielleicht gefährdet, und er wußte nichts davon.

Sündigte sie damit nicht gegen Beide? Würde ihr Mann sie nicht verantwortlich für ihre Feigheit machen? Sie fragen: Was hast du mir so gut gefolgt?

Dann wieder . . . Was lag an ihrem Mann? Ihr Mann war Nebensache. Er hatte es ja so gewollt. Er verdiente seine Strafe. Aber ihr Kind! und sie selbst! War sie eine Sklavin? War sie ein Ding, das man nach Belieben einschließt, das gefühllos, stumm und ohne Rechte ist?

Nein, jede Rücksicht mußte fallen. Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes, auf dem Heimweg noch, wollte sie Alexander alles sagen. Und durch nichts, was er befahl, sollte sie zurückgehalten werden dahin zu eilen, wohin die Gebote der Natur sie trieben, an das Krankenlager ihres Kindes.

. . . . . Die Abendandacht war zu Ende. Alle Beter standen auf. Noch deutlicher als vorhin, da sie gesessen hatte, vermochte Frau Rosenberg das Gesamtbild ihres Mannes in sich aufzunehmen. So von der Ferne angeschaut, von Anderen umgeben, beurteilte sie ihn wie einen Fremden.

„Was hält er sich so schlecht! Und was sieht er alt und miserabel aus! Der Beer, der vor ihm sitzt, macht einen jüngeren Eindruck mit seinen einundsechzig Jahren“.

Und schon tat er ihr wieder leid, der Mann, mit dem sie beinahe fünfundzwanzig Jahre lebte, der, wenn auch nicht immer freundlich, doch immer gut zu ihr gewesen war.

Sie waren miteinander jung gewesen. Alle seine Schwächen waren ihr bekannt, auch die, daß er sich eine Religion für seinen Hausbrauch eingerichtet hatte. Das ganze Jahr hindurch war er ein lauer Jude, aber an den hohen Feiertagen orthodox. Es war vielleicht ein unbewußtes poetisches Bedürfnis, das ihn die Festtage so feierlich begehen ließ, außerdem sicher auch das Gefühl der Pietät gegen seine Eltern, die streng gläubig gewesen waren.

Das Versöhnungsfest nahm er besonders wichtig. Von dem Moment an, da er sich, am Vorabend des Festes, zu dem Mahl hinsetzte, an das sich der Besuch des Gotteshauses schloß, war das Alltagsleben für ihn aufgehoben. Nichts von Geschäft, nichts von irgend einem Vorfall in Familie und Freundschaft. Und trotzdem sein Hausarzt streng dagegen sprach, ließ er nicht davon ab vierundzwanzig Stunden lang zu fasten. Selbst in der Mittagspause verließ er nicht den Tempel und ging erst abends heim; geschwächt und müde, aber seelisch neu gestärkt, und innerlich erhoben, wie nach einer großen Tat.

Und diese Weihe sollte man ihm stören?

Frau Berta dachte: ich will abwarten, was Professor Gerstel schreibt.

Sie erschrak, als ihr beim Nachhausekommen das Dienstmädchen, in Gegenwart Herrn Rosenbergs, ein Briefchen übergab.

„Von Herr Professor Gerstel, gnädige Frau".

„Was ist?" fragte Alexander.

Sie mußte zu einer Lüge ihre Zuflucht nehmen.

„Wahrscheinlich das Rezept, um das ich ihn gebeten habe. Falls mir morgen schlecht im Tempel wird".

Herr Rosenberg, getreu dem Vorsatz an seine Andacht nichts Störendes heranzulassen, forschte nicht.

In Annas Zimmer, hinter zugeschlossener Tür las Frau Berta:

„Verehrte Frau! Felix fiebert, klagt über Gliederschmerzen und allgemeines Unbehagen. Die Diagnose ist noch nicht festzustellen. Ich weiß nicht, ob eine Infektion vorliegt, oder eine heftige Erkältung. Ich habe vor allem getrachtet die Temperatur herabzusetzen. Die Nacht wird ruhig sein. Und seien Sie auch im übrigen ganz außer Sorge. Die junge Frau fügt sich allen meinen Wünschen. Sie ist unerfahren, aber nicht ungeschickt, und hat den besten Willen. Morgen früh sehe ich wieder nach und sende Ihnen Nachricht. Sollten Sie nicht mehr zu Hause sein, so sucht der Bote Sie im Tempel auf. Sobald es mir möglich ist besuche ich Sie selbst. Freundschaftlichst

Otto Gerstel.

Es klopfte leise an der Tür.

„Ich bin's," sagte Anna.

„Hat Gerstel dir wegen Felix geschrieben," fragte sie, als habe ihr die Mutter alles mitgeteilt.

Als Antwort reichte Frau Berta ihr das Blatt.

„Das muß dich doch sehr beruhigen". Anna hatte den Brief aufmerksam durchgelesen. „Und nicht wahr, du sagst dem Vater nichts, ehe nicht morgen sein schwerer Tag vorüber ist?"

Frau Berta schwieg. Sie dachte:

„Der Bruder ist ihr gleichgültig. Sie denkt nur an den Vater. Kein Wunder. Sie ist wie er, nüchtern und kalt". Doch ging es von der Festigkeit der Tochter wie ein beruhigender Einfluß auf sie aus.

„Berta," rief Herr Rosenberg, „wo bleibst du? Komm doch schlafen."

Selbst diesen Alltagsworten suchte der Rufende einen besonderen Klang zu geben, etwas Gehaltenes, das sie vom Hergebrachten unterschied. Und in seinem Gute-Nacht-Kuß lag eine so warme Herzlichkeit, daß Frau Berta sich wie ein Judas fühlte und sich gelobte ihres Mannes erhöhte Stimmung zu verschonen.

Das Licht war aber kaum gelöscht, da umschwirrten sie, wie Raubvögel, die Sorgen und zerfleischten ihr das Herz.

Des Professors Brief! Wie hatte sie sich nur einen Moment lang davon betrügen lassen können. Da er doch das Schrecklichste nur notdürftig verhüllte, sie jedenfalls nur vorsichtig auf Schlimmeres vorbereiten sollte.

Das Blatt lag unter ihrem Kissen, und sie sehnte sich, den Inhalt nochmals durchzulesen.

Ob sie wagte, wieder Licht zu machen?

In ihrem Bett aufgerichtet lauschte sie zu ihrem Mann hinüber.

Sein Athem ging ganz ruhig. Zu ruhig, schien es ihr, beinahe so, als stelle er sich nur schlafend, um die Frau nicht aufzuwecken. Und jetzt hörte sie ihn leise stöhnen. „Ob er nicht auch in diesem Augenblick an Felix denkt?"

Sie war dessen sicher. Aber in welchem Sinn dachte er an ihn? Liebend? oder unversöhnlich? Daß sie doch in das Gehirn Alexanders blicken und darin hätte lesen können.

Hatte sie gerufen? Hatte sie es ihrem Mann ins Ohr geschrieen: „Mein Kind ist krank. Es verlangt nach mir. Ich muß aufstehen und es mir nach Hause holen?"

Nein! Es war alles still. In ihren Ohren brauste nur das Blut, und der Herzschlag schlug ihr hämmernd an die Rippen.

„Und ich sag es doch! Jetzt sag's ich ihm. Er braucht nicht schlafen, wenn mein Junge stirbt!"

Die ausgestreckte Hand wurde doch wieder zurückgezogen. Nicht nur aus Rücksichtnahme. Es hing von der Antwort ihres Mannes so viel ab. Für Felix nicht allein.

Konnte sie noch bei ihrem Manne bleiben, wenn seine Güte in diesem Augenblick versagte? Würde er nicht auch ihrer Ehe mit einem „Nein" ein Urteil sprechen?

Wenn sie nur hätte aufstehen, ihre Unruhe durch Auf- und Abgehen überwinden können. Rastlos warf

sie sich hin und her. Nahm diese Nacht denn nie ein Ende?

Gegen Morgen mußte sie eingeschlummert sein. Beim Erwachen gelang es ihr nicht gleich, sich zurechtzufinden. Nur das Bewußtsein eines großen Unglücks lag zentnerschwer auf ihr. Nun fiels ihr ein: Felix! Wie mochte es ihm gehen? Wie stellte sie es an zu ihm zu gelangen? Oder doch wenigstens des Professors Nachricht zu Hause abzuwarten?

Herr Rosenberg war bereits angekleidet. Er war sehr nervös. Sein Magen vermißte die gewohnte Nahrung. Doch wies er jedes Zureden zurück, und obgleich er selbst darauf bestand, daß seine Frau und die beiden Kinder das Haus nicht nüchtern verließen, gestattete er ihnen doch nicht, das Frühstück, wie sonst, im Speisezimmer einzunehmen. In einem kleinen Hinterraum, wie heimlich, mußte es aufgetragen werden. Zur Freude Alfreds, den jede Unregelmäßigkeit vergnügte, und der sich, trotz seines Freundes Philipp Schwarz, den Kakao trefflich munden ließ.

Auch seine Mutter zwang sich etwas zu genießen; wobei sie überlegte, unter welchem Vorwand sie sich beim Tempelgang verspäten könne.

„Geht nur voran," sagte sie mit gut gespielter Energie zu Mann und Kindern, „ich hab noch etwas in der Wirtschaft zu besorgen."

Aber Herr Rosenberg, der schon gerüstet dastand, ungeduldig, die Mahnung seiner Irdischkeit in geistiger Erhebung zu vergessen, machte eine abschließende Bewegung.

„Laß nur die Köchin machen, heute wird nicht gewirtschaftet."

Dagegen gab es keine Widerrede. Eine ausgenommen, zu der sie sich noch nicht entschließen konnte.

Also wieder auf die Folter. Wieder mit dem hadernden Gemüt in das Haus hinein, in dem nur der Frieden wohnen sollte. Wieder der Möglichkeit beraubt

die bis zur Unerträglichkeit gehäufte Ungewißheit zu beenden.

Nur ein paar Worte konnte sie auf der Straße mit der Tochter reden. Das junge Mädchen sprach ihr tröstend zu. Es sei ein gutes Zeichen, daß der Professor noch nichts habe von sich hören lassen. Im Notfall hätte er gewiß nach ihr geschickt.

* *
*

Der Tempel glich heute einem Festraum. Das wundervolle Wetter gestattete den Damen noch einmal die Schaustellung der sommerlichen Mode.

Unten in der Herrenschule herrschte die gewohnte Farbenlosigkeit. Schwarze Cylinder, schwarze Gehröcke, der dunkle Ton nur durch die grauen Flecke der Gebetmäntel einförmig aufgelichtet. Oben aber in den Frauenbänken raschelte die Seide, Spitzenröcke schleiften, auf den Hüten blüten bunte Rosen. Dabei fehlten noch die Elegantesten. Die Motz, die Schreiner, die millionenreichen Bankierfamilien der Steins und Kaumers.

Frau Perner und Frau Grünzweig, in frisch aufgarnierten vorjährigen Gesellschaftsroben, waren schon beim Kritisieren. Prüfend musterten sie das graue Tuchkleid Frau Berta Rosenbergs, und während sie ihr Komplimente machten über ihren auserlesenen Geschmack, sagten sie sich mit den Blicken:

„Die reiche Frau hätt sich auch was feineres spendieren können. Und überhaupt das Grau, wo sie selbst so grau aussieht, wie eine Leiche".

Ein Zischlaut, der von unten kam, verlangte Ruhe. Und in die allgemeine Stille stieg das Lob des Herrn auf.

Hallelujah!

Danket dem Ewigen, denn er ist gütig!
Danket dem Ewigen mit Harfenklang!
Denn redlich ist das Wort des Ewigen
Und all sein Werk mit Treue.
Er liebet Milde und Gerechtigkeit,
Der Gnade Gottes voll ist die Erde.

Frau Berta hatte das Gebetbuch offen vor sich liegen, aber sie verfolgte seine Seiten nicht.

Nein! Der Herr war nicht gütig! Der Herr war nicht gerecht! Wenn er zuließ, daß man eine Mutter ihres Sohns beraubte. Eines Sohns, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß seine Art sich von der des Vaters unterschied.

Und selbst, wenn er schlimmeres begangen hätte, wo gab es einen Richter, der sich vermessen durfte, das Band zwischen Kind und Mutter durchzuschneiden?

Sie beugte sich zurück, da sie fühlte, daß die Augen ihres Manns sie suchten. Und so häufig wendete sie den Kopf dem Eingang der Frauengallerie zu, daß jede ihrer Nachbarinnen darauf brannte der Anderen ihre Meinung mitzuteilen.

Frau Perner war der Ansicht: der Felix wolle vielleicht heimlich kommen, um die Mutter, des hohen Festtags wegen, zu besuchen. Frau Grünzweigs Phantasie war kühner: Sicher sollte die Anna sich verloben. Und Frau Rosenberg erwartete, daß der Betreffende sich galant erweisen und dem Mädchen Blumen bringen werde, oder eine mit Gewürznelken besteckte Citrone.

Ja wohl, Frau Berta wartete. Sie erwartete die Botschaft des Professors. Längst hätte er sie schicken müssen. Es sei denn, er habe so trauriges zu melden. . .

Sie sagte sich: Jetzt warte ich noch zehn Minuten . . . nur noch sechs . . . noch drei . . .

„Möchten Sie mich, bitte, durchlassen, Frau Perner“, bat sie plötzlich ihre linke Nachbarin, „mir ist mit einem Mal nicht gut“.

Ihrer Tochter machte sie beim Vorübergehen ein Zeichen: „Es ist nichts! Ich will nur für ein paar Minuten in die Luft".

Auf der Straße fing sie an zu laufen, als seien die Verfolger hinter ihr. Der Weg war weit. Werners wohnten dem Westen zu, beinahe schon in Slichow, und fahren durfte sie des Versöhnungsfestes halber nicht. Endlos dehnten sich die Straßen. Dazu das lange enge Kleid. Die Füße trugen sie nicht mehr; sie mußte stehen bleiben, Atem schöpfen . . . fühlte, wie die Kräfte ihr versagten . . .

Mit einem verzweifelten Entschluß rief sie einen vorbeifahrenden Wagen an. Er war offen, und das herabgelassene Verdeck gewährte einen unvollkommenen Schutz vor der Neugier der Passanten.

Einerlei!

Nichts anderes dachte sie, während sie sich in eine Ecke drückte, als: „wie langsam sich die Räder drehn". . . . Eine ausgetretene Stiege. Drei Stockwerke hinauf. Eine lange, unbedeckte Galerie entlang, auf die viele Türen münden. Auf der vorletzten ein Täfelchen: „Katharina Werner". Darunter zwei Visitenkarten.

Frau Rosenberg las nur die eine: „Felix Rosenberg".

„Wer ist da?" fragte von innen her Christinens zarte Stimme.

„Ich bin es. Felix' Mutter".

Ein leiser Ausruf, Schritte, die hin und wieder liefen.

„Räumen Sie doch, bitte, nicht erst auf. Lassen Sie mich ein".

Der Riegel flog zurück. Christine stand, in einem losen Morgenrock, an der Schwelle einer kleinen Küche. Unordentlich genug sah es darin aus. Ungereinigte Töpfe und Kasserollen, benutzte Teller standen auf dem Herd und auf den Tischen.

„Verzeihen, bitte, gnä Frau", sagte Christine, „ich hab zum Abwaschen noch keine Zeit gehabt".

Frau Rosenberg war schon an ihr vorüber, stand schon an dem Bett, in dem ihr Junge lag.

Im ersten Augenblick war sie nicht so sehr erschreckt. Felix hatte rasch den Umschlag von der Stirn gerissen, die Aufregung rötete sein abgemagertes Gesicht, und in der Freude der Begrüßung. überwand er auch die Mattigkeit der Glieder.

„Mutter!“

„Lieber Junge“.

Sie war ganz vernünftig, legte ihm den Umschlag wieder auf, setzte sich dann so ruhig an sein Lager, als sei sie nie von ihm getrennt gewesen, fragte Christine (Felix mußte schweigen) ganz sachlich über den Verlauf der Krankheit und die Verordnung des Professors aus. Dabei nahm sie jede Einzelheit des Zimmers in sich auf.

Es war nicht klein und in ruhigeren Tagen sicher nicht ohne eine gewisse Wohnlichkeit. Offenbar mit den besten Möbeln des armen Haushalts ausgestattet. Altväterhausrat. Ein Schreibtisch, ein großes Kanapee, dessen großblumiger Sitz vielfache Flicken zeigte, und ein weitarmiger Ledersessel wirkten wie Ueberbleibsel einer behaglicheren Zeit.

Jetzt lagen freilich Kopfkissen und Decken auf dem Divan, und auf dem Schreibtisch standen Waschgefäße. Ein kleiner Tisch war vollgepackt mit Büchern und Skripturen, die auch an der Erde aufgestapelt standen, und Kleidungsstücke hingen von der Lehne des Lehnsessels herab. Der Bezug des Bettes aber, in dem Felix lag, war sauber, wenn auch grob und sehr gestopft. Und ein Strauß bunter Georginen, auf den Nachttisch zwischen Flaschen und Arzneien hingestellt, brachte einen frohen Ton in die Krankenatmosphäre.

Christinen entging es nicht, daß Frau Bertas Augen in die Runde gingen. Sie stammelte Entschuldigungen. Die Nacht sei so unruhig gewesen, und der Professor erst vor kurzem weggegangen, und dann habe sie nach der Apotheke laufen müssen. Und ehe man so einen Patienten ganz in Ordnung hat. — — —

Sieben Schwerter bohrten sich in Frau Bertas Herz. Wie selbstverständlich diese Fremde sich das Recht nahm, für Felix Rosenberg zu sorgen. Und wie dankbar er zu

ihr hinüberschaute. Die Mutter war völlig überflüssig. Sie hatte aufzustehen und den Sohn der Anderen zu überlassen.

Oder doch nicht?

Hieß die Bewegung, mit der der Jüngling nach Frau Bertas und Christinens Händen langte, um sie in seinen heißen Fingern zu vereinen „Ich brauche Euch beide?"

Und bedeutete das scheue Lächeln, mit dem er von der Einen zu der anderen blickte, eine Bitte?

„Wenn ich wieder gesund werde", begann er leise.

Der Hustenanfall, der ihn unterbrach und so anstrengte, daß er erschöpft in seine Kissen fiel, gab den Worten einen verhängnisvollen Nebensinn. „Wenn ich wieder gesund werde . . ."

Frau Berta steckte die Angst, die sie befiel, in ein harmloses Gespräch.

„Ist etwas, was du besonders gern essen möchtest. Bubi?"

„Oh ja", die Geberde, mit der er die Hände in einanderlegte, hatte etwas vom dem „bitte, bitte" kleiner Kinder. „Dunstobst, Mutter. Weißt du von den Marillen, die sonst nur für Gäste aufgegeben werden."

„So viel du davon haben willst, mein Goldkind. Und sonst noch was?"

„Kaviar. Und wenn du Christel Faumkoch zeigen möchtest. Sie kocht sonst aber ausgezeichnet", fügte er schnell hinzu.

Sie strich ihm sanft die Haare aus der Stirn.

„Du sollst alles haben, was du dir wünschst, mein Herz, und was der Professor dir erlaubt. Morgen. Heute ist ja Feiertag . . . ."

Sie verstummte. Die Blicke und Gedanken Beider kreuzten sich.

„Der Vater ist im Tempel?"

„Wie jedes Jahr".

Was da alles mitschwang in den kurzen Sätzen. Und die Pause füllte, die nun folgte.

„. . . . Er weiß? . . . .“

„Ich will es ihm erst morgen sagen“.

Und wieder eine Pause.

„Jetzt muß der Felix Medizin bekommen und einen frischen Umschlag“, mahnte Christel. Eifersüchtig auf eine Vertrautheit, von der sie ausgeschlossen war.

Und dann war es wieder hart für Frau Rosenberg, der Ungeübtheit Christels zuzusehen, da es ihr doch in den Fingerspitzen zuckte, alles selber in die Hand zu nehmen, und aus Felix' dankbarem Gesicht zu lesen, um wieviel lieber ihm diese ungeübte Pflege sei, als die geschickteste Hantierung. Zugleich bewegte es sie tief, wie er von Zeit zu Zeit zärtlich zu ihr hinüberblickte, als wolle er ihr danken, daß sie so nachsichtig zu seinem Mädchen sei.

Von einem mächtigen Impuls getrieben ihn zu erfreuen, neigte sie sich zu dem jungen Weibe und sagte: „Wie gut du alles machst, Christine“.

„. . . . Du! . . . .“

Frau Rosenberg hatte „Du“ zu ihr gesagt! Ehe Christine sich entschieden hatte: Darf ich ihr an den Hals fliegen? Oder soll ich ihr die Hände küssen? hatte Felix schon den Arm gestreckt und Frau und Mutter zu sich herangezogen.

„Ihr meine beiden liebsten Menschen auf der Welt“.

Wie ein Gelübde ging es zwischen ihnen hin und her.

Die Furcht, die Aufregung könne schädlich auf den Kranken wirken, hieß die Mutter diese Szene kürzen.

„Gesehen hab ich dich, mein Junge, weiß, daß du gut aufgehoben bist. Nun muß ich wieder fort. Nein, halt mich nicht. Ich darf nicht lange fehlen heute. Und du sollst Ruhe haben. Auf morgen. Und laß dir's gut gehn, Bubi“.

Sie ließ sich von Christinen hinausgeleiten, um sie in der Küche hastig — eine lange Unterhaltung konnte das Mißtrauen des Patienten wecken — nach des Professors Ausspruch zu befragen.

Ach! Christel hatte nicht geforscht. Sie hatte nur getrachtet, sich alle Anweisungen einzuprägen. Und der Professor hatte sich ja auch gleich hier in dem Krankenzimmer hingesetzt und an Frau Rosenberg berichtet.

„Hast . . . .", sie wagte nicht die Silbe auszusprechen, dann aber trat sie ihr mit einem scheuen Lächeln auf die Lippen, „hast du den Brief denn nicht bekommen"?

Nein. Frau Berta wußte nichts von ihm.

Ein Schatten der Enttäuschung ging über Christels Züge.

„Auch den Zettel nicht, den ich in das Couvert geschoben habe"?

Auch den nicht. Was war es denn gewesen? Etwas Wichtiges? Eine Besorgung für den Jungen?

Christine schüttelte den Kopf.

„Nein, Felix weiß gar nichts davon", sagte sie sehr leise. Dabei stieg ihr eine Blutwelle bis in die Wurzeln ihres Haares. Und Frau Bertas Finger fühlten sich mit festem Druck ergriffen, fühlten die Berührung eines weichen Munds und den Tropfen einer heißen Träne.

„Christine! Mutter! Warum kommt Ihr nicht herein"? rief es von drinnen.

Die Frauen trennten sich.

. . . . . . Wieder drückte sich Frau Berta unter das Verdeck des Wagens. Instinktiv; im Grunde gleichgültig gegen die Gefahr des Gesehenwerdens. Mit allen Sinnen nur bei ihrem Jungen.

Daß sie ihn doch nicht verlassen hätte! An seinem Krankenlager war ihr Platz, und die Ausübung ihrer Mutterpflicht die beste Art um Gott zu dienen.

Gleichzeitig trieb es sie nach Hause, um dem Schreiben des Professors nachzuforschen und in das Rätsel von Christinens Mitteilung zu dringen. Auch überlegte sie bereits, was sie daheim alles zusammenpacken könne, um das Behagen ihres Sohnes zu erhöhen. Es ihm selbst

augenblicklich wieder hinzubringen, widerriet ihr die Vernunft. Riet ihr, lieber einen Boten damit wegzusenden, um die Kühnheit, am hohen Feiertage die Straßen zu durchfahren, nicht zu übertreiben. Wie leicht konnte es ihrem Mann sonst zugetragen werden. Der — es war immerhin doch die Möglichkeit vorhanden — von ihrer Abwesenheit gar nichts erfahren haben mochte.

In diesem Fall mußte sie versuchen, ihm den Besuch bei Felix fürs Erste zu verhehlen. Denn war es nicht im Interesse ihres Sohns und deshalb im Augenblick ihr dringendstes Geschäft, den Vater bei guter Laune zu erhalten?

* *
*

Herr Alexander Rosenberg vermochte heute nicht sich in die gewohnte Andacht zu versenken. So sehr er sich bemühte die Außenwelt aus seinen Vorstellungen zu entfernen, immer wieder drängte sie sich hinein. Er schob seine Zerstreutheit auf die schlecht verbrachte Nacht. Das Hin- und Herwerfen der Frau hatte auch ihn keine Ruhe finden lassen.

Er redete sich ein, er habe aus erzieherischen Gründen der Ursache ihrer Schlaflosigkeit nicht nachgefragt um ihre Neigung Nachts Unterhaltungen zu führen, nicht zu unterstützen. Aber tiefinnerlichst glaubte er nicht daran, wußte von dem Kummer, der sie wach erhalten hatte, und daß er nicht den Namen von ihr hatte nennen hören wollen, der auch ihn verfolgte, nicht an Vorkommnisse rühren, die auch sein Gedächtnis nie verließen. Frieden sollte dieser Tag ihm bringen. Heftige Worte durften seine Heiligkeit nicht stören. Daran hielt er mit Fanatismus fest.

Und hätte er die Klagen seiner Frau, ihre Vorwürfe vielleicht ertragen können, ohne seinen Gleichmut zu verlieren? War es nicht schon übermenschlich gut von ihm gewesen, ihr die zugefügte Kränkung nicht lange nachzutragen?

Er, seit vierundzwanzig Jahren ein braver Ehemann, nicht wie Andere, die nach links und rechts scharmieren. Er, von früh bis Abend arbeitsam, bestrebt den Reichtum zu vermehren, von dem sie doch den größten Vorteil hatte. Zum Lohn dafür hatte sie sich gegen ihn mit seinem Sohn verbündet.

Von jeher war es so gewesen. Immer hatten die Beiden aneinander festgehalten. Auch darin ähnlich, daß sie ihn nicht so liebten wie er sie, daß sie sich einbildeten, etwas Besseres zu sein. Natürlich! Er war nüchtern, er war ungebildet — sie waren die Hochgemuten, die Poetischen! Die Narren!

„Einzig ist unser Gott!" verkündete der Vorbeter!

„Er ist unser Vater!

Er ist unser König!

Er unser Helfer!"

Herr Rosenberg erwiederte im Verein mit der Gemeinde:

„Herrlichster aller Herrlichen!
Ewig unser Herr!
Wie ruhmvoll ist dein Name auf der ganzen Erde!"

Und er gestand sich nicht, daß er im Herzen auch dem Herren grolle.

War er nicht im besten Sinne gottesfürchtig? Gab den Armen, half bedürftigen Verwandten. Warum strafte ihn der Herr so hart?

Vor ihm saß sein Schwager Beer mit seinen beiden Söhnen. Im kleinen Finger hatte Felix mehr Verstand als seine zwei Cousins im ganzen Kopf. Aber der Aelteste war schon in der Kanzlei eines großen Advokaten angestellt, der zweite im Geschäft des Vaters rechte Hand.

Und dort weiter rückwärts der Löwit, gerade grüßte er herüber. Halb und halb war es zwischen ihnen ab-

gemacht gewesen, Else Löwit und Felix miteinander zu verloben. Ein liebes Mädchen, wohlerzogen. Und eine Mitgift von hundertvierzigtausend Kronen. Und dabei kannten sich die Zwei von Kindheit an. Es wäre fast gewesen wie eine Verheiratung aus Liebe.

Er wendete sich, um seine Frau zum Zeugen seiner Enttäuschung anzurufen. Er sah sie nicht. Das reizte ihn. Er stellte sich sie vor: zurückgelehnt, ganz vergrübelt und in Mitleid aufgegangen, mit ihrem Sohn, mit sich selber, der dieser Tag so bittere Erinnerungen brachte.

Ihm etwa nicht? Litt er etwa weniger als sie?

Da zieht man sich ein Kind mit Sorge und mit Mühe auf, hat kein anderes Bestreben, als ihn zu fördern, damit ers einmal weiter bringe, als der Vater. Und dann kommt so ein Bengel und wirft Einem alles vor die Füße. Aus Eitelkeit, weil ihm ein hergelaufenes Frauenzimmer den Kopf verdreht hat. Und dazu sollte man Ja und Amen sagen.

Das bequemste wäre es allerdings gewesen. Ihm fehlte ja der Junge auch bei Tag und Nacht. Und mit ansehen, wie die Frau sich härmte und grämte, war wahrhaftig kein Vergnügen. Aber er hatte es sich auferlegt, aus Pflichtgefühl, den anderen Geschwistern zum Beispiel, und weil er kein anderes Mittel wußte, den Undankbaren zur Raison zu bringen. Er sollte nur mal hungern und entbehren, dann würde er schon lernen, was es heißt, auf eigenen Füßen stehen zu müssen. Ohne Geld, ohne Nachhilfe von allen Seiten. Dann würde er schon zu Kreuze kriechen, sich besinnen.

Der Tempeldiener schob ihm einen Zettel zu. Er war als Vierter aufgefordert der Vorlesung des Thoraabschnitts beizuwohnen.

Gewiß, diese Auszeichnung war die Quittung für ein reiches Geldgeschenk an eine wohltätige Stiftung. Trotzdem hob sie seine herabgedrückte Stimmung.

Während man ihm von dem Gebote Gottes las, an jedem zehnten des siebenten Monats Sühneopfer darzubringen, gedachte er des Opfers, daß auch er dem Herrn

brachte, da er seinen Erstgeborenen in dem Glauben seiner Väter festhielt und die fremdgläubige Schwiegertochter von der Schwelle seines Hauses wies. Und alle Vorschriften für die Opferungsgebräuche wurden ihm zu Sinnbildern durchwachter Nächte, sorgenvoll durchlebter Tage.

Als er, auf dem Rückweg zu seinem Platz, nach oben spähte, verletzte es ihn, daß Berta nicht soviel Interesse für seine Ehrung zeigte, um sich vorzubeugen und ihm zuzulächeln. Erst mitten in der Predigt schoß es ihm durchs Hirn „ob ihr schlecht geworden und sie hinaus gegangen ist."

Mit einer Handbewegung, als sei er eine körperliche Hemmung, schob er den Gedanken von sich weg. Doch seinem Geist war heute keine Aufrichtung gegönnt.

Der Prediger, ein Neuling auf der Kanzel, von der Gemeinde erst seit kurzem aus Süddeutschland berufen, hatte seiner Ansprache einen Teil des Morgengebets unterlegt.

„Unser Vater, unser König schreibe uns ein in das Buch des glücklichen Lebens".

Er faßte diese Worte symbolistisch auf. In dem Getriebe des modernen Lebens sei den Menschen ein Tag der Einkehr und Besinnung nötig. Als ein solcher sei der Tag des Versöhnungsfestes anzusehen. Losgelöst von den Anforderungen des Erwerbs und des Berufs, aller Ansprüche des Leibs entrückt, sei der Andächtige frei, in sich hineinzulauschen, sein Innerlichstes, Bestes aus der Verschüttung durch das Gewöhnliche herauszugraben, sich des Erhabensten bewußt zu werden, das ihm der Herr verliehen hat, der Seele.

Seiner eigenen Seele, wie der Seele aller derer, die seiner Führung anbefohlen sind. In Familie, Schule, im Beieinanderstehen durch Schicksal oder Not. Schreibe uns ein in das Buch des glücklichen Lebens, beten wir. Was aber ist das Glück? Etwa die Anhäufung von Schätzen, das Aufklimmen zu Ehre und Erfolg? „Nein,

meine Andächtigen, das Glück wohnt nur in der Uebereinstimmung von Tun und Wollen, in jener Zufriedenheit des Gemüts, die von der Wahrung der inneren Ueberzeugung kommt. Darum denkt daran, die Seelen derer, die Euch anvertraut sind, heute in das Buch des glücklichen Lebens einzuschreiben. Lehrt sie, sich selbst getreu zu bleiben, die Verführung zu Heuchelei und Unwahrheit zu fliehen, Gott durch Werke der Barmherzigkeit und Menschenliebe zu gefallen".

Herrn Rosenberg erging es, wie den Meisten seiner Betgenossen ihm mißfiel der Mann; er fand seine Rede unklar und verschwommen. Es gab wahrlich wichtigere Probleme in dieser Zeit der politischen, sozialen und Religionszerklüftung, als Phrasen über Menschlichkeit und Ueberzeugung. So was verstand sich doch von selbst.

„Das wird Wasser auf die Mühle meiner Frau sein", dachte er. „Sicher ist sie ganz entzückt".

Die Vermutung, sie könne weggegangen sein, war ihm ganz entfallen und kam ihm erst zurück, als es ihm wieder nicht gelang, sie zwischen den großen Federhüten der Frau Perner und Frau Grünzweig zu entdecken.

Er hatte es immer abgelehnt, Gesellschaftssitten in das Bethaus einzuführen, wie es viele von den Männern taten, die wiederholt ihre Frauen, Töchter oder Bräute aufsuchten, ihnen Blumen und Essenzen brachten und nach ihrem Wohlergehen fragten. Auch jetzt verließ er seinen Platz nur, um nach einem Boten auszuschauen und ihn mit einem Auftrag auf die Frauengalerie zu schicken.

Mit stummem Gruß ging er an den Luftbedürftigen vorbei, die im Eingangsflur plaudernd bei einander standen, und trat auf den Hof, in welchem sich die Jugend von den Mühen des Gottesdienstes erholte.

Ihn freute, daß sich unter den Mädchen, die, weiß gekleidet, bunte Blumenhüte auf den sorgfältig frisierten Haaren, wie in einem Ballsaal mit den jungen Leuten auf und niedergingen, seine Tochter Anna nicht befand. Dagegen erblickte er in einer Ecke seinen Jüngsten im eifrigen Gespräch mit Philip Schwarz.

Alfred hatte der Heiligkeit des Tages sein Gabelfrühstück zum Tribut gebracht und war im Stillen fest entschlossen, dem Gebot der Eltern entgegen, auch weiter bei seinem Kameraden auszuhalten. Wie zwei Helden kamen sich die beiden Knaben vor; ihre Unterhaltung drehte sich beständig um ihr großes Abenteuer. Und um den Magen, der immer dringender seine Ansprüche erhob, zu überlisten, nährten sie ihn mit Vorstellungen kulinarischer Genüsse.

„Möchtest du", erkundigte sich beispielsweise Philip, „jetzt ein Huhn mit Reis?"

Worauf Alfred, den Mund wässrig nach dem vorgeschlagenen Gericht, erwiderte:

„Ich möchte lieber Linzertorte oder Erdbeerkörber mit Oberschaum".

Ihre ausschweifende Phantasie hatte ihnen eben Lachsmajonnaise und Schokoladentorte aufgetischt, als das Erscheinen Herrn Rosenbergs der Festtafel ein Ende machte.

„Warum stehst du hier herum und schwatzt?" fragte er den Jungen; fügte aber, ohne die Antwort abzuwarten, schnell hinzu: „Spring hinauf und schau, wie es der Mutter geht".

Alfred, froh, ohne strengeren Verweis davon zu kommen, lief davon und brachte hurtig den Bescheid:

„Die Mutter ist nicht oben, und die Anna auch nicht".

Beide weggegangen? Warum? So krank konnte die Frau, die heute morgen noch ganz wohlauf gewesen war, doch nicht geworden sein, daß sie sogar die Hilfe ihrer Tochter brauchte. Und doch konnte nur eine dringende Notwendigkeit sie weggetrieben haben.

Was mochte vorgefallen sein? War es etwas so Wichtiges, daß es ihn zwang, von einem durch dreiunddreißig Jahre treu geübten Brauch zu weichen?

Er zauderte . . . schon halb entschlossen . . .

„Es geschehen Zeichen und Wunder", redete ihn Herr Steinfeld an, „sie haben drinnen Mussaph angefangen und Herr Rosenberg steht draußen bei den jungen Leuten".

Das gab den Ausschlag. Schon diese kleine Unpünktlichkeit fiel den Bekannten auf. Wie würden sie es erst bemerken und bereden, wenn er etwa für eine halbe Stunde fehlte.

Er sagte scherzhaft:

„Wenn man so einen ungezogenen Buben hat. Ist noch keine elf und will durchaus schon fasten. Schau, daß du dich davon machst". Dabei gab er dem Knaben einen spielerischen Klaps.

Erst als Alfred etwas trübselig davon geschlichen war, folgte ihm der Vater nach.

„Wenn du gegessen hast, komm wieder her mir sagen, warum die Mutter und die Anna schon nach Haus gegangen sind".

Wieder war Herr Rosenberg der Eifrigste der Beter, pries den Ewigen, seine Erhabenheit und Größe, beugte das Knie vor ihm, schlug sich an die Brust, bekannte sich zu seinen Sünden und flehte demütig um Vergebung und Erlaß der Strafe.

Hätte nur nicht gleichzeitig dieser dumpfe Druck auf ihm gelegen, nicht dieser unbestimmte Schmerz sein Herz zernagt. Wären nur nicht grübelnde Gedanken zwischen den hebräischen Worten hin und hergehuscht und hätten ihm die Sammlung weggescheucht.

Seltsam, daß er das Fernsein seiner Frau und Tochter immer mit Felix in Verbindung bringen mußte. Einmal trieb sogar sein Hirn die sonderbare Blase „sie haben vielleicht meine Abwesenheit dazu ausgenutzt, um den Verbannten zu sich einzuladen".

Diese Zumutung wurde sofort verworfen, als beleidigender Zweifel an der Ehrlichkeit der Angehörigen, aber nur um anderen Einbildungen Platz zu machen.

Zum ersten Mal ermüdete ihn die Länge des Mittagsgebets. Und als es beendet war, und der Tempel sich zu einer Unterbrechung des Gottesdienstes leerte, tat er zum ersten Mal, was er an anderen stets getadelt hatte: Er zerspaltete die Stimmungseinheit, die ihm nur die Atmosphäre des Gotteshauses wahren konnte, er ent-

fernte sich von dem Ort, den er sonst nie vor dem Erscheinen des ersten Sterns zu verlassen pflegte, um daheim dem Ergehen der Seinen nachzufragen.

Anna, die, vom Wohnungsfenster aus, den Vater schon von weitem kommen sah, hatte Zeit ihrem Benehmen Unbefangenheit zu geben.

Herr Rosenbergs heftiges „warum bist du denn zu Hause?" beantwortete sie etwas jesuitisch, das heißt, der Wahrheit nicht entgegen.

„Ich hab geschaut, daß der Alfred etwas ordentliches zu essen kriegt".

Er ging nicht näher auf die Frage ein, hing seinen Hut an den Garderobenhaken und sagte, im Begriff die Tür zum Wohnzimmer zu öffnen:

„Ist die Mutter drin?"

Anna machte eine Bewegung, wie um ihm den Weg zu sperren, trat dann zurück und folgte ihm.

„Nein", sagte sie, „hier ist die Mutter nicht".

„Ist sie im Schlafzimmer? Hat sie sich hingelegt?"

Anna schüttelte den Kopf.

Die Art des Mädchens ging ihm so sehr auf die Nerven, daß er kaum fähig war sich zu beherrschen.

„Was sind das für Manieren? Mach doch den Mund auf und gib Antwort. Was ist denn mit der Mutter?"

Anna preßte die Lippen wie im inneren Kampfe aufeinander und öffnete sie dann widerwillig:

„Zu Hause ist die Mutter nicht".

Herr Rosenberg wußte nicht, sollte er ängstlich oder wütend werden?

„Aus dem Tempel ist sie aber doch weggegangen".

Und nun zitterte ihm doch die Stimme, als er fragte: „Hast du eine Ahnung, wo die Mutter ist?"

Er war nicht geübt in der Beobachtung von fremden Seelen. Das fiel ihm trotzdem auf, wie die Farbe in den Wangen seiner Tochter kam und ging, wie sie zu Boden blickte und überlegte, und aus einem mutigen

Entschluß heraus sich plötzlich zu entscheiden schien. Dicht beim Vater, senkte sie die Blicke bittend in die seinen.

„Die Mutter wird, denk ich mir, beim Felix sein".

„Beim Felix?" Wie Steine fielen ihm die Worte auf den Kopf und ließen ihn verwirrt.

„Wieso beim Felix?"

Wieder faßte Anna ihren Mut zusammen.

„Der Felix ist sehr krank".

Er war unfähig, sofort Stellung zu dieser Mitteilung zu nehmen.

„Woher weißt du das?"

„Von Christine. Sie war gestern bei uns".

Sie tat es für die Mutter, um ihr das Schwerste zu ersparen, und grollte ihr zugleich, daß sie um ihretwillen den Vater so betrüben mußte.

Er war ganz fassungslos.

„Bei uns . . . diese Person . . . Hinter meinem Rücken geht Ihr mit ihr um? . . ."

Sie konnte seinen Zorn so gut begreifen, und hatte doch Gerechtigkeitsgefühl genug zu verstehen, daß jetzt nicht der Moment sei, um Partei zu nehmen.

„Vater, sei nicht so bös. Schau, die Mutter hat dir das alles noch nicht sagen wollen. . . . Aber es ist vielleicht so besser. . . . Der Felix ist wirklich krank . . . Und du hättest dir vielleicht einmal Vorwürfe gemacht".

Es ist für Eltern immer überraschend, ihre Kinder unerwartet als Gleichberechtigte vor sich zu sehen. Auch Herr Rosenberg fühlte Anna in diesem Augenblick seiner Vormundschaft entwachsen. Sie wurde ihm fremder und gleichzeitig vertrauter, als ein Teil der eigenen Art.

Er anerkannte ihre Verständigkeit, in dem er sich zur Ruhe überwand.

„Was fehlt dem Felix?"

Anna holte einen Brief aus ihrer Tasche.

„Von Professor Gerstel. Er hat ihn der Mutter hergeschickt und man hat ihr ihn in den Tempel nachgetragen. Da sie schon weg war, hab ich ihn aufgemacht. Ich hab gedacht, vielleicht ist irgend etwas dringend zu besorgen. Und dann bin ich nach Haus gegangen, um ihr ihn zu geben, im Fall sie doch vielleicht anderswo wie beim Felix wäre".

Ein Freudentropfen in dem Wermutstrank des Vaters. Wie kurz und sachlich seine Tochter war. Das Wichtigste zuerst, Nebensachen konnten später kommen.

Er nahm den Brief.

Der Professor meldete, daß er die Temperatur noch immer ziemlich hoch gefunden habe (er nannte keine Ziffer) und die Natur der Krankheit noch immer nicht mit voller Sicherheit bestimmen könne. Er bedauerte zugleich, daß die Verhältnisse der Mutter heute jede Einschreitung verbäten. Morgen aber würde er den Kranken gern in eine andere Umgebung bringen. Ins Spital oder — falls es tunlich sei, und was ihm freilich als das Wünschenswerteste erschiene — in die mütterliche Pflege. „Das freilich muß ich gleich bemerken — von seiner jungen Frau wird der Kranke nicht zu trennen sein. Es hieße Beide zu sich nehmen oder Keinen".

Herr Rosenberg knitterte das Blatt zusammen und warf es auf den Tisch.

„Sonst hat der Kerl keine Wünsche?"

Aber Anna schob ihm zögernd einen zweiten Zettel zu.

„Sie hat auch geschrieben . . ."

Die innere Erregung mochte Christinens Schrift wohl haben beben lassen, aber ihre Zeilen gingen aufwärts, wie von einer Hoffnung hochgetragen.

Keine Anrede und keine Unterzeichnung. Nur zwei Sätze aus dem Buche Ruth:

„Sein Volk ist mein Volk und sein Gott ist mein Gott. Wo er stirbt, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein".

„Komödiantin", murmelte Herr Rosenberg.

Und zum Erstaunen seiner Tochter zog er sie zu Rate.

„Was sagst du zu dieser kolossalen Frechheit?“

Während sie noch überlegte, wie sie den Vater bestimmen könne, ohne ihn zu reizen, riß es draußen an der Klingel, und bald darauf erschien Frau Berta in der Tür.

So blaß war sie, so tief umschattet waren ihre Augen, daß der erste Vorwurf, den ihr Mann ihr machte, ihrer eigenen Gesundheit galt.

„Bei dieser Hitze bist du den weiten Weg hin und zurück gelaufen?“

Anna dachte: also weiß er doch, wo Felix wohnt.

Frau Rosenberg jedoch, als versage ihrem Geist die Hemmung, sagte, indem sie in einen Sessel sank: „Ich bin gefahren“.

Dieses Vergehen, geringfügig im Vergleich zu dem, was sie sich sonst hatte gegen ihn zu Schulden kommen lassen, traf ihn empfindlich, denn die öffentliche Meinung galt ihm viel.

„Gefahren bist du . . . heut — am Feiertag. Wo sich die Leute ohnehin schon die Mäuler über uns zerreißen?“

Sie war selbst erstaunt, wie gleichgiltig seine Unzufriedenheit sie ließ, und wie wenig es ihr galt, daß er von ihrer Heimlichkeit erfahren hatte. Ihr Blick hatte das Blatt getroffen, das des Professors Handschrift trug. Das allein fesselte ihr Interesse.

„Wann ist das gekommen?“ rief sie, nachdem sie es durchflogen hatte. „Warum hat man mir das nicht gleich zu Werners nachgeschickt? Um keinen Preis hätt ich mich dann von dort fortgerührt“.

Ganz uneingedenk seines feindlichen Verhaltens, sprang sie auf und umklammerte die Hände Alexanders.

„Hast du das gelesen? Wenn der vorsichtige Professor so schreibt, muß es sehr schlecht um den Jungen stehen. Man muß ihn herschaffen. Noch heute. Auf der Stelle“.

Anna sah die Adern in den Schläfen ihres Vaters schwellen, hörte den Sturm in seiner Stimme grollen, als er mit künstlich angenommener Haltung sagte:

„Kannst du mir nicht wenigstens heute Ruhe lassen?"

Frau Berta beachtete die leise Mahnung ihrer Tochter nicht.

„Und wenn es morgen schon zu spät ist?"

Er wendete sich schweigend ab. Sie aber drang noch eifriger in ihn:

„Und morgen? Was für eine Antwort wirst du mir morgen geben?"

Herr Rosenberg verfärbte sich, er hob die Hand, als suche er nach einer Stütze. Sie mißverstand seine Bewegung, hielt sie für eine Ablehnung. Ihre Augen flammten.

„Du Alex, überleg dir, was du sagst. Denn, daß du es nur weißt — wo der Felix bleibt, da bleib auch ich".

Es war zuviel für Herrn Rosenberg. Das lange Fasten, die Anstrengung des Gottesdienstes, die aufreibenden inneren Kämpfe. Und nun, nach der Kunde von dem Verrat, den seine Familie an ihm begangen hatte, dieser Auftritt mit seiner Frau. Rote Ringe drehten sich im Kreis vor ihm, dann versanken sie im Dunkel . . .

Mutter und Tochter hatten nur eben Zeit hinzuzuspringen, ihn zu unterfassen und zum Kanapee zu führen.

Frau Berta riß ihm Hemd und Kragen auf, lockerte ihm die Kleider, Anna lief nach Köllnisch Wasser, um ihm die Schläfen zu benetzen.

Er war schon wieder ganz bei sich. Ein wenig taumlich noch, als er sich auf die Füße stellte, um langsam nach dem Schlafzimmer zu gehen. Die Unterstützung seiner Frau wies er zurück, nur Anna durfte ihn begleiten und ihm beistehen, als er den Kopf mit Wasser kühlte. Aber auch ihr gelang es nicht ihn zu einem leichten Imbiß zu überreden. Mit Händen, die noch nicht ganz sicher waren, ordnete er seine Kleidung und verließ das Haus.

Seine Schwäche und sein Zorn kämpften mit einander. Doch der Zorn behielt die Oberhand und ga ihm Kräfte, rasch vor sich hin zu laufen. Mit leerem Hirn, unfähig, etwas zusammenhängendes zu denken,

nur ganz instinktiv bemüht, eine Entfernung zwischen sich und seine Frau zu legen.

An der Schwelle des Bethauses prallte er zurück, so beklemmend fiel ihm Dunst und Hitze auf die Brust. Dabei hatte sich die Gemeinde nach der Pause noch nicht wieder ganz vollzählig eingefunden. Die Damengallerie sehr leer, und auch unten in den Bänken viele Lücken.

Herr Rosenberg entging trotzdem dem Urteil seiner Nächsten nicht. Sein Schwager kam heran und klopfte ihm freundschaftlich die Schulter:

„Na Alexander? Hast du auch mal Verstand angenommen, und hast dich zu Haus ein bischen ausgestreckt?"

Herr Löwit sah ihm ins Gesicht. „Na, sehr erholt schaun Sie grad nicht aus. Wenn Sie mir folgen, schenken Sie sich auch noch Mincha, und die Predigt".

Worauf der Schwager meinte:

„Ja, wenn man erst über Fünfzig ist . . . ."

Aber Herr Steinfeld, der ein Witzbold war, entschied sich dafür, daß Rosenbergs offenbar die Absicht hätten, sich insgesamt zu taufen.

„Denn das war noch niemals da. Alexander Rosenberg nicht von früh bis Nacht in Schul, und Frau und Tochter nur auf ein paar Stunden zu Besuch".

An diesen Witz knüpfte Herr Rosenberg seine Erklärung an. Eben weil seine Frau sich leidend fühle, leiste seine Tochter ihr Gesellschaft, und auch ihn habe es getrieben, sich nach ihr umzusehen.

Er wußte wohl, daß man ihm keinen Glauben schenkte, und daß sich hinter ihm die Vermutungen erhoben. Aber es focht ihn in diesem Augenblick nicht an. Er war von einem einzigen Gefühl beherrscht — von einer Müdigkeit, der er nicht widerstehen konnte. Von dem Gebetbuch wie von einem Schirm geschützt, und von dem eintönigen Gebetsgeräusch umrieselt, schlief er ein.

Als er sich ermunterte, stand die Bundeslade offen, und Herr Steinfeld las aus dem Propheten Jona vor. Aus dem Buch, das Zeugnis legte für des Allmächtigen

Barmherzigkeit; und daß die Gnade seiner Vorsehung sich auch über das geringste Tier erstrecke.

Noch eingewiegt von dem Ton der oft gehörten Worte, gab sich Herr Rosenberg nicht sofort Rechenschaft über das was mit ihm vorgegangen war. Allmählich erst ordnete sich seine Verworrenheit. Die Erinnerung erwachte und rührte eine namenlose Empörung in ihm auf.

Das also war das Ergebnis seines Lebens. Das der Dank, der alle seine Müh und Arbeit lohnte! So sah das Gebäude seines Glücks aus, das fest gefügt zu haben er sich bisher eingebildet hatte!

Der Aelteste mißraten. Die Frau mit ihm im Bunde. Wie ihr die Maske in der Leidenschaft herabgefallen war! Und selbst der Tochter (so nahe bei sich hatte er sie eben noch gefühlt) mußte er mißtrauen. War nicht auch sie mit den Anderen verschworen?

Denn die Geschichte mit der Gefahr, in der Felix schwebte, glaubte er ihnen allen nicht. Ein Märchen war es, ausgesonnen, um ihn zu überlisten, und den aufrührerischen Sohn und seine Liebste unter sein bürgerliches Dach zu schmuggeln. Selbst die Erinnerung an die Bibelworte, in die Christine, wie in ein kostbares Gefäß, ihre tiefste Weibesdemut eingeschlossen hatte, brachte ihn in diesem Augenblicke auf. „Schlau ausgedacht von der Person, mich gerade heute bei der Religion zu packen. Hat ihr gewiß der Felix eingeblasen“. Aber sie irrten, wenn sie ihn für einen solchen Schwächling hielten. Die Drohung seiner Frau verlachte er. Mochte sie zu ihrem Jungen laufen, in die Zigeunerwirtschaft, zu der tauben Näherin. Wer nicht freiwillig blieb, den lohnte es nicht festzuhalten.

Wie er dann mit seinem zerstörten Dasein fertig werden würde, das war seine Sache. Die Welt stand ihm ja offen. Er konnte sein Geschäft verlegen, in die Hauptstadt ziehen . . . . . .

Es stürmte und gewitterte in ihm, während er mechanisch aufstand, wenn die Anderen sich erhoben, und wie sie, halb singend und halb recitierend, dem Vorbeter die Repliken gab.

Ein höfliches „Verzeihung" rief seine Sinne zur Gegenwart zurück. Der unverheiratete Löwit wollte an ihm vorbei. Und so wie er, verließen noch Viele, vor Beginn der Totenfeier, ihren Platz.

„Die haben von Glück zu sagen", meinte Herr Steinfeld, „noch kein naher Anverwandter ist ihnen gestorben".

Schon wurden die Verse des einleitenden Liedes angestimmt:

„Erhebe, Seele, deine Schwingen,
Fleuch hin zu jenem stillen Kreis,
Wo nach vollbrachtem Kämpfen, Ringen,
Sanft ruht der Jüngling, wie der Greis".

Der wehmütige Klang pochte an die trauernden Herzen. Die Männer trockneten verstohlen ihre Augen, verhaltenes Schluchzen kam von oben von der Frauengallerie herab.

Es steigerte sich, als der Prediger mit einem Ton, über den ein Flor gebreitet schien, das kleine Menschendasein dem Herrn über Tod und Leben demütig zu Füßen legte.

„Oh Herr! was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?"

Wie zur Begleitung dieser Litanei, die ausnahmsweise deutsch und hebräisch vorgetragen wurde, damit ihre Bedeutung Niemandem entgehe, flackerten die Seelenlichte, die zur Rechten und zur Linken von der Bundeslade standen.

Auch Herrn Rosenberg brannten dort zwei Kerzen, dem Gedächtnis seiner Eltern geweiht. Und seine überreizten Nerven zuckten unter der Berührung der gedämpften Stimme. Doch er verhärtete sich gegen ihren Klang. Wahrlich, nicht jene waren zu bedauern, denen ihr Teuerstes vom Tod genommen worden war, die sich zu ihrem Kummer unversteckt bekennen konnten. Nur

der Raub, den das Leben am Lebenden begeht, ist unersetzlich. Nie heilt die Wunde, die von Bitterkeit vergiftet ist. Und ungeweinte Tränen fressen an den Eingeweiden.

Und dann überwältigte es ihn doch, als, sanft einsetzend, der Chor aus jungen Kehlen drang, der an offene Gräber mahnte, an schwarze Schleier, an halb verweste Trauerkränze. Und als der weiche Baryton des Kantors hoch aufstieg, wie eine dunkle Zypresse;

„Ich weiß an Wen ich glaube
Und mein Erlöser lebt".

Oben schluchzte es und weinte, und aus dem allgemeinen Klagen hob sich ein halberstickter Wehelaut, erschütternd wie das Wimmern eines Tieres.

Unwillkürlich schickte Herr Rosenberg den Blick hinauf. Und ihm ward, was sich ihm am Vormittag entzogen hatte, ihm ward der Anblick seiner Frau. Sie saß vorgebeugt, das Gesicht ins Taschentuch gepreßt, mit hochgezogenen Schultern, die in Erregung bebten.

Eine Sekunde lang war es ihm wie eine Freude. Sie war also doch ihm gefolgt, hatte sich gewissermaßen für ihn und nicht für ihren Sohn entschieden.

Gleich aber verwarf er diesen Glauben wieder. Nicht seinetwegen war sie da, nur um ihre Eltern zu ehren. Den Vater namentlich, an dem sie (wie eifersüchtig war er früher oft gewesen) mit großer Zärtlichkeit gehangen hatte.

Der feierliche Sang verstummte. Wieder betrat der Prediger die Kanzel, verkündete die Namen derer, die in diesem Jahr zur Ruhe eingegangen waren, und empfahl den Hinterbliebenen, sich gläubig Gottes Ratschlägen zu fügen.

Jeder Name weckte einen Widerhall in frischen Schmerzen; vernarbte Leiden bluteten aufs Neue. Die Luft, beschwert von Trübsal, hing wie eine Wolke um die Sterbelichte, die trübe brannten, als drücke eine unsichtbare Hand sie nieder, und sich rascher zu verzehren schienen.

Herr Rosenberg starrte auf die beiden Flammen, die

als Stiftung seiner Kindesliebe seitlich von der Bundeslade glühten, bis ihre Helligkeiten ihn wie aus einem Nebel grüßten, in eins verschwammen, sich wieder teilten . . .

. . . Nein! . . .

Er machte eine Anstrengung, um die Erscheinung zu verscheuchen . . . Aber es wich nicht, das schreckliche Phantom . . .

Einen dritten Schein sah er zwischen den zwei anderen glimmen . . . den Lichtschein einer Kerze, die noch nicht herabgeschmolzen war . . . die schlank und gerade aufwuchs, wie die Glieder seines jungen Sohnes . . .

Und jetzt — das Entsetzen preßte ihm mit harter Faust das Herz zusammen — hatte er es den Prediger nicht sagen hören? . . . . ganz leise . . . . und doch so unentrinnbar deutlich? . . .

„Gedenket in Liebe unseres dahingegangenen Mitbruders Felix Rosenberg."

Er wußte, daß ihn die aufgeregten Sinne täuschten . . . Und blinzelte doch scheu zu seiner Frau hinauf.

Hat der Hauch des Jenseits auch ihr Ohr gestreift? Ist auch ihr zwischen den Seelenlichten das Schreckgespenst der Zukunft aufgetaucht?

Die Erfüllung ihrer eigenen Prophezeiung:

„Und wenn es morgen schon zu spät ist?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Stimmung verflachte nach der Beendigung der Totenfeier. Von den jungen Leuten, die noch keine Angehörigen verloren hatten, kamen die meisten nicht zurück. Andere entfernten sich, nachdem sie der Pflicht der Pietät genug getan. Das Gemurmel der Gemeinde schwoll nicht mehr zur gleichen Stärke an. Und der fromme Eifer Herrn Rosenbergs wurde sehr bemerkt, da er selbst in dieser vorgerückten Stunde zu keinem Privatgespräch zu haben war.

Er rettete sich in die Andacht wie in ein Asyl, in das ihm die grübelnden Gedanken nicht folgen konnten. Alle Vorschriften des Vespergebets hielt er ein, schlug

zur Buße seine Brust, bekannte Sünden, die er nicht begangen hatte, versprach Opfer, die nur Sinnbilder der Sühne waren. Und in dieser fremden Welt, von der Wirklichkeit ganz abgetrennt, fand er etwas von dem verlorenen Gleichgewicht zurück, von der Gewißheit, daß seine Handlungsweise die richtige gewesen sei. Das richtete ihn in seiner körperlichen Schwäche auf. Er war sehr matt, als er sich zurücklehnte, um die zweite Predigt anzuhören, aber nicht mehr so arg mit sich selbst im Streite.

Warum rüttelte der Prediger dann wieder an der mühselig errungenen Selbstbeschwichtigung, zielte mit zürnenden und vorwurfsvollen Worten, als habe er es eigens auf Herrn Rosenberg und seine inneren Konflikte abgesehen.

Er tadelte die Art, sich mit Gott abzufinden, gewissermaßen mit ihm Abrechnung zu halten. „Wir schenken dir vierundzwanzig Stunden unserer Zeit, du gewährst uns dafür deinen Schutz für die Dauer eines Jahres."

Diese Eintagsandacht habe von der Frömmigkeit nichts als die äußere Geberde. Um sie echt zu machen, bedürfe es eines in allen Einzelheiten gottgeweihten Lebens.

Er erinnerte seine Gemeinde an das Buch Jesaja, in dem beschrieben steht, wie auch damals die Juden sich ihrer Kasteiungen rühmten, und wie der Herr ihnen den Weg zum wahren Fasten zeigte. „Dem Hungrigen zu spenden, Gebeugte aufzurichten, die Missetat der Selbstsucht meiden. Das sind die Dienste, die mir wohlgefällig sind."

Es war ein Gegensatz zwischen diesen Mahnungen zur Güte und des Redners heftigem Gebaren. Er lief auf der Kanzel hin und her, schlug auf die Polster, bog den Körper weit über die Brüstung vor.

Nun lenkte er in eine sanftere Tonart ein. Er fragte:

„Seid Ihr eingedenk des feierlichen Augenblicks, von dem es heute morgen hieß, das in ihm das Schick-

sal des Geschaffenen in das Buch des Lebens eingeschrieben wird? Und seid Ihr der Verantwortung bewußt, die in dem Worte liegt: sein Schicksal ist besiegelt? Gewiß, Anfang und Ende liegen in dem Dunkel, das nur Einem aufgelichtet ist. Aber auch auf den Oberflächen, die uns kurzsichtigen Menschen sichtbar werden, laufen Fäden, die wir durch kurze Strecken lenken können. Darum prüft Euch gut: habt Ihr nicht auch im Unmut, in ungerechtem Zürnen, ein Menschenschicksal, das in Eure Hand gegeben ist, besiegelt, und damit schweres Unheil angerichtet? Und könnt Ihr von Gott verlangen, daß er Euch bedingungslos verzeiht, wenn Ihr nicht selber fähig seid, denen, die Euch wehe taten, zuzurufen: ich vergebe."

Herr Rosenberg rückte gepeinigt auf seinem Platze hin und her. Er versuchte sich gegen diese neumodische Art der Predigt aufzulehnen. Er wollte Gottes Wort auslegen hören und nicht so ein idealistisches Gewäsch. Und er war nicht da, um sich von so einem jungen Rabbi abkanzeln zu lassen.

Und doch ließ ihn das Bild nicht los.

Hatte er das getan? Hatte er das Schicksal seines Sohnes im Zorn besiegelt? Und hatte schweres Unheil damit angerichtet?

Vor den geschlossenen Blicken stand wieder die Vision . . . die hohe Kerze zwischen den zwei herabgebrannten Stümpfchen, schlank und groß, wie die Glieder seines jungen Sohns.

Schlank und groß. Um Haupteslänge überragte er den Vater. Und es war doch noch nicht lange her, daß er schwach und hilfsbedürftig vor ihm dagelegen hatte.

. . . Eine laue Sommernacht. Der Mond scheint durch das offene Fenster und beleuchtet die Gestalt des Mannes, der im Zimmer rastlos auf und nieder schreitet. Die Straßen sind ganz still geworden, es hallt kein Schritt mehr auf dem Pflaster nach. Und nur ein Laut schneidet in das tiefe Schweigen: ein

Schrei . . . und wieder einer . . . der Hilfeschrei der Creatur, die leidet. Der Mann, der in dem mondserhelltem Zimmer auf und nieder schreitet, krallt die Finger ineinander . . . sein ganzes Wesen nur ein einziges Gebet: Gott, Gott stehe ihr bei . . . mach ihrer Qual ein Ende.

Aber erst im ersten fahlen Morgenlicht, er ist im Halbschlaf auf das Kanapee gesunken, wird er gerufen:

„Der Bub ist da, Herr Rosenberg."

Ein Prachtkerl — ein Sonntagskind.

Felix wird er genannt, und er bringt das Glück ins Haus.

Noch nie ist das Geschäft so gut gegangen als im Jahr seiner Geburt. Und er selbst gedeiht vortrefflich. Zu zwölf Monden stellt er sich schon auf die Beine, verlangt zu laufen. Und bald darauf macht er seine ersten Sprechversuche. Er sagt zuerst „Mama" und das verdrießt den Vater.

Man lacht ihn aus: „das nächste wird eben ein Mädel sein." Und im Grunde ist es ihm auch nicht Ernst. Der Junge liebt ihn doch am meisten.

Wie er vor Freude kräht, wenn der Vater heimkommt, ihn in die Höhe schwenkt und auf den Knieen schaukelt. Wie stolz er ist, wenn er am Sonntag mit dem Papa spazieren geht. Wie stürmisch er dann zu Hause fordert: „Ferdchen spielen", „auf Papas Dütten deiten", wie er lacht und jubelt: „Noch mehr, noch mehr", wenn der Vater ihm mit ungeschickten Händen Tiere zeichnet und Soldaten und die Kindsmagd und die Mutter.

Das erste Kind! Und die Eltern sind noch selber jung. Es bleibt der Liebling, auch noch nachdem das Schwesterchen gekommen ist. Erst der Nachkömmling macht ihm den Vorrang streitig.

. . Fortsetzung und Schluß der Predigt entgingen Herrn Rosenberg. Ganz in sich versunken, den Kopf in der ausgespreizten Hand vergraben, folgte er Schritt für Schritt den Spuren der Vergangenheit.

Verschlossene Türen sprangen auf, sein eigenes Ich trat ihm daraus entgegen, ein Ich der Zeiten, die er längst vergessen glaubte . . . Wie durch ein Wunder wurden, unter der Schrift der Gegenwart, verblaßte, halb verwischte Züge wieder klar — von allen Seiten grüßte ihn das Bild des Sohnes, rief ihm zu: Weißt du noch . . . . Besinnst du dich wie damals . . .?

. . . Die Schatten der anbrechenden Dämmerung verdüsterten den Betsaal. Der fremdgläubige Diener entzündete das Gas. Sein Schein fiel auf schlaffe Mienen, ermüdete Gestalten, und seine Ausstrahlung war wie gehemmt; gleichsam eingesponnen in dem dicken Brodem, dem Gemisch von Körperathem und dem Ausatmen von geistiger Bedrängnis Zu breiten Streifen ballte sich der Staub zusammen, die Dochte der herabbrennenden Seelenlichte schwelten.

Auf der Frauengalerie liefen Schritte hin und her. Wieder war eine von den Frauen ohnmächtig geworden, man brachte sie hinaus.

Die Gemeinde beendete das Schlußgebet, mit der letzten leidenschaftlichen Bewerbung um die Gnade und den Schutz des Herrn.

Unser Vater! Unser König! Zerreiße das über uns gesprochene Urteil!

Unser Vater, unser König! Fülle unsere Hände mit dem Segen, fülle unsere Speicher mit Ueberfluß!

Unser Vater, unser König! Vereitle die bösen Absichten unserer Gegner!

Herr Rosenberg sendete nur einen Wunsch zum Schöpfer:

Unser Vater, unser König! Erbarme dich über unsere Kinder. Schicke unseren Kranken Genesung.

Wie ein zudringlicher Bittsteller sagte er immer nur das Gleiche:

„Schicke unseren Kranken Genesung!“

. . . Der Vorbeter, sehr bleich, die Augen groß und glänzend in dem schmalgewordenen Gesicht, nahm noch einmal seine ganze Stimmenmacht zusammen.

Höre Israel! Der Ewige ist unser Gott! Der Ewige ist einzig!

Die Gemeinde sprach es ihm nach. Und dreimal wiederholte sie die Huldigung:

Gepriesen sei sein Name! Seine Hoheit und Majestät immer und ewig!

Aber siebenmal, als bestände ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen der Zahl und dem Bekenntnis, rief sie es aus:

Der Ewige ist der wahrhaftige Gott!

Ein Hornstoß . . . der sich zum Geschmetter steigert . . . zum Lärmgeblase . . . . der Gottesdienst des Versöhnungsfestes ist beendet.

Alle drängten sich zum Ausgang, nach so langer Ausdauer plötzlich von Ungeduld erfaßt.

Herr Rosenberg schloß sich nicht gleich an. So sicher war er, seine Frau nicht zu Hause vorzufinden, — hatte sie ihm nicht ganz entschieden den Gehorsam aufgesagt? — daß er einen Aufschub suchte für den Unfrieden, der seiner harrte. Sollte er sich nicht lieber dem kleinen Häuflein zugesellen, das zum Kaddischsegen sitzen blieb? Dann ließ er sich doch von der Menge in die Mitte nehmen, schüttelte ausgestreckte Hände, erwiderte Begrüßungen und gute Wünsche.

Auf der Straße erwarteten ihn Sohn und Tochter. Einträchtig gingen sie nebeneinander her. Wer es nicht anders wußte, konnte keine Abweichung von der üblichen Gepflogenheit bemerken, und des Vaters Stummheit wurde durch Alfreds lebhaftes Geplauder überdeckt.

Herr Rosenberg tat keine Frage. Schweigend erstieg er die Treppe, schwieg, als ihm seine Frau im Vorzimmer entgegentrat, kam, nach einer raschen Säuberung, schweigend zum festtäglichen Mahl, und aß und trank ohne ein Wort zu reden.

Seine Starrheit lähmte selbst die Schwatzlust Alfreds, der bisher jeden Gang mit einen Jubelruf empfangen hatte.

Aengstlich gingen des Knaben Blicke in die Runde. Was hatten sie denn heute Alle?

Er prüfte sich. Hatte er etwa eine Missetat begangen? Würde der Vater den Alltag damit anfangen, daß er ihn bestrafte?

Böse sah er aber eigentlich nicht aus. Nur sehr, sehr traurig, und so eigen, als sei er mit den Gedanken ganz wo anders, als bei diesem wundervollen Nachtmahl.

Nur einmal richtete er sich etwas auf, zeigte, als entdecke er sie eben erst, auf die beiden Kerzen, die, wie stets am Freitag Abend, auf dem Flügel brannten, und befahl, nein er bat, und seine Stimme zitterte dabei.

„Bitte, nehmt die beiden Lichte weg".

Dabei legte er die Gabel nieder, auf der gerade ein Stückchen Rebhuhn spießte, und rührte nichts mehr an. Trotzdem die Mutter immer wieder die Speisen in seine Nähe schob.

„Ach, wenn ich doch an meines Vaters Stelle wäre", dachte der Junge, war aber von der Seltsamkeit der Stimmung so bedrückt, daß er nicht zu widersprechen wagte, als die Schwester aufstand und ihn, noch vor dem Auftragen des Nachttisches, mit sich nahm.

Mann und Frau saßen einander gegenüber.

So heftig hatte Frau Bertas Herz selbst in jener Stunde nicht geschlagen, in der sie von den Eltern mit Alexander Rosenberg allein gelassen worden war, um ihm ihr Ja zu geben. Nur daß er damals eine frohe Zuversicht zur Schau getragen hatte, und heute nicht weniger bewegt erschien als sie. Und daß heute sie es war, die die Ungewißheit keine Sekunde länger ertragen konnte, und, mochte das Ergebnis auch wie immer sein, sofort nach einer Aussprache verlangte.

„Alexander", fing sie leise an, „ich muß dich um etwas bitten. Vergiß die Worte, die ich im Zorn gesprochen habe. Es ist wahr, ich werde es mir nicht verwehren lassen, meinen Sohn zu pflegen . . . aber . . ."

„Wieso bist du nicht gleich . . . . dort geblieben?"

Sie mißverstand ihn.

„Willst du mich wirklich auch verjagen?"

Er war im Kampf mit sich. Wie schwer, wie schwer wurde ihm die äußerste Entscheidung.

„Du warst doch wieder . . . dort?"

„Nein", versicherte sie hastig, „ich habe Anna anstatt meiner hingeschickt".

Sie biß sich auf die Lippen. Vielleicht brachte ihn das noch mehr auf.

„Wenn du mich nicht gesehen hast", beeilte sie sich hinzuzusetzen, „so war es, weil ich auf der letzten Bank gesessen bin. Das Geschwätz um mich herum war mir unerträglich, und ich bin etwas früher nach Haus gegangen, um eine wichtige Besorgung in der Wirtschaft . . ."

Sie unterbrach sich. Sie scheute sich, es auszusprechen, daß sie der ersten Sendung an den Kranken noch eine zweite hatte folgen lassen.

„Aber ich war den ganzen Nachmittag im Tempel", sie neigte sich zu ihm, wie um ihm ein Geschenk zu bieten, „in deiner Nähe".

Sie wußte nicht, was ihre Hingebung in ihm berührte. Daß ihr eigenes Opfer ihm auch eine Ahnung von Christinens Liebe gab; von dem Wesen eines Mädchens, das dem geliebten Mann auch freudig in den fremden Glauben folgt. Sie verstand nicht, daß er es versuchte, seinen inneren Kampf vor ihr zu bergen. Sie fragte sich: „Hat er mich überhaupt gehört? Von mir abgekehrt, wie um das Zimmer zu verlassen".

Nach einer Weile hörte sie ihn sagen, langsam, als hole er die Worte aus einem tiefen Schacht:

„Wie geht es Felix?"

Ihr Atem stockte. Dieser Name, nach so langer Zeit, von seinen Lippen.

„Nicht gut . . . . Professor Gerstel ist Nachmittag wieder bei ihm gewesen . . . Er fürchtet . . .", sie mußte innehalten, um die Kugel, die ihr in die Kehle stieg, hinabzuschlucken, „er fürchtet für die Lunge . . . Er hat . . . sie . . ." sie tastete nach Worten, die ihn nicht verletzen konnten „er hat sie nun doch bestimmt, eine Pflegerin zu nehmen . . . Und morgen früh", jede Silbe barg eine Beschwörung, „wollen . . . wir ihn transportieren. Ins Spital . . . wenn nicht . . ."

Sie schob ihre Finger in die seinen. So sehnsüchtig schickte sie ihm ihre Seele zu, daß ihr war, als ströme die ganze Wärme ihres Lebens in ihn hinein.

Er hielt das Haupt gesenkt. Seine Blicke gingen über sie hinweg zu der Stelle, von der die Sabbatlichte weggenommen worden waren. Doch da er jetzt die Augen hob, las sie in ihrem feuchten Schimmer eine große Liebe. Alles Entfernte, Harte, das die Jahre in sie hineingezeichnet hatten, war aus seinen Zügen ausgelöscht.

Und auch seine Stimme hatte den Klang von einst.

„Glaubst du, daß es ihm schaden möchte, wenn wir ihn noch heute nach Hause holten?"

Ganz nahe, ganz zu ihr gehörig fühlte sie ihn neben sich. Nicht einen Augenblick brauchte sie zu zweifeln, wie er es meinte.

Sie bückte sich zu seiner Hand hinunter. Und da er sie zurückhielt, warf sie ihm beide Arme um den Hals.

„. . . Alexander . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und der Ewige sprach: Ich verzeihe nach deinem Worte.

Wir entsprechen einem aus dem Leserkreis geäußerten Wunsch, die in der Literarischen Jahresrevue erwähnten und besprochenen Schriften alphabetisch geordnet zu verzeichnen, um so deren Anschaffung zu erleichtern. Der Verlag und der Preis sind mitvermerkt, wo dies dem Verfasser der Revue bekannt war.

Bibelkunde, Exegese usw.

(Seite 28–34.)

Adams, J., Israels Ideal; or Studies in Old Testament Theology; Edinburgh.

Alford, B. H., Old Testament History and Literature; London.

Altschüler, M., Die aramäischen Bibelversionen; Wien.

Besson, E., Introduction au prophète Sophonie; Paris.

Biblia hebraica, herausg. v. R. Kittel, 2. Aufl.; Leipzig, J. C. Hinrichs.

Breuer, R., Die fünf Magilloth; V., Esther; Frankfurt.

Burton, E. M., Stories from the old Testament; London.

Clemen, C., Die Himmelfahrt des Moses; Bonn, Marcus & Weber; 0,30.

Cornely, R., Commentarius in librum Sapientiae; Paris.

Curtis, E. B. und A. A. Madsen, A critical and exegetical Commentary on the books of Chronicles; Edinburgh.

Davies, T. W., Esra, Nehemiah and Esther; London.

Dawson, J. E., Lenten readings on the book of Ruth; London.

Duff, A., History of Old Testament criticism; London.

Duhm, B., Die 12 Propheten; Tübingen.

Eerdmann, B. B., Alttestamentliche Studien III., Exodus; Gießen.

Engert, Th., Das alte Testament im Lichte modernistisch-katholischer Wissenschaft; München, J. F. Lehmann; 4,00, geb. 5,00.

Eschwege, S. B., Immanuel ben Salomons Kommentar zum Hohen Lied; Frankfurt.

Euringer, S., Chronologie der biblischen Urgeschichte; Münster, Aschendorff.

Gärtner, H., Der dramatische Charakter des Buches Hiob und die Tendenz desselben; Berlin.

Greßmann, H., Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels; Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht; 6,00, geb. 7,20 (Subskr. 4,00; 5,20).

Gunkel, H., Genesis, 3. Aufl.; Göttingen.

Hardwich, J. M. u. H. C. White, Old Testament history, from the bird of Samuel to the death of David; London.

Harnack, A., Ein jüdisch-christliches Psalmenbuch aus dem 1. Jahrh.; Leipzig, J. C. Hinrichs; 4,50, geb. 5,50.

Hilprecht, H., Der neue Fund zur Sintflutgeschichte; Leipzig, J. C. Hinrichs; 2,00.

Huehn, E., Einführung in die biblischen Bücher (Altes Testament), 1. Teil; Tübingen.

Hughes, H. M., The Ethics of Jewish Apocryphal Literature; London.

Karge, P., Die Geschichte des Bundesgedankens im alten Testament; Münster, Aschendorff

Kirchner, A., Die babylonische Kosmogonie und der biblische Schöpfungsbericht; Münster, Aschendorff; 2,00.

Kittel, R., Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen; Leipzig.

König, Ed., Das alttest. Prophetentum; Gütersloh, C. Bertelsmann; 1,60.

Kraup, D. Chr., Auswahl pseudo-davidischer Psalmen; Kopenhagen, G. E. C. Gad; 1,75.

Landersdorfer, S., Bibel und die südarabische Altertumsforschung; Münster, Aschendorff; 1,00.

Leimbach, Das Buch des Propheten Jesaias; Fulda.

Lippl, J., Das Buch des Propheten Sophonias; Freiburg, Herder; 4,40.

Lockert, C., Le prophète Amos; Cahors.

Löwenthal, A., R. Jona Gerundi und sein ethischer Kommentar zu den Proverbien; Berlin.

Lotz, W., Abraham, Isaak und Jakob; Gr. Lichterfelde b. Berlin.

Meinhold, J. u. H. Lietzmann, Der Prophet Amos; Bonn, Marcus u. Weber; 1,00.

Mesnard, J. A., Les tendences apocalyptiques chez le prophète Ezechiel; Cahors.

Müller, G., Studien zum Text der Psalmen; Gütersloh.

Nikel, J., Das alte Testament im Lichte der altorientalischen Forschungen; Münster, Aschendorff; 1,60.

Nunns, Th., The Psalms and theirs makers; London.

Posnanski, S., Kommentar zu Ezechiel und den 12 kleinen Propheten des Eliezer aus Beaugency; Warschau.

Procksch, O., Die kleinen Prophetenschriften vor dem Exil; Calw, Vereinsbuchhandlung; 2,00.

Pussama, M., Systême cosmogonique d'accord avec le récit biblique; Paris.

Puukko, A. F., Deuteronomium; Leipzig, J. C. Hinrichs; 6,00.

Riem, J., O. Hamann u. K. Hauser, Natur u. Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen; Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses; 4,50, geb. 5,00.

Rothstein, J. W., Die Nachtgesichte des Sacharja; Leipzig, J. C. Hinrichs.

Schmitt, A., Bibel und Naturwissenschaft; Münster, Aschendorff; 0,60.

Schultze, R., 50 Psalmen in poetischer Verdeutschung; Berlin.

Sellin, E., Einleitung in das Alte Testament; Leipzig.

Skinner, J., A critical and exegetical Commentary on Genesis; Edinburgh.

Theis, J., Geschichtliche und literarkritische Fragen in Esra 1—6; Münster, Aschendorff.

Toffteen, O. A., Researches in Biblical archeology. Vol II. The historic exodus; Chicago.

Torrey, Ch. C., Ezra studies; London.

Ungnad, A. u. W. Staerk, Oden Salomos; Bonn, Marcus u. Weber; 0,80.

Volz, P., Der Geist Gottes und verwandte Erscheinung; Tübingen.

Wiemer, H. M., Essays in Pentateuchal Criticism; London.

Religionsgeschichte.

(Seite 36—40.)

Balsak, B., Torat ha = adam; Warschau.

Brandt, W., Die jüdischen Baptismen; Gießen.

Chwolson, D., Ueber die Frage, ob Jesus gelebt hat? Leipzig.

Cohen, H., Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit; Berlin = Schöneberg. Evang. Schriftenvertrieb; 0,60. (Auch in engl. Uebers.)

Drews, A., Die Christusmythe, 5. Aufl.; Jena, Diederichs; 3,00, geb. 4,00.

Eiselen, F. C., Prophecy and prophets in their historical relations; New-York.

Gerhard, H. F., Höhenopfer — Biblische Legenden; Leipzig.

Gunkel, H., Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft; Berlin = Schöneberg, Ev. Schriftenvertrieb; 0,50.

Hehn, F., Der israelitische Sabbath; Münster, Aschendorff.

Heyermanns, H., Sabbath; Pößneck.

Hirsch, E. G., The Jews and Jesus; Chicago.

—, Die Beiträge des Judentums zur liberalen Religion; Berlin-Schöneberg, Ev. Schriftenvertrieb.

Hollmann, G., The jewish religion in the time of Jesus; London.

Horodezky, S. A., Rabbi Nachmann aus Braslaw; Berlin, Poppelauer.

Jensen, P., Moses, Jesus, Paulus; Frankfurt, Neuer Frankfurter Verl.; 1,20.

Kroell, M., Die Beziehungen des klassischen Altertums z. den hl. Schriften, 2 Bände; Bonn, C. Georgi; 5,00.

Kesseler, K., Der Unsterblichkeitsglaube.

Lemann, A., Histoire complète de l'idée messianique chez le peuple d'Israel; Lyon.

Levi, J., Le péché originel dans les anciennes sources juives; Paris.

Loeschcke, G., Jüdisches u. Heidnisches im christl. Kult.; Bonn, Markus u. Weber; 0,80.

Lublinski, S., Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur. — Das werdende Dogma vom Leben Jesu. 2 Bd.; Jena, Diederichs; à 3,00, geb. 4,00.

Mader, E., Die Menschenopfer der alten Hebräer u. d. benachb. Völker; Freiburg, Herder; 5,60.

Maurenbrecher, M., Von Nazareth nach Golgatha. — Von Jerusalem nach Rom; Berlin, Verl. d. Hilfe; à 4,00, geb. 5,00.

—, Biblische Geschichten; Berlin, Verlag des Vorwärts.

Merx, A., Der Messias oder Ta'eb der Samaritaner; Gießen.

Montefiore, C. G., The synoptic Gospels; London.

Pincherle, E., Giudaismo e christianismo; Rom.

Podechard, P. E., Les usages funéraires u. s. w.; Lyon.

Rabestein, Th. L., De eenheid der eschatologische Vorstellingen u. s. w.; Utrecht.

Reinach, S., Orpheus, Allg. Gesch. d. Relig.; Wien, J. Eisenstein u. Co.; 7,50, geb. 9,00.

Robertson, J. M., Die Evangelien-Mythen, 2. Tausend; Jena, Diederichs; 3,00, geb. 4,00.

Roscher, W. H., Die Zahl 40 in Glauben, Brauch u. Schrifttum d. Semiten; Leipzig, Teubner; 2,00.

Rule, U. Z., Old Testament Institutions; London.

Saint-Yves d'Alveydre, Le thèogonie des Patriarches; Paris.

Schmitz, O., Die Opferanschauungen des Spätjudentums.

Schultz, W., Dokumente der Gnosis; Jena, Diederichs; 8,00, geb. 9,50.

Strack, H. L., Jesus, d. Häretiker u. die Christen; Leipzig, Hinrichs; 3,00.

Geschichte, Kulturgeschichte, Archeologie, Biographie.

(Seite 42—49.)

Balaban, M., Die Juden in Oesterreich z. Z. der Regierung des Kaisers Franz Joseph; Stanislau.

Bertholet, A., Das Ende des jüd. Staatswesens; Tübingen.

Brann, M., Gesch. d. Juden u. ihrer Literatur, I., 3. Aufl.; Breslau.

Daiches, S., The Jews in Babylonia in the Time of Ezra and Nehemiah according to Babylonian Inscriptions; London.

Diehl, E., Lat. christl. Inschriften m. e. Anh. jüd. Inschriften; Bonn, Markus u. Weber; 1,20.

Eckstein, A., Die israel. Kultusgemeinde in Bamberg 1803—53; Bamberg.

Felten, J., Neutestamentliche Zeitgeschichte, 2 Bd.; Regensburg, G. J. Manz; 22,00, geb. 26,00.

Frankl, L. A., Erinnerungen; Prag, J. K. Calve; 5,00.

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine, 8. Aufl.; Leipzig, S. Hirzel; 42,00, geb. 53,00.

Geiger, A., Das Judentum u. s. Geschichte; Breslau.

A. Geiger, Leben und Lebenswerk; Berlin.

Ginsburger, M., Die Juden in Basel; Basel.

Hillesum, J. M., Het eerste te Amsterdam gedrukte Hebreuwsche boek; Amsterdam.

Horwitz, Hofjuden in Kurhessen; Kassel.

Hoffmann, M., Der Geldhandel der deutschen Juden während d. Mittelalters; Leipzig.

Jessel, E. E., The unknown history of the Jews; London.

Die Judenpogrome in Rußland, 2 Bd.; Köln, Jüdischer Verlag; 8,00.

Karge, P., Die Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina; Münster, Aschendorff; 1,00.

Kent, Ch. F., The Kings and Prophets of Israel and Judah; London.

Kittel, R., Geschichte d. Volkes Israel, II., 2. Aufl.; Gotha.

Klameth, G., Vom Ausbau des 2. Tempels bis zum Mauerbau Nehemias; M. Ostrau.

Kober, Die rechtliche Lage der Juden im Rheinland während d. 14. Jahrh.; Trier.

Krauß, S., Talmudische Archeologie; Leipzig, G. Fock; 20,00, geb. 21,00.

Krauß, S., Antonius und Rabbi; Frankfurt, Saenger u. Friedberg; 4,00.

Kutschera, H., Die Chasaren; Wien.

Lamm, L., Nehemias Jehuda Leib, ein Märtyrer f. d. Judenleibzoll; Berlin, Lamm.

Lattes, A. u. A. Toaff. Gli studi ebraici a Livorno nel secolo XVIII.; Livorno.

Lazarus, N., Ein deutscher Professor in der Schweiz; Berlin, Ferd. Dümmler; 3,50.

Löw, J., Der biblische ezob; Wien.

—, Aramäische Lurchnamen.

Lucas, L., Zur Gesch. der Juden im 4. Jahrh.; Berlin; 3,50.

Mainzer, M., Ueber Jagd, Fischfang und Bienenzucht bei den Juden in der tannaïtischen Zeit; Frankfurt, J. Kauffmann.

Mommert, C., Siloah, Brunnen, Teich, Kanal zu Jerusalem; Leipzig.

Morpurgo, E., La famiglia Morpurgo di Gradisca sull Isonzo 1585/1885; Padua.

Myers, J. M., The history of the jewish people; London.

Nisselowitsch, J. N., Die Judenfrage in Rußland; Berlin.

Nordmann, A., Der israelitische Friedhof in Hegenheim; Basel.

Perles, F., Abr. Geiger; Frankfurt, J. Kauffmann.

Peters, N., Die jüdische Gemeinde von Elephantine-Syene u. ihr Tempel; Freiburg, Herder; 1,50.

Philipson, D., Erinnerungen an Isaac M. Wise.

Protokoll des IX. Zionisten-Kongresses in Hamburg; Cöln, Jüd. Verlag; 1,00.

Rosenmann, J. N. Mannheimer; Wien.

Rothschild, S., Aus Vergangenheit und Gegenwart d. israelit. Gem. Worms, 4. Aufl.; Frankfurt, J. Kauffmann.

Sachse, E., Die Bedeutung des Namens Israel; Bonn.

Schneider, H., Kultur und Denken der Babylonier und Juden; Leipzig, J. C. Hinrichs; 13,50, geb. 15,00.

Schwalm, M. B., L'industrie et les artisans juifs à l'époque de Jésus; Paris.

—, La vie privée du peuple juif à l'époque de Jésus-Christe; Paris.

Staerk, W., Die jüdisch-aram. Papyri von Assuan; Bonn, Marcus u. Weber; 1,00.

—, Aram. Urkunden z. Geschichte des Judentums im VI. u. V. Jahrh.; Bonn, Markus u. Weber; 0,60.

Wagner, M. B., Los judios de Levante; Brüssel.

Weil, R., Le séjour des Israélites et le Sinai; Paris.

Weinberg, M., Gesch. der Juden in der Oberpfalz. III.; Sülzburg (Oberpfalz).

Wilcken, U., Zum Alexandrinischen Antisemitismus; Leipzig, Teubner; 2,40.

Winter, M., Die Koch- u. Tafelgeräte in Palästina z. Z. der Mischna; Berlin.

Zoller, S., Una lettera dei Salomone Aschkanasi al Granduca di Toscana.

Geographie, Statistik usw.

(Seite 49—50.)

Boehm, A., Zionistische Palestinaarbeit; Wien.

Brutzkus, B., Statistik der jüd. Bevölkerung III (russ.); Petersburg.

Cohen, J., Israel in Italien; Berlin, Lamm.

Feitlowitsch, J., Quer d. Abessinien; Berlin.

Klein, S., Die Barajta der 24 Priesterabteilungen; Heidelberg.

Masterman, E. F., Studies in Galilee; London.

Meistermann, B., Guide du Nil au Jourdain par le Sinai et Pétra; Paris.

Resch, A., Das Galiläa b. Jerusalem; Leipzig, J. C. Hinrichs; 1,30.

Rochlin, J. L., Der Flecken Krasnopolje (russ.); Petersburg.

Segall, J., Die Entwicklung der jüd. Bevölkerung in München; Berlin, Bureau f. Statistik d. Juden; 3,00.

Slouschz, N., Un voyage d'études juives en Afrique; Paris.

Trietsch, D., Palästina Handbuch; Berlin-Schmargendorf, Orient-Verlag; 3,00.

Weill, R., La presqu'île du Sinai; Paris.

Zollschan, J., Das Rassenproblem; Wien.

Literaturgeschichte, Liturgie, Philosophie. (Seite 52—58.)

Aptowitzer, V., Die syrischen Rechtsbücher u. das mosaisch-talmudische Recht; Wien.

Bacher, W., Die hebräische und jüdische Poesie der Juden Jemens; Straßburg, Trübner.

Berliner, A., Der Einheitsgesang; Berlin.

Blau, L., Leben u. Werke Wilhelm Bachers (ung.); Budapest.

—, Bibliographie der Schriften Wilhelm Bachers; Frankfurt, J. Kauffmann.

Blaufuß, H., Götter, Bilder und Symbole; Nürnberg, J. L. Schrag; 1,00.

Kalisch, Ed. N., The Jews in English Literature, as author and as subject; Richmond, Va.

Chajes, H. P., Kommentar des Salomon ben ha-Jathom zu Maschkin; Berlin.

Cohen, H., Innere Beziehungen der Kantschen Philosophie zum Judentum; Berlin.

Debre, M., Der Jude in der französischen Literatur von 1800 bis z. Gegenwart; Ansbach.

Dünner, J. H., Noten zu den Traktaten Cholin u. Keritot (hebr.); Frankfurt, Saenger u. Friedberg.

Dunin-Borkowski, Der junge Despinoza; Münster, Aschendorff.

Epstein, A., Maaseh ha-Geonim; Berlin.

Friedländer, S. J., Jerusalemischer Talmud, V. Kodaschim.

Friedländer, Isr., Maimonides-Selektions from the Arabic writings; Leiden.

Funk, S., Entstehung d. Talmuds; Leipzig.

Geiger, L., Die Deutsche Literatur u. die Juden; Berlin.

Ginzberg, L., Geonica, 2 Bd.; New-York.

—, Seride ha-Jeraschalmi; New-York.

—, Legends of the Jews; Philadelphia.

Goldschmidt, L., Der babylonische Talmud. V., 1. Lief.: Traktat Nasir; Leipzig.

Gottlieb, M., Maimons Kommentar zu Mischnah (Traktate Makkoth und Schebuoth); Hannover.

Grünfeld, A., Die Lehre vom göttlichen Willen bei den jüdischen Religionsphilosophen von Saadja bis Maimuni; Münster, Aschendorff.

Guttmann, M., Zur Einführung in die Halacha; Budapest.

Hölscher, G., Traktate Sanhedrin und Makkot; Tübingen.

Horten, M., Die Philosophie des Abu Raschid; Bonn, P. Hanstein; 6,00.

—, Die philosophischen Ansichten von Razi und Tusi; Bonn, P. Hanstein: 5,00.

Jawitz, W., Mekor ha-berachot; Berlin.

Krauß, S., The Mishnah treatise Sanhedrin; Leiden.

Künstlinger, D., Das 18=Gebet; Krakau.

Lange, G., Sefer Maasse Choscheb des Gersonides; Frankfurt.

Lehmann, M., Die Sprüche der Väter; Frankfurt, J. Kauffmann.

Lewkowicz, J., Aus der Philosophie des Judaismus (pol.); Warschau.

Moore, G. F., Die Eigenart der hebräischen Geschichtsschreibung im alttestamentlichen Zeitalter; Berlin.

Moravsky, M., Seder Berachoth.; Frankft., Saenger u. Friedberg; 1,50.

Philos Schriften II., herausg. v. L. Cohn u. J. Heinemann; Breslau, M. u. H. Markus; 6,40.

Philon Commentaire allégorique des saintes lois, traduction francaise par E. Brehiér; Paris.

Pinchassow, A., Gebete d. Juden mit der Tat-Uebersetzung; Derbent.

Poznanski, S., Die karäische Literatur der letzten 30 Jahre; Frankfurt, J. Kauffmann.

Rawicz, M., Kommentar des Maimonides zu den Sprüchen der Väter und die 8 Kapitel.

Rawnitzki, Ch., u. Ch. N. Bialik, Sefer ja-agada, V.; Odessa, Verlag Moriah; 12,00.

Rosenthal, L. A., Ueber den Zusammenhang der Mischna, I. Teil; Straßburg.

Schapiro, J., Maimunis Mischna-Kommentar z. Traktat Arachin; Leipzig.

Schneege, G., Zu Goethes Spinozismus; Leipzig, G. Fock; 1,50.

Simon, L., Aspects of the Hebrew genius; London.

Slousch, N., The Renaisseence of Hebrew Literature (1743—1885); Philadelphia.

Sola Pool, D., The old jewish-aramaic prayer, the Kaddish; Leipzig.

Spinozas Ethik übersetzt von O. Baentsch; Leipzig, Dürrsche Buchhandlung; 3,40, geb. 4,00.

Staerk, W., Der Mischnatraktat Berakhoth; Bonn, Marcus u. Weber; 0,60.

—, Altjüd. liturg. Gebete; Bonn, Marcus u. Weber; 1,00.

Strack, H. L., Sanhedrin-Makkoth; Leipzig, J. C. Hinrichs; 2,40.

Windfuhr, W., Der Mischnahtraktat von der Prügelstrafe; Leipzig.

Winter, J. u. A. Wünsche, Mechilta. Ein tannait. Midrasch z. Exodus; Leipzig, Hinrichs.

Wünsche, A., Aus Israels Lehrhallen, IV u. V; Leipzig.

Zobel, M., Anonymer arab. Kommentar zu Maimonides' Führer der Unschlüssigen; Köln.

Zuckermandel, M. S., Tosefta, Mischna und Boraitha in ihrem Verhältnis zueinander; Frankfurt, J. Kauffmann.

Sprachwissenschaft.

(Seite 59—61.)

Bauer, S., Die Tempora im Semitischen; Leipzig, Hinrichs.

Ben-Jehuda, E., Thesaurus totius hebraitatis; Berlin-Schöneberg.

Bourgeois H., Le jargon judéo-allem.; Brüssel.

Cassel, D., Hebräisch-deutsches Wörterbuch, 8. Auflg.; Breslau.

Dörwald, P., Der hebräische Unterricht; Berlin, Weidmann; 3,40.

Gesenius, W., Hebr. u. aramäisches Handwörterbuch, 18. Auflage; Leipzig, F. C. W. Vogel; 18,00, geb. 20,00.

—, Hebr. Grammatik, 28. Aufl; Leipzig, F. C. W. Vogel.

Herner, S., Verbesserungen zu Mandelkerns großer Konkordanz; Lund.

Herzog, D., Die Wortvertauschungen im Kitab al Luma . . .; Graz.

Kluge, O., Beiträge zur Methodik des hebr. Sprachunterrichts; Pyritz.

Kohut, A., Aruch kompletum; 2 Bd.; Wilna, „Heed Hasman"; à 6,00.

König, E., Hebräisch-aramäisches Wörterbuch z. Alten Testament; Leipzig.

Kropat, A., Die Syntax des Autors der Chronik; Gießen.

Margolis, M. L., Lehrbuch d. aramäischen Sprache d. babyl. Talmuds; München.

Mettmann, L., Die hebr. Sprache, ihre Geschichte und lexikalische Entwicklung.

Naschér, E., Das Buch des jüdischen Jargons; Wien, J. Deubler; 2,00.

Jahrbücher usw. (Seite 61—62.)

Jüdischer Almanach 5670; Köln, Jüdischer Verlag; 5,00.

Jahrbuch d. jüdisch-literarischen Gesellschaft zu Frankfurt; J. Kauffmann; 12,00, geb. 13,00.

Luncz, A. M., Palästinischer Kalender 5670; Jerusalem.

Year-Book of the Conference of American Rabbis XIX; Chicago.

Jüdische Enzyklopädie, VII; Petersburg, Brockhaus u. Efron; 10,50.

Ozar Israel; IV; New-York.

Varia. (Seite 62—65.)

Beermann, M., Sonne und Schild ist der Ewige! Frankfurt, J. Kauffmann.

Billauer, A., Grundzüge des babylonisch-talmudischen Eherechts; Berlin.

Blach, F., Die Juden in Deutschland; Berlin, R. Curtius; 1,50.

Bondi, E., Limmud hadath; Brünn.

Coblenz, F., Lehrbuch d. jüd. Religion, 2. Aufl., Leipzig.

Fehr, H., Hammurapi und das salische Gesetz; Bonn, Marcus u. Weber; 2,80.

Fischer, A., Tag und Nacht im Arabischen; Leipzig, Teubner.

Ginzburger, M., Das jüdische Museum in Elsaß-Lothringen; Mühlhausen.

Hirsch, S. R., Gesammelte Schriften, Bd. V.; Frankfurt, J. Kauffmann.

Die Juden im Heere, vom Verein zur Abwehr des Antisemitismus; Berlin.

Kantor, E., Homiletische Essays über zeitgemäße Fragen; Frankfurt, J. Kauffmann.

Kistner, A., Der Kalender der Juden; Karlsruhe, F. Gutsch; 2,50, geb. 3,00.

Kohn, J. H., Bibel u. Talmudschatz, 9. Auflage; Hamburg.

Kollenscher, M., Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen; Berlin, J. Guttenberg; 2,40.

Kroner, Th., Der Zweikampf; Stuttgart, J. Heß; 1,00.

Levy, M. A., Biblische Geschichte, 14. Aufl.; Breslau.

Lewin, M., Lehrbuch der israel. Religion; Berlin, Poppelauer.

Magnes, J. L., Jewish Community of New-York City; New-York.

Maybaum, S., Predigten u. Schrifterklärungen, VI; Berlin, Poppelauer.

Michaelis, A., Die Rechtsverhältnisse der Juden; Berlin, Lamm.

Mühsam, S., Gesammelte Predigten; Leipzig, M. W. Kaufmann.

Münz, L., Religiöse Zeitfragen; Berlin, Lamm.

Prill, J., Einführung in die hebräische Sprache für den Schulgebrauch; Bonn, P. Hanstein; 2,00.

Segal, B., Die Entdeckungsreise des Herrn Dr. Th. Lessing zu d. Ostjuden; Lemberg, Verlag, „Hatikwa“; 1,00.

Stein, L., Die Schrift des Lebens; Frankfurt, J. Kauffmann.

Steinthal, H., Ueber Juden und Judentum; Berlin, Poppelauer.

Viau, R., Vingt ans d'antisémitisme 1889—1909; Paris.

Hebräische Literatur.
(Seite 65—66.)

Berditschewski, M. J., Baereb; Warschau.

Brody, H., Die Gedichte des Samuel ha-Nagid; Warschau.

—, Diwan des Jehuda ha-Levi; Berlin.

Eisenberg, J., Das Leben der Propheten; Leipzig.

Fahn, R., Zur Geschichte der Karaiten; Berlin.

Grünwald, L., Peëre chachme medinatenu; M. Sziget.

Horodezky, S. H., Rabbi Israel Baal-Schem; Berlin.

Lilienblum, M. L., Gesammelte Schriften, I; Odessa, „Moriah".

Raffalowich, S., Milchamot hapelachim; Jerusalem.

Steinberg, J., Ges. Schriften, I.; Odessa, „Moriah".

Belletristik. (Seite 67—69.)

Bienenstock, M., Das jüd. Element in H. Heines Werken; Verl. f. Liter., Kunst u. Mus.; 3,50, geb. 4,50.

Blumenthal, H., Jünglingsjahre; Cöln, Jüd. Verlag.

Borchardt, J., Die schw. Chaje; Frankfurt, J. Kauffmann.

Eggert, Ed., Simson; Ravensburg, F. Alber; 2,80, geb. 3,60.

Eisler, M., Von jüdischer Kunst; Cöln, Jüd. Verl.

Feiner, J., Gabr. Rießer; Frankfurt, J. Kauffmann.

France, A., Statthalter v. Judäa; München, A. Langen; 1,00, geb. 1,50.

Die Memoiren der Glückel von Hameln; Wien.

Katz, A., Jossele; Leipzig, G. Engel.

Karpeles, G., Heine-Reliquien; Berlin.

Krohn, H., Israels Töchter; Wandsbeck.

Kronbach, S., Aus dem Notizbuch d. Onkel Jonas; Berlin, S. Kronbach; 0,50, geb. 1,00.

Kuttner, B., Jüd. Sagen u. Legenden I.; Frankf., J. Kauffmann

Mirepoix, Babylone; Paris.

Münz, W., Einsames Land; Frankfurt, J. Kauffmann.

Nuél, M., Rabbi Lach u. seine Geschichten; Berlin, Verlag „Hesperus"; 2,00.

Polko, R., Hohenzollern- u. Judenblut wider Rom; Bitterfeld, M. Kiesel; 2,00.

Pulvermann, M., Festgeschichten; Berlin.

Santo Semo, Don Isaac; Konstantinopel.

Weisberg, M., Wölwel Zbarazer; Leipzig, M. W. Kaufmann; 1,00.

Wengeroff, P., Memoiren einer Großmutter; Berlin.

Wolbe, E., L. A. Frankl; Frankfurt, J. Kauffmann.

Wolf, A., Fahrende Leute bei den Juden; Leipzig, M. W. Kauffmann; 1,50.

Zangwill, J., Der Mantel des Elijah; Der Meister; Die graue Perücke; Komödien des Ghetto; Berlin, S. Kronbach; à 5,00, geb. 6,00.

—, Die im Dunkel wandern . .; Berlin.

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß

No. 18.	Berlin, im Dezember.	1910.

Zur Geschichte des Verbandes.

Ueber die Tätigkeit des Verbandes im abgelaufenen Jahre ist diesmal nicht viel zu berichten. Der Geschäftsführende Ausschuß war nach wie vor bemüht, die Vereine, insbesondere in kleinen, leistungsschwachen Gemeinden nach Kräften zu fördern. Die Rednerliste ist pünktlich erschienen und sämtlichen Vereinen für jüdische Geschichte und Literatur, auch vielen Jugendvereinen und sonstigen literarischen Gesellschaften gratis zugegangen. Einer stattlichen Anzahl von Vereinen wurde vom Sekretariat wissenschaftliches Material zu Vorträgen geliefert und bereitwilligst Ratschläge erteilt, so es sich um die Anlage von Bibliotheken und die Auswahl und Anschaffung

geeigneter Werke handelte. Einigen neugegründeten Vereinen haben wir mannigfache Publikationen, soweit sie uns zur Verfügung standen, gratis übermittelt und mehreren großen Vereinen, auf deren spezielles Verlangen, geeignete Redner nachgewiesen und in einzelnen Fällen auch die Verhandlung mit den Rednern übernommen und zu einem für beide Teile befriedigenden Abschluß geführt. — Die Publikation des Verbandes, das Jahrbuch, ist in diesem Jahre, dank der opferfreudigen Mitarbeit der nach dem Tode von Gustav Karpeles zur Herausgabe eingesetzten Kommission, insbesondere unseres Ehrenpräsidenten Herrn Prof. Dr. Martin Philippson, erheblich früher als in den letzten Jahren dem Drucke übergeben worden, so daß die Effektuierung der zahlreich eingegangenen Bestellungen schon anfang des Jahres erfolgen wird. —

Aus Mangel an Mitteln, zum Teil auch infolge des stetigen Rückganges der jüdischen Bevölkerung in den kleinen Städten, sahen sich einige Vereine gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen. Dagegen sind an verschiedenen anderen Orten neue Vereine entstanden, die aber ebenfalls der Unterstützung seitens des Verbandes bedürfen. Leider ist es uns trotz aller Mühe noch immer nicht gelungen, den Wanderrednerfonds derartig zu kräftigen, um namentlich die kleinen Vereine in ihrem Fortbestand wesentlich fördern zu können. Dieses Ziel wird nur dann zu erreichen sein, wenn sämtliche Vereine durch die regelmäßige Leistung eines Jahresbeitrages an den Verband seine Bestrebungen zu den ihrigen machen werden. — Indessen ist unser Sinnen hauptsächlich darauf gerichtet, dem Verbande neue Freunde und Gönner zu gewinnen, die uns dazu verhelfen sollen, das von unserem

unvergeßlichen Gustav Karpeles gebildete Werk, den Verband der Literaturvereine, zu einer dauernden und leistungsfähigen Organisation auszugestalten. Wir hoffen zuversichtlich, trotz aller Mißerfolge, die wir in den letzten Jahren zu verzeichnen hatten, daß unsere Mühe diesmal von Erfolg gekrönt sein wird, und wir können schon jetzt mitteilen, daß im Anschluß an die von einer unserer größten Organisationen für den Frühling in Aussicht genommene Generalversammlung ein Verbandstag der Literaturvereine stattfinden wird, zu dem die Einladungen im März 1911 ergehen werden. Die Generalversammlung besteht — nach § 4 des Verbandsstatuts — aus den Delegierten der einzelnen Vereine. Da jeder Verein für jedes angefangene 100 seiner Mitglieder eine Stimme hat, wird auch den kleinsten Vereinen die Möglichkeit geboten, an den Verhandlungen aktiven Anteil zu nehmen.

Auf diesem Verbandstag, der unter allen Umständen im kommenden Frühling stattfinden wird, sollen alle Punkte zur Sprache kommen, die zur Hebung und Fortentwickelung des Verbandes beitragen können. Es ergeht daher an alle Freunde unserer Organisation, die gleich uns in deren Fortbestand, beziehungsweise Erneuerung auf weiteren Grundlagen das schönste Denkmal für unseren verewigten ersten Vorsitzenden erblicken, das dringende Ersuchen, uns schon jetzt ihre Wünsche und Vorschläge mitzuteilen, damit wir in der Lage sind die Vorbereitungen in die richtigen Wege zu leiten und dann die Verhandlungen zu einem harmonischen Abschluß zu führen, würdig den edlen Bestrebungen, die der Verband seit seiner Begründung zur Ehre des Judentums und zum Segen der Judenheit propagiert hat.

Leider hat der Verband auch in diesem Jahre schmerzliche Verluste zu beklagen. Wir gedenken weh-

mütig des Rabbiners Dr. Groß in Augsburg, des Schriftstellers M. A. Klausner in Berlin, die treue Anhänger unserer Bestrebungen waren und den reichen Schatz ihres Wissens in den Dienst der Literaturvereine gestellt hatten, und bedauern aufs tiefste das am 6. Dezember d. Js. plötzlich erfolgte Ableben des um unseren Verband hochverdienten Dr. Hirsch Hildesheimer. Seit der Begründung des Verbandes Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses, hat der edle Entschlafene seine reichen Geistesgaben in den Dienst unserer Bestrebungen gestellt und sie mit der ihm eigenen Hingebung durch Schrift und Wort zu fördern gesucht. Unser Dank und unsere Treue folgen ihm über das Grab hinaus. Die Namen all dieser Männer werden in der Geschichte des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland fortleben.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

---

1. **Aachen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Oscar Francken, Vorsitzender; Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; S. Rosenfeld, Schriftführer; Robert Marx, Kassierer; Hermann Gottfeld, Bernh. Neckarsulmer, Oberingenieur S. Oestreicher, Beisitzer.

2. **Allenstein.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Gymnasialoberlehrer Levy, stellvertretender Vorsitzender; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Kantor Karo, Kassierer; Stadtrat und Stadtältester Simon, Kaufmann H. Ascher, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schechtenstetter, Salomon Buttenwieser. N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Ludwig Koch II, Kassierer; Moses Kahn, Simon Hirsch, Beisitzer; Lehrer A. Stern. Bibliothekar.

5. **Annaberg** (Erzgebirge). 25 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassierer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; Manufakturist K. Leipziger, Kaufmann E. Cohen, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorsitzender Dr. P. Kohn, Distrikts-Rabbiner.

7. **Aschaffenburg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer, Leopold Sternheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Simon Vogel, Wilhelm Hamburger, Benno Hamburger, Moses Rothschild.

8. **Augsburg.** 67 Mitglieder. Ehrenpräsident: Bezirksrabbiner Dr. Grünfeld, 1. Vorsitzender: Justizrat Dr. L. Bauer, 2. Vorsitzender und Kassierer; Bankier Emil Gutmann, Beisitzer: Kommerzienrat Heinr. Landauer und Rechtsanwalt Dr. Emil Epstein, Schriftführer: Rentier Gustav Flesch, Beisitzer.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. A. Eckstein, R.-A. Höflein, Kantor Klestadt, Hofbankier E. Wassermann, Justizrat Dr. Werner.

10. **Bebra.** 20 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Bernstadt i. Schl.** 20 Mitglieder. Vorstand: Theodor Brinnitzer, Vorsitzender; Albert Wolfgang, Schriftführer.

12. **Berlin.** 1220 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. M. Philippson, 1. Vorsitzender; Dozent Dr. J. Elbogen, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Julius Fränkel, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Chefredakteur J. Landau, Benas Levy, Professor Dr. Rosin, Beisitzer.

13. **Bernburg.** 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwabe, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender, Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Calm, Beisitzer.

14. **Beuthen** (O./S.) 200 Mitglieder. Vorstand: Dr. S. Galliner, 1. Vorsitzender; Rechtsanw. Dr. Schmidt, 2 Vorsitzender; Hugo Lesser, Schriftführer; Rektor Schürmann, Bibliothekar; Kaufmann Benno Steinfeld, Kassenführer; Louis Goldstein, Kaufmann Walter Kopfstein.

15. **Bingen a. Rh.** 110 Mitglieder. Vorstand: Bankier Julius Landau, Rechtsanwalt Strauß, Moses Groß, Rabb. Dr. Neuwirth, Dr. med. Rudolf Ebertsheim, Ferdinand Seligmann.

16. **Bocholt.** 37 Mitglieder. Vorstand: Abraham Weyl, 1. Vorsitzender; J. Spier, 2. Vorsitzender; Gustav Gompertz, Schriftführer; S. Bach, Kassierer; L. Nußbaum, Beisitzer.

17. **Bochum.** 125 Mitglieder. Vorstand: M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Dr. med. Mosbacher, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Rosenbaum, Kassierer; Lehrer M. Ostermann, Bibliothekar.

18. **Bonn.** 104 Mitglieder. Vorstand: Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kalischer; Kantor J. Baum, Schriftführer; Bankier L. David, Schatzmeister; Max Herschel, Dr. Cohn, Dr. Hermanns, Leopold Feldmann.

19. **Brakel** (Kreis Höxter). 24 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; August Sommer, stellvertretender Vorsitzender; B. Heineberg und D. Liebenberg, Beisitzer.

20. **Brandenburg a. H.** 39 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. Sittner, 2. Vorsitzender; Alb. Nathanson, 1. Schriftführer; M. Findling, 2. Schriftführer; M. Oppenheim, Kassierer.

21. **Braunschweig.** 75 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, 1. Vorsitzender; F. Spanjer-Herford, 2. Vorsitzender; M. Regensburger, Kassierer; S. Hamburger, Schriftführer.

22. **Bremen.** 70 Mitglieder. Vorstand: J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, 2. Vorsitzender; Dr. L. Rosenak, Schriftführer; B. Zacharias, B. Galatzer, N. Abraham, H. Steinberg.

23. **Breslau.** 325 Mitglieder. Vorstand: Geh. Justizrat Wollstein, Landgerichtsrat a. D., Vorsitzender; Dozent Dr. Brann, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Hirschberg, Schriftführer; Kgl. Oberbibliothekar Prof. Dr. L. Cohn, stellvertr. Schriftführer; Verlagsbuchhändler Max Marcus, Kassierer; Louis Burgfeld, Rabb. Dr. Jacob Guttmann, Hugo Jacobsohn, Justizrat Joël, Louis Loewenthal, Rabb. Dr. F. Rosenthal, Beisitzer.

24. **Briesen,** Westpr. 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Eppenstein, Apothekenbesitzer S. David, Kaufmann Philipp Neumann, Kaufmann Siegfried Moses.

25. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Justizrat Baerwald, Kassierer; Kaufmann Fuchs, Brauereibesitzer M. Mussak, Beisitzer.

26. **Bruchsal.** 90 Mitglieder. Vorstand: Jacob Oppenheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Fuchs, 2. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Moritz Nathan, Bibliothekar; Bernh. Hilb, Kassierer; Stadtrat Marx, R.-A. Rothschild, Dr. Eschelbacher, Prof. Dreyfuß, Beisitzer.

27. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld, G. Scheidemann, M. Croner, Lehrer S. Frank.

28. **Cassel.** 135 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Dr. med. F. Blumenfeld, H. Blumenthal, Landrabbiner Dr. Doctor, Th. Eisenberg, J. Hornthal, Kommerzienrat G. Plaut, Kommerzienrat G. Rosenzweig, J. Spangenthal.

29. **Coburg.** 55 Mitglieder. Vorstand: Prediger Simon Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassierer; Samuel Gutmann, S. Braun, Beisitzer.

30. **Cottbus.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Posner, Vorsitzender; Reyersbach, Klein, Oppenheim, M. Levy.

31. **Cöthen** (Anhalt). 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Seligkowitz, Kaufmann Markus.

32. **Crefeld.** 146 Mitglieder. Vorstand: Oberrabb. Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; M. Reis, Rechner; Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jakob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. H. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer.

33. **Culm a. W.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; W. Sieberth, Beisitzer. Arthur Bukofzer, Bibliothekar;

34. **Culmsee.** 33 Mitglieder. Vorstand: Sternberg, Springer, Wittenberg, Gelhar, Levy, Cohn.

35. **Cüstrin.** 60 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Vorsitzender; Adolf Hartwich, stellvertr. Vorsitzender; Adolf Herzog, Kassierer; K. Haase, Schriftführer; Hermann Loewy, Bibliothekar.

36. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

37. **Danzig.** 190 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Kaelter, Vors.; Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vors.; Fabrikbesitzer Moritz Cohn, Schatzmeister; Kaufmann Max Jacoby, Schriftführer; Geh. Sanitätsrat Dr. Wallenberg, Dr. med. Julius Lewy, Dr. Schopf.

38. **Detmold** (Lippe). 40 Mitglieder. Vorstand: Jul. Weinberg, Julius Michaelis-Jena.

39. **Diedenhofen.** 45 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Moritz Michel, Zahnarzt B. Elk, Regierungsbaumeister M. Dreyfuß, Kaufmann Arthur Israel, Kantor L. Hoffstein.

40. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

41. **Dirschau.** 48 Mitglieder. Vorstand: Kreiskommunalkassen-Rendant Stern, Vorsitzender; Kaufmann Lippfeld, Stellvertreter; Kaufmann Lesser, Kassierer; Kaufmann Jantoffsohn jun., Schriftführer; Lehrer Jaffé, Bibliothekar. Kleine Bibliothek.

42. **Dortmund.** 150 Mitglieder. Vorstand: Em. Goldschmidt, 1. Vorsitzender; D. Leeser, 2. Vorsitzender; Dr. Weinberg, Schriftführer; Siegmund Mausbacher, Kassierer; Dr. B. Jacob, S. Elkan, J. N. Wolff, Beisitzer.

43. **Dresden.** 91 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; Dr. Alfred Zucker, Beisitzer.

44. **Duisburg.** ca. 130 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Neumark, 1. Vorsitzender; Julius Philipps-Ruhrort, 2. Vorsitzender; Max Levy, Max Löwe, Lehrer Nußbaum.

45. **Düsseldorf.** 184 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baeck, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, stellvertr. Vorsitzender; C. W. Simons, Schatzmeister; Dr. Jonas, 1. Schriftführer; J. Michalowski, 2. Schriftführer; M. Fuchs, A. Hendrix, Beisitzer.

46. **Eberswalde.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, stellv. Vorsitzender; E. Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassierer; P. Spandau, Beisitzer.

47. **Eisenach.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Ernst Meyer, Vorsitzender; Isidor Cohn, stellvertr. Vorsitzender; David Mandelbaum, Schriftführer; Max Klebe, Kassierer; Max Troplowitz, Beisitzer; B. Großmann, Bibliothekar.

48. **Elberfeld.** 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. Norden, Ehrenmitglied; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. Wetzstein, 2. Vorsitzender; R.-A. Brück, Schriftführer; B. Weingarten, Kassierer; J. Kann, Bibliothekar; L. Fleischhacker, Stern-Großmann, Beisitzer.

49. **Elbing.** 49 Mitglieder. Vorstand: Rentier S. Levy, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann Th. Lesser, Kassierer; Kaufmann W. Lewin, Schriftführer; Kaufmann Ph. Rosenthal, pr. Arzt Dr. Landon, Kaufmann G. Ochs, Beisitzer.

50. **Erfurt.** 82 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, Gustav Neukamp, Arthur Ziegler.

51. **Essen** (Ruhr). 2 Ehrenmitglieder, 165 ordentliche und 8 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kaufmann Max Kugelmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassierer; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer.

52. **Filehne.** 48 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrat Dr. Fronzig, E. Levy, A. Salinger, S. Herzberg, J. Lewin.

53. **Fordon a. d. Weichsel.** 20 Mitglieder. Vorstand: K. Roßkamm, Vorsitzender; E. Caro, Schriftführer; Frl. S. Cohn, Kassiererin, P. Bendit.

54. **Frankfurt a. M.** 270 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Horovitz, Vorsitzender; Dr. J. Heinemann, stellv. Vorsitzender; J. Sommer, Kassierer; Fritz Sondheimer, Schriftführer; Hugo Fränkel, Dr. J. Hörter, Dr. med. R. Kauffmann.

55. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Salomonski, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, stellvertr. Vorsitzender; L. Broh, Rendant; Lehrer Dobrowolsky, Bibliothekar; Dr. Kahnemann, Beisitzer.

56. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer und Piquart, Beisitzer.

57. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

58. **Geestemünde-Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer, Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorst., H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe und M. Feldbrand-Geestemünde.

59. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

60. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Klestadt, Kassierer; Lehrer Katz, 1. Bücherwart; Samuelsdorf, 2. Bücherwart.

61. **Gießen.** 118 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; Z. Kann, Kassierer; Lehrer Levy, Bibliothekar; A. Fröhlich, J. Pfeffer.

62. **Glogau.** 90 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Dr. Lucas, Leopold Sachs, Mosing Cohn, Georg Ostertag.

63. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

64. **Göttingen.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Behrens, Vorsitzender; Bernhard Bachmann, Schriftführer; Richard Gräfenberg, Kassierer; Rechtsanwalt Rosenberg, Hermann Jakob, Maximilian Gans.

65. **Gollub W.-Pr.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Apothekenbesitzer A. Riesenfeld, 2. Vorsitzender; A. Silberstein, Schriftführer; Rendant J. Tuchler.

66. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

67. **Gostyn.** 20 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Julius Kantorowitz, Rendant.

68. **Gotha.** 45 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

69. **Grätz** (Posen). 26 Mitglieder. Vorstand: S. Jablonski, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; N. Krüger, Kassierer.

70. **Graudenz.** 62 Mitglieder. Vorstand Rabbiner Dr. J. Loewy, Rechtsanwalt Dr. Cohnberg, Lehrer D. Mannheim, Kantor J. Bernstein, Waisenhaus-Inspektor Blumenfeld, Apotheker Georg Birnbaum und B. Loewenthal.

71. **Groß-Blittersdorf.** 24 Mitglieder. Vorstand: J. Simon, 1. Vorsitzender; Armand Levy, 2. Vorsitzender; Emil Franck, Schriftführer; J. Bloch, Kassierer.

72. **Gr.-Strehlitz, Ob.-Schl.** 39 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wachsner, Rechtsanwalt u. Notar Naumann, Samuel Rothmann, Waldemar Epstein, Prediger Steiner.

73. **Gütersloh und Nachbargemeinden.** 62 Mitglieder. Vorstand: L. Rosendahl-Gütersloh, Vorsitzender; C. Bergfeld-Versmold, stellvertr. Vorsitzender; H. Rosenthal-Gütersloh, Schriftführer; A. Steinberg-Rheda, Schatzmeister; L. Spier-Rheda, G. Wolf, Kassierer; B. Loewenthal, Beisitzer.

74. **Grünberg i. Schl.** 34 Mitglieder. Vorstand: L. Laskau, Vorsitzender; Emil Kosterlitz, stellv. Vorsitzender; Adolf Selowsky, Kassierer (Schriftführer vakant); Alfred Baeck, Bibliothekar.

75. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

76. **Hagen i. W.** 83 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. E. Wolff, Vorsitzender; Lehrer W. Abt, Schriftführer; Prokurist W. Benjamin, Kassierer.

77. **Hamburg.** 150 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. med. E. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassierer; S. Goldschmidt, Salomon Goldschmidt.

78. **Hamburg** (Gabriel Rießer-Verein). 150 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. D. Leimdörfer, Dr. H. E. Plaut, Adolf Kümmelstiel, Josef Lippmann, Max Jakobsen, Louis Curjel, Max Friedländer, Alex. Deitelzweig senior, J. Guckenheimer, H Schwarz, D. Münden, M. Jelenkiewicz, Dr. M. Wassermann, Dr. P. Teutler, Dr. S. Meyer.

79. **Hameln.** 38 Mitglieder. Vorstand: S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, E. Friedheim, Frau Rosa Bernstein, Frl. Frieda Sander.

80. **Hamm i. W.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Michaelis, 1. Vorsitzender; J. Koppel-Bamberger, 2. Vorsitzender; M. Weiler, Schriftführer und Kassierer.

81. **Hannover.** 162 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Direktor Dr. Knoller, Justizrat Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorf, Dr. med. L. Katzenstein.

82. **Hattingen (Ruhr).** 25 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; M. Goge, Kassierer; Lehrer M. Andorn, 1. Schriftführer und Bibliothekar; Mos. Röttgen-Linden-Ruhr, 2. Schriftführer.

83. **Hechingen** (Hohenzollern). 48 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach, Beisitzer u. Bibliothekar.

84. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

85. **Herford-Westfalen.** 60 Mitglieder. Vorstand: J. Baruch, 1. Vorsitzender; H. Herzfeld, 2. Vorsitzender; Prediger S. Goldmann, Schriftführer; Hugo Ruben, Kassierer; Fr. Elsbach, Bibliothekar; Frau Goldberg, J. Elsbach, Beisitzer.

86. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

87. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann. Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

88. **Hochfelden.** 20 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Lehrer Isaac Metzger, Schriftführer; August Bicard, August Riesner.

89. **Hohensalza.** 120 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrat Dr. Warschauer, Vorsitzender; Justizrat Latte, stellv. Vorsitzender; Zahnarzt Schwersenz, Schriftführer; Rudolf Librowitz, Kassierer; Julius Peiser, Beisitzer.

90. **Hoppstädten a. N.** 35 Mitglieder. Vorstand: Albert Kronenberger, Vorsitzender; David Weil, Kassierer; Arthur Stein, Schriftführer; Isidor Weil, Bibliothekar.

91. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

92. **Höxter.** 15 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Ph. Netheim, stellvertretender Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer Weinberg, Bibliothekar.

93. **Ingweiler.** 25 Mitglieder. Vorstand: E. Wahl, 1. Vorsitzender; L. Bloch, 2. Vorsitzender; P. Loeb, Schriftführer; A. Meyer, Kassierer; L. Bloch, Büchereiverwalter; B. Weiß, F. Lazarus, Beisitzer.

94. **Insterburg.** 50 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender Rabbiner Dr. Beermann; Amtsgerichtsrat Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender; Stadtrat Otto Eichelbaum, Schriftführer und Kassierer; Apothekenbesitzer Wald, Arzt Dr. Rosenkranz, Elias, Beisitzer.

95. **Iserlohn.** 40 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, stellvertretender Vorsitzender; Julius Wertheim, Kassierer; Hermann Wertheim, Bibliothekar.

96. **Jever.** 50 Mitglieder. Vorstand: M. Schwabe und Siegmund Levy.

97. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Nakler.

98. **Karlsruhe** (Baden). 225 Mitglieder. Vorstand: Dr. Max Rosenberg, Vorsitzender; Dr. Th. Homburger, stellvertr. Vorsitzender; Abraham Ettlinger, Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr. Gerson Hanauer, Dr. Nathan Stein, Dr. Paul Homburger.

99. **Kattowitz** (O.-S.). 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. D. Braunschweiger, 1. Vorsitzender; Arnold Wiener, 2. Vorsitzender; Professor Dr. Goldschmidt, Schriftführer; Julius Rothmann, Kassierer; Rabbiner Dr. Cohn, A. R. Weißmann, S. Friedmann, Beisitzer.

100. **Kempen i. P.** 69 Mitglieder. Vorstand: Dr. Lewin, J. Caro, H. Auerbach; Klein, Bibliothekar.

101. **Kiel.** 58 Mitglieder. Vorstand: Dr. Jacob, Vorsitzender; Lehrer Katz, Schriftführer; Rentier Schumm, Kassenführer; Kaufmann J. Tannenwald und Kaufmann M. Jonas, Beisitzer.

102. **Kitzingen a. M.** 61 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel, 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm; Kassierer und Schriftführer.

103. **Koblenz** 72 Mitglieder. Vorstand: M. Moses, 1. Vorsitzender; Prediger Benno Huhn, 2. Vorsitzender; Arthur Cohn, 1. Schriftführer; Max Bermann, 2. Schriftführer; M. Gottschalk, Kassierer.

104. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer, 2. Vorsitzender; Hermann Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Beisitzer und Vergnügungskomitee.

105. **Köln a. Rh.** 303 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal, 1. Vorsitzender; Moritz Levy jr., 2. Vorsitzender; Max Goldreich, Schriftführer; Rektor Bernhard Coblenz, Kassierer; David Cohen, Rabbiner Dr. Caro, Moritz Falkenstein, Beisitzer.

106. **Konitz** (Westpreußen). 45 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, 1. Vorsitzender; J. Fleischer, 2. Vorsitzender; M. Neumann, 1. Schriftführer; A. Rehfeld, 2. Schriftführer; H. Herrmann, Kassenverwalter.

107. **Konstanz.** 82 Mitglieder. Vorstand: Stadtrabbiner Dr. Chone; S. Schwarz, Kassierer; Rechtsanwalt Bloch, Kantor Geismar, Rechtsanwalt Jung, Dr. med. Rothschild, Herm. Thanhauser.

108. **Königsberg i. Pr.** 170 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, Ehrenvorsitzender; Kgl. Bibliothekar Dr. Ettlinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Vogelstein, stellvertr. Vorsitzender;

Rabbiner Dr. Perles, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Jacobi I., stellvertr. Schriftführer; Fabrikbesitzer L. Grumach, Kassierer; Konsul M. Minkowski, stellvertr. Kassierer; Kaufmann M. Towbin, Bibliothekar; Oberkantor Birnbaum, stellvertr. Bibliothekar; Rentier J. Kirschner, Beisitzer.

109. **Königshütte.** 110 Mitglieder. 1. Vorsitzender: Dr. Steinhardt; 2. Vorsitzender: Hubert Markiewitz; Schriftführer: Frl. Rosa Stern; Schatzmeister: Salo Fischel; Bibliothekar: Lehrer Plaut; Beisitzer: Salo Heymann, Frau Ida Hirschel.

110. **Kosel.** 30 Mitglieder. Kantor Krolik, Vorsitzender: Carl Wolff, M. Koslowsky.

111. **Krotoschin.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, stellv. Vorsitzender; Heymann Daniel, Schriftführer; Joseph Mugdan, Kassierer; Rechtsanwalt Manheim und Kaufmann Georg Grünspach, Revisoren; Lehrer Alexander Margolius, Bibliothekar.

112. **Labischin.** 16 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann H. Lewin, Rabbiner Dr. Ansbacher, Lehrer S. Spier, Schriftführer und Kassierer.

113. **Lage-Lippe.** 35 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, Vorsitzender; M. Heilbronn-Lemgo, Schriftführer; Paradies-Lage, Kassierer; M. L. Kabacker-Lemgo und Dr. M. Meyer-Oerhinghausen, Beisitzer.

114. **Landsberg a. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. B. Elsaß, Vorsitzender; Albert David, Georg Levinson, R. Michaelis, Karl Stern.

115. **Lauenburg i. P.** 36 Mitglieder. Kaufmann Bernhard Kinsky.

116. **Lautenburg** (Wstpr.). 31 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Max Lewin, 1. Vorsitzender; Max Salomon I, 2. Vorsitzender; Lehrer Treumann, Schriftführer; Kaufmann J. Jacobowitz, Kassierer.

117. **Lessen** (Ostpr.) 35 Mitglieder. Vorstand: Max Momtheim, Emil Löwenstein, Max Rachemstein, Sieg. Seelig, M J. Moses, Dr. Julius Jacobi, stellvertr. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Konsul Max Minkowski, stellvertr. Kassierer; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann Max Towbin, stellvertr. Bibliothekar; Rentier Jakob Kirschner, Beisitzer.

118. **Leipzig.** 175 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges, Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender; Gabriel Nathansen, Schriftführer; Georg Schreiber, Schatzmeister; Rechtsanwalt Georg Schlesinger, Beisitzer.

119. **Lippstadt.** 32 Mitglieder. Vorstand: Sam. Sostheim, B. Stern, Lehrer Levison, Siegfrid Abel.

120. **Lissa i. P.** 83 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Bäck, 1. Vorsitzender; Justizrat Nürnberg, 2. Vorsitzender und Schriftführer; Hauptlehrer a. D. Herbst, Kassierer und Bibliothekar: Sanitätsrat Dr. Scherbel, Sig. Goldschmidt.

121. **Loebau i. Westpr.** 27 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, 1. Vorsitzender; Jacob Jacobsohn, 2. Vorsitzender; Heinrich Cohn, Kassierer; Tobias, Schriftführer; Ravitscher, Bibliothekar.

122. **Lublinitz.** Synagogen-Gemeinde.) Vorstand Rabbiner Dr. Friedmann.

123. **Ludwigshafen a. Rh.** 80 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; S. Wetzler, 1. Schriftführer; Leiser 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Rechner; Moritz Gimbel, 2. Rechner; Dr. Gerstle, Katz, Koburger, Jakob Wolff, Beisitzer.

124. **Lübeck.** 23 Mitglieder. Vorstand: Lehrer B. Goldschmidt, Simson Carlebach, Rechtsanwalt Dr. Landau, Jul. Mecklenburg, Zahnarzt Rothschild.

125. **Magdeburg.** 120 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Choyke. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilde, stellv. Vorsitzender und Schriftführer; Alex Hirsch, Rendant; Dr. med. Simon, Bibliothekar; Dr. med. Wiesenthal, Beisitzer.

126. **M.-Gladbach.** 65 Mitglieder. Vorstand: J. Aschaffenburg, Vorsitzender; Dr. F. David, G. Jonas. L. Fröhlich, F. Cohen.

127. **Mainz.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Salfeld, Vorsitzender; Ludw. Kronenberger, Kassierer; Bernh. Nußbaum, Schriftführer; Martin Mayer-Ganz, Max Kahn, Sigm. Lazarus, Dr. med. Levi-Ober-Ingelheim, Dr. med. J. Metzger, Justizrat Dr. M. Loeb, Beisitzer.

128. **Mannheim.** 159 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Dr. G. Hecht, Beisitzer.

129. **Marienwerder** i. Westpr. 40 Mitglieder. Vorstand: Lehrer H. Geisenberg, Vorsitzender; Kaufmann Th. Tandchen, Schriftführer; Rentier M. Blum, Schatzmeister; Kaufmann J. Mooy, Beisitzer.

130. **Memel.** 80 Mitglieder, 1 Ehrenmitglied. Vorstand: Rabb. Dr. Isaak Stein, 1. Vorsitzender; Leon Scheinhaus, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. S. Kallenbach, 1. Schriftführer; Siegfried Rudeitzky, 2. Schriftführer; Lehrer und Kantor J. Kahn, Bibliothekar; Jacob Werblowsky, 1. Kassierer; Akiba Pinkus, 2. Kassierer; Max Berlowitz u. Rob. Wolpert Revisioren.

131. **Merzig a. Saar.** 43 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Isaac Sahnerl, Festordner.

132. **Metz.** 120 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Dr. S. Veil, Kopellenstr. 20—22, 2. Vorsitzender, Apotheker L. Levy, Schriftführer; Assessor Samuel, 2. Schriftführer, L. Klein, Kassierer; R. Landauer, Beisitzer: M. Schift, Apotheker C. Weil, Beisitzer.

133. **Mühlheim a. d. R.** 78 Mitglieder. Vorstand: Lehrer O. Kaiser, Zahnarzt Elkan, Bankier Gust. Kaufmann, Albert Schöndorff.

134. **Mülhausen** (Elsaß). 90 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Dr. Elias, Raph. Blum, Dr. Jakob.

135. **München.** 420 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. C. Werner, Vorsitzender; Albert Schulmann, Kassierer; Isidor Popper, Schriftführer; Rabbinatsassessor Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Emil Fränkel, Gustav Fränkel, Justizrat J. Harburger, Adolf Königsberger, Staatsanwalt Silbermann.

136. **Münster** (Westf.) 226 Mitglieder. Vorstand: Sem.-Dir. Dr. Spanier, 1. Vorsitzender; Eli Marcus, 2. Vorsitzender; Seminarlehrer Plaut, 1. Schriftführer; Dr. Rosenberg, 2. Schriftführer; Hirschfeld, Rechnungsführer; Altmann und stud. jur. Loeb, Beisitzer.

137. **Myslowitz** (Oberschl.). 65 Mitglieder. Vorstand Rabb. Dr. Winter, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr: Vorsitzender; Lehrer Bach, Schriftführer; S. Kochmann, Kassierer; S. Wechsler, Bibliothekar.

138. **Nakel.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, stellvertretender Vorsitzender; David Itzig, Kassierer; J. E. Behr, Schriftführer; David Herrmann, J. Peczkowski, Beisitzer; Sigmund Baerwald, Bibliothekar.

139. **Neiße i. Schl.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Lewinsky, 1. Vorsitzender; Rabbiner Ellguther, 2. Vorsitzender, Rentier Rechnitz, Kassierer; Zahnarzt Berger, Kaufmann Traurig, Beisitzer. Bibliothek mit 1250 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Ellguther.

140. **Neuß a. Rh.** ca. 40 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cohen, Vorsitzender; Max Salm, stellvertretender Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: B. Nußbaum.

141. **Neustadt** (Westpr.). 21 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Hofmann, 1. Vorsitzender; M. Lewinneck, 2. Vorsitzender; M. Riese, Schriftführer; F. Schöps, Kassierer; J. Chzarnowski, Beisitzer.

142. **Neustettin.** 33 Mitglieder. Vorstand: Mühlenbesitzer Max Wolffberg, Vorsitzender; Kaufmann E. Kaminer, Kassierer; Kaufmann H. Freund, Beisitzer.

143. **Neuwied.** 87 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Ransenberg, stellvertr. Vorsitzender; Adam Cremer, Schriftführer; Carl Daniel, Kassenführer.

144. **Nicolai** (Oberschl.). 30 Mitglieder. Verwaltet vom Synagogenvorstand: H. Jacobowitz.

145. **Nienburg,** Weser. 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Sally Abraham, stellvertretender Vorsitzender.

146. **Norden.** 35 Mitglieder. Vorstand: A. Levy, Vorsitzender; M. Aschendorff, Kassierer; Conr. Wolff, Schriftführer; Frau Jos. Herz und Frau Herm. Hartog, Beisitzerinnen.

147. **Nordhausen.** 60—70 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbrunn, Eli Neufeld, Isidor Frohnhausen, Sanitätsrat Dr. Stern, Rentier L. Ballin.

148. **Nürnberg.** 470 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Bankier Wilhelm Ottensosser, Schriftführer; Rentier S. Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger, Kontrolleur.

149. **Oberhausen.** 40 Mitglieder. Vorstand R.-A. Löwenstein.

150. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

151. **Obornik b. P.** 21 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer und Bibliothekar; M. Tausk, Rendant.
Kleine Leihbibliothek.

152. **Offenbach a. M.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, Vorsitzender; Lehrer Emil Gabriel; 2. Vorsitzender; Fabrikant Ludwig Rothschild, Schriftführer; Bankier Wilhelm Merzbach, Rechner; A. Devris, Alfred Mauß, Frau Netti Stein, Beisitzer.

153. **Offenburg** i. Baden. 43 Mitglieder. Vorstand: Prakt. Arzt Dr. Joseph Nathan, 1. Vorsitzender; Jacob Hauser, 2. Vorsitzender.

154. **Oldenburg.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Mannheimer, Vorsitzender; E. Meyer, Schriftführer; A. Berg, Kassierer; M. Landsberg, H. Silberberg, Beisitzer.

155. **Oppeln.** 91 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Goldmann, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Schlesinger, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Cohn, Schriftführer; Brauereibesitzer Max Friedländer, Kassierer; Adolf Goldfeld, Hermann Proskauer, Justizrat Salinger, Beisitzer.

156. **Osnabrück.** 60 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; S. Flatauer, 2. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; Max Blank, stellvertr. Kassierer.

157. **Osterode.** (Ostpr.) 24 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, L. Wittenberg, Dr. Loewenberg, Friedländer, A. Schwarz.

158. **Ostrowo,** Reg.-Bez. Posen. 92 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Neuhaus, Vorsitzender; Benno Weiß, stellvertr. Vorsitzender; Max Stillschweig, Kassierer; Dr. med. Peiser, Schriftführer; Max Lewin und Jakob Fabisch, Beisitzer.

159. **Paderborn.** 60 Mitglieder. Vorstand: Fritz Kahn, Robert Rosenbaum, J. Schlomer.

160. **Pinne.** 37 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünthal, Salomon Abraham, Siegfried Salomonski.

161. **Pirmasens.** 105 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kahn und A. Blum, beratende Mitglieder.

162. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

163. **Pleß,** Ob.-Schl. 32 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rau, R. Bielschowsky, B. Steiner. Dr. Zivier.

164. **Potsdam.** 75 Mitglieder. Vorstand: Justizrat J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Schreiber, Fabrikbesitzer Lehmann.

165. **Prenzlau.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Oskar Bähr, Vorsitzender; David Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Philipp Kirstein, Schriftführer; Louis Marcuse, Rendant; Max Hermann, Bibliothekar.

166. **Pr.-Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar, A. Weck, Beisitzer; Berthold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

167. **Ratibor.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Dienemann, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Karl Steinfeld, Kaufmann Adolf Liebrecht, L. Pinzower, M. Lindauer, Lehrer Bieberfeld, Rechtsanwalt Steiner.

168. **Rawitsch.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Stellvertreter; Georg Cohn, Kassierer; Hermann Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

169. **Rees** a. Niederrhein. 30 Mitglieder. Vorstand: Isidor Wolff, 1. Vorsitzender; Lehrer M. Levisohn, 2. Vorsitzender; Louis Marcus, Schriftführer und Kassierer.

170. **Ritschenwalde.** 21 Mitglieder. Vorstand: J. Breslauer, Vorsitzender; Z. Rummelsburg I, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Köln, Schriftführer und Kassenwart.

171. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, 1. Vorsitzender; M. Gans-Herne, 2. Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

172. **Rixdorf-Berlin.** Die Gemeindemitglieder sind gleichzeitig Mitglieder des Literatur-Vereins. Vorstand: Dr. H. Rosenthal, Rabbiner Kamerase, S. Schreiber, Callmann, S. Kurz, J. Wolffberg, Springer.

173. **Rogasen.** 38 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Dünner, Ehrenvorsitzender; Rentier S. Ruschin, Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Schriftführer; Kaufmann J. Lissner, Rendant; Schneidermeister J. Rosenthal, Bibliothekar; Schneidermeister J. Rummelsburg, Beisitzer.

174. **Rödelheim.** 33 Mitglieder. Vorstand: Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Julian Zinkes, Kassierer; Jos. Strauß, Schriftführer; Raoul Hauser, Archivar.

175. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifus; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer; Silvan M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum, Ausschuß.

176. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

177. **Samter.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, J. Gorzelanczyk, Ad. Heimannsohn, L. Holländer, L. Kollenscher.

178. **Schildberg i. P.** 40 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer, Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Lehrer Singermann, Schriftwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

179. **Schivelbein i. P.** 27 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Beisitzer; L. Levy, Schatzmeister; D. Rainowitz, Bibliothekar; S. Saul, Schriftführer.

180. **Schlawe.** 24 Mitglieder. Vorstand: Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Kantor Spier, Bibliothekar, Ziegeleibesitzer Schlesinger, Schriftführer; Kaufmann Rosenberg; Kassierer.

181. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

182. **Schlochau.** 56 Mitglieder. Vorstand: Max Freundlich, Vorsitzender; J. Neumann, Stellvertreter; Sally Caspary, Schriftführer; Aron Kirsch, Kassierer; Hermann Vansburger, Bibliothekar.

183. **Schneidemühl.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Lehrer Lewin, Schriftführer; Julius Edel, Kassierer; Welischkowski, Bibliothekar; Dr. Mislowitzer.
Bibliothek mit 300 Bänden.

184. **Schokken.** 20 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

185. **Schönlanke.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. M. L. Bamberger, Salomon Engel, Max Cohn, H. Weile.

186. **Schrimm.** 73 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; Kaufmann Max Abraham, stellvertr. Vorsitzender; Albr. Jaffe, Schriftführer; Eugen Blick, Kassenwart; Lehrer J. Speyer, Bibliothekar.

187. **Schroda.** 30 Mitglieder. Vorstand: N. Mamlok.

188. **Schweinfurt.** 83 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabb. Dr. Stein, Schriftführer; Bankier L. Lehmann, Kassierer.

189. **Schwedt a. O.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Loewenthal, Vorsitzender; Adolf Müllerheim, Hugo Seelig, G. A. Meinhardt, Max Goldstein, Jul. Rosner.

190. **Schwersenz.** 34 Mitgl. Vorstand: Aron Kaatz, 1. Vorsitzender; Max Kaatz, 2. Vorsitzender; Lehrer H. Broh, Schriftführer und Bibliothekar (eigentlicher Leiter des Vereins); Casper, Rendant; Heinemann, Knoblauch, Magnus Katz, Beisitzer.

191. **Schwetz a. W.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. B. Nordheimer, Vorsitzender; Rechtsanwalt Hirsch, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann Paul Brenner, Schriftführer; Lehrer Dahl, Bibliothekar; Kaufmann Max Stein, Kassenwart.

192. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

193. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

194. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vorst. Leop. Klein, Kassierer; Jul. Seligmann, Schriftführer. Jacob Altschüler, Dr. Reis, L. Waldbott, Rudolf Weil, Beisitzer.

195. **Stadtlengsfeld.** 22 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Wiesen, M. Klar.

196. **Steinheim** (Westfalen). 14 Mitglieder. Vorstand Siegfried Hochheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Max Becher, 2. Vorsitzender; Lehrer Steinberg, Schriftführer.

197. **Stettin.** 224 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Vogelstein, Dr. Ehrenberg, Gustav Treuenfels, S. Wiener, Dr. Worms.

198. **Stolp i. Pomm.** 49 Familien und 12 Einzelpersonen. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Hermann Blau, stellvertr. Vorsitzender; Alex Schlesinger, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar, Moritz Aron, Max Wolffberg. 2. Beisitzer.

199. **Strasburg i. Westpr.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender; Aron Salomon, stellv. Vorsitzender; Leopold Jablonowski, Kassierer; Leo Wiersch, Schriftführer; Julius Jacobi, stellv. Schriftführer.

200. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Destler, O. Eilenberg, Beisitzer.

201. **Stuttgart.** 180 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, stellv. Vorsitzender.

202. **Tarnowitz.** 44 Mitglieder. Vorstand: Apotheker Th. Behnisch, Kaufmann S. Noher, Buchhalter O. Brauer, Kaufmann B. Hamburger, Lehrer Goldschmidt.

203. **Thorn.** 131 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rosenberg, 1. Vorsitzender; Justizrat Hugo Radt, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer. Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Dr. med. Goldmann; Beisitzer.

204. **Tilsit.** 113 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Rosenkranz, 2. Vorsitzender; Kaufmann Glaß, Schatzmeister; Bankier Sebba, 1. Schriftführer; Lehrer Süßkind, 2. Schriftführer.

205. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

206. **Tuchel.** 48 Mitglieder. Vorstand: H. Gotthilf, Vorsitzender; Lehrer Jacubowski, Schriftführer; Tierarzt und Schlachthofdirektor Moses, Schatzmeister; Kantor Levithan, Beisitzer und Bibliothekar.

207. **Ulm a. D.** 169 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt S. Moos I; J. Klein, Kassierer; Alf. Moos II, Bibliothekar; Dr. L. Hecht, Hugo Moos, Beisitzer. Bibliothek mit 3673 Bänden.

208. **Unna i. W.** 20 Mitglieder. Vorstand: F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

209. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

210. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

211. **Warburg i. W.** 28 Mitglieder. Vorstand: S. Block, 1. Vorsitzender; B. Nassau, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer; J. Hoffmeyer, Rendant.

212. **Wesel.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. Falkenstein, Vorsitzender; Jaques Daniel, Julius Elkan, Lehrer Spier, Ehrenvorsitzender.

213. **Wiesbaden.** 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. Hirsch, 1. Vorsitzender; J. Baum, 2. Vorsitzender; R.-A. Liebmann, Schriftführer; A. Bielefeld, Kassierer; Rabb. Dr. Kober, E. Capell, Fritz Hertz, Beisitzer.

214. **Witten** (Ruhr). 50 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Marx, 1. Vorsitzender; Kaufmann Max Blank, 2. Vorsitzender; Lehrer Max Mayer, Schriftführer; Kaufmann Siegm. Rosenberg, Kassierer; Stadtverordneter Josef Lindenbaum, Beisitzer.

215. **Witzenhausen.** 20 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; M. Kugelmann, 2. Vorsitzender; Moritz Jaffa, Kassierer; H. Katzenstein, Schriftführer.

216. **Wongrowitz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Vorsitzender; Förder, Kurnik, R. Lewin, Lehrer Spier.

217. **Wreschen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Justizrat Peyser, L. Radziejewski, M. Zucker, S. Itzig.

218. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

219. **Würzburg.** 120 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassierer; Dr. Max Bacharach, Dr. M. Braunschweig, Beisitzer.

220. **Zempelburg.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Schick; Lehrer Louis Levy, Kaufmann Julius Fock und Erwin Brückmann.

221. **Zweibrücken.** Vorstand: 28 Mitglieder. Bezirks-Rabbiner Dr. Eugen Meyer, Vorsitzender; Kaufmann Otto Loeb, stellvert. Vorsitzender; Kaufmann Leopold Jean, Kassierer; Kaufmann Gustav Weil; Schriftführer; Kaufmann Isaak Weis, Vergnügungsleiter; Emil Heré, Kaufmann, Eugen Moses Kaufmann, Beisitzer.

Bericht

über die literarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1910/1911.

Aachen.

Vorträge: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Geiger-Berlin: Jettchen Gebert und Henriette Jakoby. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Die Juden am Niederrhein unter napoleonischer Herrschaft. — Fritz Richard-Berlin (Mitglied des Deutschen Theaters): Buntes Allerlei aus der modernen jüd. Literatur. — Rabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Die Stellung der Juden im europäischen Wirtschaftsleben während des Mittelalters. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, II. Teil.

Allenstein.

Vorträge: Kurt Blumenfeld-Charlottenburg: Die Zukunft des Judentums. — Geh. Regierungsrat Prof. L. Geiger-Berlin: Jettchen Gebert. — Dr. Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik I. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationsvortrag. — Rabb. Dr. E. Cohn-Kiel: Spaniens Blutperiode.

Diskussionsabende: Oberlehrer Levy: Gustav Karpeles. — H. Jacoby: Schiller und das Judentum. — Sanitätsrat Dr. Kamnitzer: III. Verbandstag der deutschen Juden. — Rabbiner Dr. Olitzki: Erziehung und Unterricht der deutschen Juden.
Bibliothek mit 300 Bänden.

Alzey.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum. — Fräulein Henny Weyl-Mainz; Rezitationen (Unterhaltungsabend). — Rabbiner Dr. Lewit-Alzey: Die Poesie der Bibel.
Bibliothek: Bibliothekar Lehrer A. Stern.

Annaberg (Sa.)

Vorträge: Rektor F. Saphran: Die kulturelle Bedeutung des jüdischen Handels.
Bibliothek: 120 Bände. Bibliothekar: Rektor F. Saphra.
2 mal monatlich Familienabende.

Augsburg.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Kant und das Judentum. — Professor Dr. Goldstein-Darmstadt: Naturerkenntnis und religiöser Sinn. — Dr. Ludwig Hollaender-Berlin: Julius Stahl, der Begründer der preußischen konservativen Partei und der Idee vom christlichen Staate.

Bamberg.

Vorträge: Dr. S. Jampel: Neugefundenes Stück biblischer Geschichte und der Ursprung der Falaschas. — York-Steiner-Wien: Ernstes und Heiteres aus meinen Schriften. — Museumsdirektor Frauberger-Düsseldorf: Ueber jüd. Kultusstätten und Kultusgegenstände. — Dr. A. Eckstein: Die isr. Kultusgemeinde Bamberg von 1803—1853.
Bibliothek mit ca. 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Bebra.

Vorträge: W. Levi: Der Kampf um's Recht.

Berlin.

Vorträge: Prediger Dr. M. Levin: Gedenkrede auf Dr. Gustav Karpeles s. A. — Rabbiner Dr. Grunwald-Wien: Juden als Erfinder und Entdecker. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Ein Kapitel aus der Geschichte der Berliner Juden. — Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Rabbiner Dr. J. Eschelbacher-Berlin: Die Anfänge der jüdischen Diaspora. — Rabbiner Dr. J. Bergmann-Berlin: Das Judentum, eine psychologische Studie. — Rabbiner Dr. M. Warschauer-Berlin: Zum Gedächtnis Abraham Geiger's 1810—1910.
Populär-wissenschaftliche Unterhaltungsabende: Rabbiner Dr. Emil Levy-Berlin: Ein Streifzug durch den Orient, mit Lichtbildern nach eigenen Photographien. — Dozent der Musikwissenschaft Dr. Leopold Hirschberg: Die Bibel in der Musik. 3. (Schluß) Teil. Von Elias bis Esther, mit Erläuterungen am Klavier und durch Gesang.

Beuthen (O. S.)

Vorträge: Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: „Die Bibel in der Musik, I. Teil. — Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Die religiösen

u. sozialen Strömungen im Judentum am Ende des 19. Jahrhunderts. — Gedächtnisfeier auf Dr. Karpeles: Die Gedächtnisrede hielt Rabbiner Dr. Kopfstein. — Dr. med. Pick-Beuthen: Versprengte jüdische Stämme. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. II. Teil. — Fräulein Gertrud Friedenstein: Rahel Varnhagen von Ense u. ihre Zeit.

Bibliothek mit 450 Bänden. Bibliothekar: Rektor Schürman.
Der Verein hat eine Lesehalle und eine Jugendabteilung eingerichtet.

Bochum.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ziegler-Karlsbad: Jesaia und Jeremia. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Judentum und Deutschtum. — Rechtsanwalt Dr. Schönewald-Bochum: Chamberlain und die Rassenfrage. — Rabbiner Dr. Jampel-Karlsruhe: Die Geschichte Israels im Lichte der Ausgrabungen. — Frau Johanna Meyer-Berlin: Peer Gynt. — Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (II. Teil).
Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Ostermann.

Bonn a. Rh.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kalischer-Bonn: Gedenkworte auf Dr. Karpeles. — Die Breslauer Tagung des Verbandes der Deutsch. Juden. — Rabbiner Dr. Jakob-Dortmund: „Der christliche Staat.“ — F. Schach-München: Jüdische Kultur in Ost u. West. — Referendar Dr. Levy-Köln: Weib u. Judentum. — Dr. Klee-Berlin: Was wir wollen u. sollen.“

Brakel (Kreis Höxter).

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Gustav Karpeles. — Rabbiner Dr. A. Rosenthal-Berlin: Das Gleichnis in der jüdischen Literatur. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend.
Nach jedem Vortrage fand Diskussion statt.
Kleine Bibliothek.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Ackermann: Dem Gedächtnis Gustav Karpeles. — Dr. Wolbe-Berlin: Ein jüdischer Offizier der preußischen Armee. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenfrage vom bibl. Standpunkt. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Moses-Berlin: Moderne jüdische Dichtkunst.

Bremen.

Vorträge: Dr. Cohn-Berlin: Blindenunterricht mit Demonstrationen. — Schriftsteller Fabius Schach-München: Kultur in

Ost und West. — Dr. Nathan Birnbaum: Die Tragik des jüdischen Volkes. — Frau Regina Neißer-Breslau: Wilhelm v. Humboldt und seine Beziehungen zum Judentum. — Schriftsteller Dr. Alfred Kohut-Berlin: Emmanuel Kant. — Rabbiner Dr. Rosenak: Gedächtnisrede auf Gustav Karpeles.

Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: Justizrat Joël: Zur weltgeschichtlichen Bedeutung der Makkabäerkämpfe. — Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Das kabbalistische Geheimbuch Sohar und seine Einwirkung auf das Judentum. — Rabbiner Dr. Eckstein-Bamberg: Religion und Wissenschaft innerhalb des Judentums. — Rabbiner Dr. Perles-Königsberg: Judentum und Griechentum in ihren wechselseitigen Beziehungen. — Prof. Dr. Philippson-Berlin: Ueber Judentum und den Staat. — Prof. Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum. — Rabbiner Dr. Grunwald-Wien: Juden als Erfinder.

Diskussions-Abende: Justizrat Hirschberg und Landgerichtsrat, Geh. Justizrat Wollstein: Entwurf eines Gesetzes betr. die Verfassung der jüdischen Religionsgesellschaft in Preußen.

Briesen (Westpr.)

Vorträge: Rabb. Dr. Pick-Straßburg: Uriel Acosta. — Oberkantor Meisel-Danzig: Die Entstehung der Synagogalmusik, mit Wiedergabe von Melodien. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm a.W.: Ueber die Organisation der jüdischen Gemeinden in Preußen. — Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen i. Westpr.: Die geistigen Vorkämpfer des deutschen Judentums im 19. Jahrhundert.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Eppenstein.

Bromberg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Witz und Humor in der jüdischen Literatur. — Dr. Isidor Cohn-Bromberg: Der heutige Stand der Untersuchungen über die jüdische Rasse. — Dr. Kohut-Berlin: Immanuel Kant in seinen Beziehungen zu Juden und Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Der Vorsitzende.

Bruchsal.

Vorträge: Rabbiner Dr. Unna-Mannheim: „Schopenhauer und das Judentum." — Frl. Henny Weil-Mainz: „Rezitationen." — Prof. Dreyfuß-Bruchsal: „Toleranz" — Frau Rabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: „Jettchen Geberts Geschichte"

Bibliothek mit ca. 250 Bänden. Bibliothekar: M. Nathan.

Cassel.

Vorträge: Ernst von Hesse-Wartegg: Die Juden in Nordafrika und in der Sahara. — Dr. Hermann Stern: Schiller und das Judentum. — Lehrer Horwitz: Der Leibzoll und seine Aufhebung durch einen Kurhessen. — Dr. J. E. Pontzky-Berlin: Hermann Heijemans. — Oberkantor Witepski: Die Musik des jüdischen Altertums.

Bibliothek unverändert. Bibliothekar: Lehrer Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Fabius Schach-München: Sozial-ethische Strömungen im modernen Judentum. — Frau Marta Rahmer-Rothmann-Coburg: Rezitation aus dem Gebiete jüdischer Poesie. — Dr. Arthur Kahn-Berlin: Das Elternhaus in der neuen jüd. Poesie. — Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Deutsche und Juden. — Sombarts-Reden: Zionismus.

Kleine Bibliothek: Bibliothekar: S. Oppenheim.

Cottbus.

Vorträge: Dr. J. E. Poritzky: Rahel Varnhagen. — V. Klemperer: Ludwig Fulda. — Dr. Posner: Wesen und Bedeutung des Schächtens. — Dr. Falk: Die literarische Bedeutung Mendelssohns.

Geselliges Beisammensein am Purimabende mit musikalisch-deklamator. Vorträgen.

Bibliothek mit 255 Bänden. Bibliothekar: Dr. Posner.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. Seligkowitz: Optimismus im Judentum und Modernes Judentum. — Prof. Dozent Kayser: Spinoza. — Dr. Rot: Aberglaube.

Crefeld.

Vorträge: Geh.-Reg. Prof. Dr. Geiger: Jettchen Gebert u. Henriette Jakoby. — Rabb. Dr. Max Eschelbacher-Freiburg i. B.: Das Erwerbsleben der Juden in der Vergangenheit. — Anton Otto, Direktor der vereinigten Stadttheater Kiel: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Grünfeld-Augsburg: Die soziale Frage im alten Israel. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Die Juden des Rheinlands unter der Herrschaft Napoleons.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Kantor Anhalt.

Culm (Westpreußen).

Vorträge: Rabb. Dr. Weyl-Konitz: Das Buch Hiob. — Oberkantor Meisel-Danzig: Die synagogalen Melodieen. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm; Verfassung u. Verwaltung der jüd. Gemeinden. — Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: Herder und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. jur. Benjamin-Culm: Wesen und Bedeutung des Antisemitismus. — Schriftsteller Dr. Ernst Samuel (Anselm-Knest): Werner Sombart's Stellung zum Judentum.
Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: Arth. Bukofzer.

Culmsee.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Rabb. Dr. Pick-Strasburg: Jettchen Gebert. — Professor Dr. Hirschberg-Berlin: Die Musik in der Bibel, I. Teil. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Ein jüdischer Major in Preußen. — Frl. Schellenberg aus Lemberg: Ernstes und Heiteres aus dem Ghettoleben.

Cüstrin.

Vorträge: Kandidat jur. Herbert Löwy aus Cüstrin z. Z. Berlin: Lessing und das Judentum. — Landrabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Gabriel Rießer's Leben und Wirken. — Reichstagsjournalist Arthur Schweriner-Berlin W.: Die politischen Parteien und die Juden. — Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg a. H.: Arbeit und Arbeiter im Judentum. — Kandidat jur. Johannes Loewy aus Cüstrin z. Z. Berlin: Philo von Alexandrien, ein Beitrag zur Alexandrinischen Religionsphilosophie.
Bibliothek mit 216 Bänden. Bibliothekar: Kaufmann Hermann Loewy.

Danzig.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Die Religion der Zukunft. — Rabbiner Dr. Schreiber-Potsdam: Hebbels Herodes und Mariamne. — Dr. Portzky-Berlin: Maxim Gorki in seinen Beziehungen zum Judentum. — Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik II. — Archivrat Prof. Dr. Warschauer: Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten (mit besonderer Berücksichtigung Westpreußens).
Diskussions-Abende: Dr. Schopf: Die 3. Hauptversammlung des Verbands der deutschen Juden.
Bibliothek mit 550 Bänden. Bibliothekar: Dr. Kaelter.

Detmold Lippe.

Vorträge: Dr. Poritzki-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. Rosenthal-Berlin: Naturwissen-

schaft und jüdische Weltanschauung. — Kapellmeister Eduard Levy-Berlin: Richard Wagner und seine Beziehung zum Judentum. — Dr. Jacob = Dortmund: Die Sendung Moses von Schiller.

Unsere Stiftsschule besitzt eine Bibliothek jüdischer und deutscher Werke, die unserm Verein zur Verfügung steht.

Diedenhofen Lothr.

Vorträge: Frl. Charlotte Landau-Köln: Rezitationen aus Werken neuer und alter Dichter. — Rabbiner Dr. Stein-Dresden: Kulturbilder aus dem Leben der Juden im Mittelalter. — Herr B. Elk: Gedanken über das Wesen der Bildung. — Divisionspfarrer Dr. Dümpelfeld-Diedenhofen: Jüdische Grabdenkmäler in Rom. (Mit Lichtbildern).

Dortmund.

Vorträge: H. D. Poritzky-Berlin: Judeneide. — Em. Goldschmidt: Gedenkrede auf Dr. Gustav Karpeles und Siegfried Freund. — Dr. Ziegler-Karlsbad: Jesaja und Jeremia. — Dr. Jacob: Die Macht des Namens. — Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Deutsche und Juden. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Ist das Purimfest Sage oder Geschichte. — Dr. Samuel-Essen: Shylock, ein Charakterbild unseres Stammes.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Em. Goldschmidt

Dresden.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (Teil I) — Regierungsbaumeister Dr. Langenegger-Zwickau: Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Ruinenfelde des antiken Jericho" (mit Lichtbildern). — Dr. Siegmund Jampel-Karlsruhe: Die prophetischen Weissagungen und ihre Bewahrheitung in der Geschichte. — Dr. H. Auerbach-Dresden: Charakteristik des Rabbi Akiba. — Cantor R. Hoffstein-Dresden: Alte und neue Synagogen-Melodien (mit musikalischer Erläuterung).

Duisburg.

Vorträge: Gedächtnisfeier für Gustav Karpeles (Nachruf von Rabbiner Dr. Neumark). — Geh.-Reg.-Rat Prof. Dr. Geiger: Jettchen Gebert und Heinriette Jakoby. — Rabbiner Dr. Max Eschelbacher-Bruchsal: Das Wirtschaftsleben der Juden im Mittelalter.

— Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Wittenberg: Jüdische Auswanderung durch die „Hamburg-Amerika-Linie". — Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik (II. Teil). — Dozent Dr. J. Elbogen-Berlin: Die Juden im Rheinlande unter der Herrschaft Napoleons.

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Neumark behandelte in einem fortlaufenden Kursus von 5 Vorträgen: Die Geschichte des arabisch-spanischen Zeitalters.

Bibliothek mit ca. 160 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Neumark.

Düsseldorf.

Vorträge: Dr. Baeck: Die Entstehung des Christentums. — Käthe Rosenberg, Mitglied des Schauspielhauses: Bibelrezitationen. — Dr. Herbert Eulenberg: Szenen aus dem unveröffentlichten Drama „Simson". — Musikdirektor Sternberg-Cöln: Musikalische Präludien zur Bibel. — Dr. Baek: Islam und Judentum. — Derselbe: Zolas Weltanschauung und die unsere.

Diskussions-Abende: Es fanden Diskussionsabende über verschiedene Gebiete der jüdischen Geschichte statt, zum Teil in Verbindung mit anderen hiesigen Vereinen.

Eberswalde.

Vorträge: Höxter-Berlin: Die moderne Naturbetrachtung und das Judentum. — Hamburger-Eberswalde: Die Frau im jüdischen Volke. — Dr. Täubler-Berlin: Flavius Josephus. — Blumenfeld-Charlottenburg: Streit und Zeitfragen der Gegenwart. — Hamburger-Eberswalde: Humanität und Judentum. — Dr. Richter-Berlin: Die Etik des Judentums. — Dr. Loevy-Berlin: Die moderne jüdische Literatur.

Eisenach.

Vorträge: Schriftsteller Fabius Schach-München: Der Jargon und seine Literatur. — Dr. Kohut-Berlin: Immanuel Kant und seine Beziehungen zu Juden u. Judentum. — Fritz Richard-Berlin: Ernste und heitere Stücke aus der neuesten Literatur, sowie Gedichte biblischen Inhalts. — Primaner Manfred Meyer-Eisenach: Der Kampf der Humanisten gegen die Dunkelmänner. — Prediger Ernst Mayer Eisenach: Der Juden tägliches Gebet.

Diskussions-Abende: Dr. Siegmund Jampel-Karlsruhe über: Das neugefundene, beglaubigte Gesetzbuch aus der Zeit vor Abraham und sein Verhältnis zur Bibel.

Bibliothek mit 150 Bänden: Bibliothekar: Bernh. Großmann.

Elbing.

Vorträge: Dr. Poritzki: Maxim Gorki in seinen Beziehungen zum Judentum. — Dr. Guttmann-Culm: Toleranz und Judentum. — Dr. Perles-Königsberg i. P.: Abraham Geiger. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jehuda Halevi, sein Leben und Schaffen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Alfred Laudon.

Erfurt.

Vorträge: Schriftsteller Fabius Schach-München: Die moderne Frauenfrage und das jüdische Weib. — Privatdozent Dr. Felix Falk-Genf: Moses Mendelssohn als deutscher Dichter und Schriftsteller: Kand. phil. Kurt Pinthus-Leipzig: Rahel Varnhagen und die Kultur des 19. Jahrhunderts. — Musikschriftsteller M. Puttmann-Erfurt: Meyerbeer. — Rabbiner Dr. Salzberger: Mohammed.

Diskussion über verschiedene Themata.

Bibliothek mit 218 Bänden. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Gedenkfeier für Gustav Karpeles unter Mitwirkung des jüd. Jugendvereins und des Synagogenchors Redner: Rabbiner Dr. Samuel-Essen. — Rabb. Dr. Ziegler-Karlsbad: Jesaia und Jeremia. — Lehrer u. Schriftsteller M. Steinhardt-Magdeburg: Sir Moses Montefiorie. — Frau Johanna Wolff-Friedberg-Berlin: 1 Gedanken über Chanuka. 2. Ältere und neuere Chanuka-Lieder. — Frau Johanna Meyer-Loevinsohn-Magdeburg: Die jüdische Frau und Mutter (mit Rezitationen.) — Dozent Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: „Die Bibel in der Musik.“ — Ansprache des Rechtsanwalt Max Abel-Essen zum Andenken des verstorbenen Vorstandsmitgliedes Lehrer J. Kaufmann. — Rechtsanwalt Max Abel-Essen: „Zur Geschichte des sogenannten Judeneides.“ (Zugleich Generalversammlung.)

Bibliothek mit 700 Bänden. Bibliothekar: Frl. Cecilie Samuel.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Nobel über Raschi. — Oberkantor Leibowitz-Posen: Jüdische Gesangsmoden und Erklärungen. — Dr. Wreschner Samter. — Samson Raphael Hirsch. — Rezitation jüdischer Künstler.

Fordon.

Vorträge. Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn über „Raschi und seine Zeit.“

Frankfurt a. Main.

Vorträge: Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Rabbiner Dr. Doctor-Cassel: Gekrönte Proselyten im Judentum. — Generalkonsul Geheimrat E. v. Hesse-Wartegg-Luzern: Jüdische Oasen- und Höhlenbewohner in der Sahara. — Fräulein Maria Holgers-Berlin: Rezitationsabend. — Rabbiner Dr. Kaatz-Zabrze: Nietzsche und das Judentum. — Dr. Nathan Birnbaum (Mathias Acher) Czernowitz: Das jüdische Theater. — Rabbiner Dr. Jakob Horovitz-Frankfurt a. M.: Josef Hahn, ein Charakterbild aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde Frankfurts zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. — Dr. Löwenberg-Hamburg: Eigene Dichtungen.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Lewinski-Hildesheim: Ein jüdischer Finanzrat deutscher Fürsten. — Dr. E. Levy-Berlin: Meine Palästinareise. — Rabb. Nobel-Filehne: Das Wesen des Judentums. — L. Hardt: Vortragsabend. — Oberlehrer Calvary-Crossen: Ostjüdische Dichtung. — Dr. Salamonski: Die Frankfurter Gemeinde und die Hohenzollern.

Gießen.

Vorträge: Dr. Poritzky: Maxim Gorki und sein Verhältnis zu Juden und Judentum. — Professor Dr. Goldstein-Darmstadt: Die religiöse Bedeutung der Bibel. — Schauspieler Auerbach-Frankfurt: Rezitationen. — Schriftsteller Dr. Adolf Kohut: Schiller und das Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Glogau.

Vorträge: Geh.-Rat Prof. Geiger: Jettchen Gebert. — Leopold Hirschberg: Bibel und Musik. — Dr. Lucas: Moses, Jesus, Mohammed.

Bibliothek mit 1200 Bänden. Bibliothekar: Joh. Fränkel.

Göttingen.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Frl. Schellenberg-Lemberg: Rezitationen. — Prof. Dr. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorien. — Rabbiner Dr. Behrens: Prinzipien der jüdischen Geschichte.

Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: L. Wolpert, Gemeinde-Sekretär.

Gollub i. Westpr.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Dr. Eppenstein: Briefe Jehude Halevi. — Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Jacob Hirsch.

Chanukafeier.

Gotha.

Vorträge: Fabius Schach-München: Die Stellung der jüdischen Frauen zur modernen Frauenfrage. — Fräulein Schellenberg-Lemberg: Jargon-Vorträge. — Frau Skorra-Berlin: Eigene Dichtungen. — Professor Dr. Pick-Gotha: Jüdische Darstellungen auf altchristlichen Denkmälern. — Fritz Richard-Berlin: Ernst und Humor.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Otto Goldschmidt.

Graudenz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Guttman-Culm: Ein jüdischer Major in der preußischen Armee. — Kurt Blumenfeld-Berlin: Die Assimilation in der Geschichte. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz a. W.: Das Kaddischgebet. — Referendar Dr Benjamin-Marienwerder: Wesen und Bedeutung des Antisemitismus.

Bibliothek mit 610 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Mannheim.

Gr.-Strehlitz.

Vorträge: Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Nachruf auf Dr. Karpeles; M. C. Kuh, ein schlesischer Satiriker. — Dr. Jampe-Karlsruhe: Neu gefundenes Stück Biblische Geschichte, und der Ursprung der Falasekas. — Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Die Taufjuden in der jüd. Geschichte. — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Rabb. Jochanan ben Sackai — Schauspieler Richard-Berlin: Rezitationen.

Bibliothek mit 190 Bänden. Bibliothekar: Prediger Felix Steiner.

Hagen i. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Der Weg zum Glück. — Cand. jur. Ostwald-Hagen: Im Lande der Bibel, Lichtbildervortrag. — Rabbiner Dr. Grabowski-Barmen: Tolstoi, Zola u. das Judentum. — Victor Klemperer, Berlin: Carl Emil Franzos. — Rabbiner Dr. Löwenthal-Hamburg: Heitere und ernste Moralprediger. — Rabbiner Dr Mannheimer, Oldenburg: Hochzeit und Ehe. — Professor Dr. Max Schmid-Aachen: Max Liebermann u. Joseph Israels, Lichtbildervortrag

Kleine Bibliothek mit ca. 50 Bänden. Lehrer W. Abt.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Nobel: Aus der Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie (Cyclus von 3 Vorträgen). — Dr. Loewenthal-Hamburg: Aus der Werkstätte jüdischen Geistes vom 4—11 Jahrhundert (Cyclus von 3 Vorträgen). — Dr. Sonderling-Hamburg: Jüdische Apologetik. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die neu aufgefundenen jüdischen Inschriften aus Aegypten. — Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (I. Teil).

Hamburg (Gabriel Rießer-Verein).

Vorträge. Prof. Dr. Sellin-Rostock: Die Ausgrabungen in Palästina. — Prof. Dr. Sombart-Berlin: Die Bedeutung der Juden für das moderne Wirtschaftsleben — Rabbiner Dr. D. Leimdörfer: Der Dichter L. A. Frankl. — Pastor Clemens Schultz: Sirach, ein Klassiker. — Schriftsteller Fabius Schach: Moderne sozialpolitische Aufgaben im Judentum. — Rabbiner Dr. Sonderling: Abraham Geiger.

Hameln.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung, Charakter, einst und jetzt. — Professor Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum als Grundtypen der Lebensanschauung. — Steinhardt-Magdeburg: Montefiore.

Kleine Bibliothek: Bibliothekar: Max Frankenstein.

Hamm i. W.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Mannheimer-Emden: Kultur und Judentum. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Ibsen und das Judentum. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Feindesliebe im Judentum.

Hannover.

Vorträge. Privatdozent Dr. Felix Falk-Genf: Moses Mendelssohn als deutscher Dichter u. Schriftsteller — Kapellmeister Eduard Levy-Berlin, unter Mitwirkung der Konzertsängerin Frau Lina Götz-Levy: „Jüdische Musik und Musiker". — Geheimer Hofrat, Generalkonsul Ernst von Heße-Wartegg-Luzern: Die Juden von Nordafrika und ihre Abstammung". — Schriftstellerin Frau Regina Neißer-Brelau: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judentum.

Das Jahrbuch der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur wurde den Vereins-Mitgliedern wiederum gratis geliefert.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Rabb. Dr. Norden-Elberfeld: Entwickelung des jüdischen Gebetbuchs. — Lehrer Steinhardt - Magdeburg: Die deutschen Juden im 10. u 11. Jahrhundert. — Fritz Richard-Berlin: Unterhaltungsabend.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Andorn.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Rechtsanwalt Dr. Moos - Stuttgart: Der Antisemitismus der Gegenwart. — Rezitation, Gesangs- und Instrumentalvorträge aus Werken jüdischer Autoren, dargeboten durch Mitglieder des Vereins. — Fabrikant Emil Weil-Hechingen: Referat über die Vorträge von Professor Werner Sombart „Der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft." — Liederabend der Konzertsängerin Fräulein Elsa Berny-München.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Leo Schmalzbach.

Herford (Westfalen).

Vorträge: Prof. Geiger-Berlin: Jettchen Gebert und Henriette Jacoby. — Dr. Poritzki: Maxim Gorki. — Professor Dr. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Prediger Goldmann-Herford: Uriel Acosta, Dichtung und Wahrheit. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Kohelet, Hamlet, Faust, drei Rätselbücher der Menschheit.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Fritz Elsbach.

65 hiesige Lehrer haben sich als Hörer Eintrittskarten erbeten.

Hochfelden.

Vorträge: Vorlesungen: I. Modernes Judentum im Morgen- und Abendland. — Betrachtungen über Wochenabschnitte (Lernen).

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Vicart August.

Hohensalza.

Vorträge: Dr. Binetter-Hohensalza; Die Stellung der Frau in Bibel und Talmud. — Schauspieler Richard-Berlin: „Rezitationsabend." — Albert Katz-Pankow: Die moderne hebräische Poesie.

Bibliothek mit 320 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Dr. Baron: Nachruf auf Dr. G. Karpeles. — Dr. Baron: Ueber Aberglaube. — Siegfr. Ludwig: Die Satire in der jüdischen Literatur. — Arthur Stern: Gabriel Rießer's Leben und Wirken. — Dr. Baron: Volkslieder in der Bibel. — Dr. Grzymisch: Die Hagada.

Diskussions-Abende: Ferdinand Eppstein: Der Entwurf für eine Gesamtorganisation der preußischen Juden. I. und II. Teil.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Isidor Weil.

Ingweiler.

Vorträge: Josephus Flavius u. cand. phil. Paul Levy in Straßburg.

Bibliothek mit 275 Bänden.

Insterburg.

Vorträge: Parteisekretär der Zionistischen Vereinigung Kurt Blumenfeld-Berlin: Die Zukunft des Judentums. — Geheimrat Prof. Dr. Geiger-Berlin: Jettchen Gebert und Henriette Jacobi. — Fritz Richard-Berlin (Mitglied des Deutschen Theaters): Vortrag ernster und heiterer jüdischer Kraftschöpfungen. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jüdische Art und Unart. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Eine Folge von 10 Vorträgen über die Propheten Jesaia und Jeremia.

Kleine Blibliothek. Bibliothekar: Buchhändler Wilkowski.

Iserlohn.

Vorträge: Graetz: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Grabowski-Barmen: Der Wert des Lebens im Lichte des Judentums. — Ransenberg-Neuwied: Sabbathai Zevi. — Rabbiner Dr. Baeck-Düsseldorf: Tolstoi und das Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Hermann Wertheim.

Jever.

Vorträge: Victor Klemperer: Paul Heyse, Fr. Spielhagen in ihren Beziehungen zum Judentum. — Dr. Hirschberg: Die Kriegshelden von Judäa. — Großherzl. Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Judentum und Christentum.

Kattowitz O.-Schl.

Vorträge: Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenbewegung im Lichte der Bibel — Dr. Hirschberg-Berlin: Karl Loewes Kompositionen biblischer Stoffe. — Zyklus über die Geschichte der Juden in Deutschland: Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Aus den Anfängen der Geschichte der deutschen Juden bis zu den Kreuzzügen — Mittelschullehrer Stern-Kattowitz: Von den Kreuzzügen bis zum schwarzen Tod. — Rabb. Dr. Goldmann-Oppeln: Das Zeitalter der Reformation. — Rabb Dr. Winter-Myslowitz: Die Zeit Moses Mendelssohns.

Bibliothek mit 300 Bänden. Die Bibliothek wird von dem Jüdischen Jugendbund verwaltet, dem sie zur Mitbenützung übergeben wurde.

Kempen i. P.

Vorträge: Universitätsbibliothekar Dr. H. Löwe-Berlin: Die Sprachen der Juden. — Rabbiner. Dr. Grunwald-Wien: Juden als Entdecker und Erfinder (mit Lichtbildern). — Oberkantor Leibowitz-Posen: Synagogale Musik (mit Begleitung). — Rabbiner Dr. Goldschmidt-Königshütte: Sozialpolitisches aus der Bibel. — Oberrabbiner Dr. Ritter-Rotterdam: Gedanken über Grundlagen der Einheit Israels.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Klein.

Den Mitgliedern des hiesigen Jugendvereins ist Benutzung der Bibliothek freigestellt. Manche Vorträge wurden auch Nichtmitgliedern zugänglich gemacht.

Kiel.

Vorträge: Dr. Cohn-Kiel: Jüdische Art und Unart. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die soziale Stellung der Frau in der Bibel. — Lehrer Katz-Kiel: Der jüdische Kalender in biblischer und nachbiblischer Zeit. — Kand. jur. Fink-Hamburg: Der Anteil der Juden am Aufbau des modernen Kapitalismus nach Prof. Sombart. — Rechtsanwalt Dr. Viktor-Wandsbeck: Die geplante Judenorganisation in Preußen. — Dr. Cohn-Kiel: Der Fall Lessing. — Kand. jur. Fink: Anteil der Juden im Handel. — Dr. Cohn: Die Auswanderung der Juden.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer L. Katz.

Koblenz.

Vorträge: Dr. Grabowski-Barmen: Tolstoi, Zola und das Judentum. — Schauspieler und Regisseur Richard Goltz-Berlin: Rezitationen; Ernstes und Heiteres aus der Jüdischen Literatur. — Frl. stud. phil. Selma Stern-Baden-Baden: Berliner Salons. — Schauspielerin Frl. Rosenberg-Düsseldorf: Bibelabend. — Prediger Benno Huhn-Coblenz: Rezitation: Enoch Arden. Klavierbegleitung hierzu: Dr. med. Max Wolf-Coblenz. — Direktor Max Beck-Bonn: Rezitationen. —

Köln a. Rhein.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Guido Neumann-Hagen: Gibt es eine jüdische Kunst? — Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Die jüdische Auswanderung. — Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West. — Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Dr. J. Löwenberg-Hamburg: Eigene Dichtungen. — Julius Berger: Der Weg ins Freie. — Rabbiner Dr. Rosenthal: Schiller als Bibelerklärer. — Rabbiner Dr. Caro: Gibt es jüdische Märchen? — Rabbiner Hanover: Chassidismus.

Bibliothek mit 600 Bänden.

Die Bibliothek wurde dem hiesigen Jugendverein „Gabriel-Rießer" zur Benutzung mit überlassen.

Konitz (Westpreußen).

Vorträge: Oberkantor Meisel-Danzig: Die synagogalen Melodien. — Bernhard Loewenthal-Graudenz: Heiteres und Ernstes aus der modernen jüdischen Literatur. — Rabbiner Dr. Wehl: Der Prophet Jeremia. — Rechtsanwalt Fleischer: Die Entstehung des Antisemitismus.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Fleischer.

Konstanz.

Vorträge: Stadtrabbiner Dr. Chone: Die Falaschas. — Dr. Holländer-Berlin: Der Centralverein. — Oberkantor Zivi-Elberfeld: Ursprung und Entwicklung der Jüdischen Musik.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Silberstein-Elbing: Denkmäler aus ältester Zeit zur Geschichte Israels. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Referat über den Breslauer Verbandstag der deutschen Juden. — Rabbiner. Dr. Perles: Abraham Geiger. — Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Johann Reuchlin und sein Kampf für die Bücher der Juden. — Rabbiner Dr. Vogelstein: Unterrichts und Volksbildung im alten Judentum. — Davis Trietsch-Jaffe: Die Juden in den Ländern des Orients. — M Kowner: Perez Smolenski, ein Vorkämpfer der jüdischen Renaissance. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jehuda Hallevi. — Oberkantor Birnbaum: Altjüdische Hochzeitslieder (mit musikalischen Darbietungen).

Leihbibliothek mit 1477 Bänden. Bibliothekar: J. Towbin.

Königshütte.

Vorträge: Dr. Goldmann-Oppeln: Judentaufen und Taufjuden. — Dr. Steinhardt-Königshütte: Gedächtnisrede auf Gustav Karpeles. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenfrage im Lichte der Bibel. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Geschichte der Juden in Deutschland von den Anfängen bis zu den Kreuzzügen. — Mittelschullehrer Stern-Kattowitz: Desgl. die Zeit der Kreuzzüge und ihre Folgen. — Dr. Goldmann-Oppeln: Desgl. die Zeit der Reformation bis Moses Mendelssohn. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: M. E. Kuh, ein schlesischer Satyriker.

Bibliothek mit 120 Bänden.

Kosel.

Vorträge: Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die Bedeutung der Frau für das jüdische Volksleben. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Jüdische Musik.

Krotoschin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin-Kempen: Neues Leben blüht aus den Ruinen (Ausgrabungen). — Rabbiner Dr. Berger-Krotoschin: Immanuel Romi. — Rezitator Maurice Liegnitz: Jüd. Dichtungen verschiedener Autoren. — Rechtsanwalt Mannheim-Krotoschin: Organisation der Juden in Preußen. - Apotheker Salinger-Schildberg: Medizin in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Die geistigen Vorkämpfer des deutschen Judentums im 19. Jahrhundert.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Der Verein unterhält mehrere Zeitschriften und hat eine Lesehalle gegründet. Die Synagogengemeinde hat zu diesem Zwecke einen geeigneten Raum ausgestattet und zur Verfügung gestellt. Herr Lehrer Margolius und Frau Kantor Warschawski haben die Leitung übernommen.

Lage (Lippe).

Vorträge: Dr. Mannheimer-Oldenburg: Jüd. Frauen. — Dr. Rosenthal-Berlin: Grillparzer, Otto Ludwig, Hebbel und die Juden. — Dr. Poritzky-Berlin: Die geistige Entwicklung des Weibes und die Erziehung des Kindes.

Landsberg a. W.

Vorträge: Prof. Dr. Neuberg-Berlin: Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. — Rabb. Dr. Kälter-Danzig: Die religiösen Bewegungen innerhalb unserer Gemeinschaft und das liberale Judentum. — Rabbiner Dr. Elsaß: Der Prozeß Jesu — Dr. med. Frank: Samson Raphael Hirsch. — Rabbiner Dr. Elsaß: Kulturbilder aus biblischer Zeit mit Vorführung von Lichtbildern.

Leipzig.

Vorträge: Professor Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Rabbiner Dr. Wilde-Magdeburg: Protestantismus und Judentum. — Dr. Ernst Cohn-Wiener-Berlin: Das Judentum in der Kunst der Völker. — Geheimrat Ernst von Hesse-Wartegg-Luzern: Die Juden in Nordafrika. — Rabbiner Dr. N. Porges-Leipzig: Maimonides (2 Vorträge).

Lippstadt.

Vorträge: Dr. Poritzy: Herm. Heyermanns. — Dr. Rosenthal-Berlin: Biblische Königsbücher und Shakespearesche Königsdramen. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenfrage im

Lichte der Bibel. — Frl. Josefa Metz-Bielefeld: Eigene Dichtungen, Kindergeschichten und Novellen. — Lehrer Rosenfeld-Lippstadt: Berthold Auerbach.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Levinsohn.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Bäck-Düsseldorf: Tolstoi und das Judentum. — Laqueur-Breslau: Salomon Munk. — Frau Schidrowski-Tilsit: Dramatische Vorführungen im Jargon, Gesellschaft a. d. Bukowina. — Frau Regina Neißer-Breslau: Aus dem Hause Moses Mendelssohns. — Rezitation eigener Erzählungen. — San. Rat Dr. Scherbel: Die Kunst und das Judentum.

Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothkar: Hauptlehrer Herbst.

Am 12. März Vorfeier des Purimfestes mit Festrede, Theater und Tanz. Der Verein läßt 4 jüdische Zeitschriften in 18 Exemplaren unter seinen Mitgliedern zirkulieren und ist Mitglied 1. der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentum und 2. der Deutschen Konferenzgemeinschaft der A. J. U.

Loebau.

Vorträge: Herr Tobias: Jüdische Märtyrer. — Dr. Wintritz-Dt.-Eylau: Wesen und Ziel des Zionismus. — Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum.

Leihbibliothek mit 387 Bänden. Bibliothekar: Rawitscher.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Das jüdische Wesen. — Ausgewählte Stücke aus dem Traktat Baba-Bathra. — Zins und Wucher im Judentum.

Ludwigshafen a. Rh.

Vorträge: Rabbiner Dr. Tänzer-Göppingen: Arbeit und Arbeiter im Judentum. — Frl. Henny Weil-Mainz: Rezitationen — Lehrer Steinhard-Magdeburg: Der hohe Rabbi Löb. — Kantor Rosenbaum-Barmen: Hebräische Gesänge und Rezitationen aus der Bibel.

Leihbibliothek mit 125 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzlar.

Lübeck.

Der Hauptzweck des Vereins ist, den Jugendgottesdienst zu pflegen und Lernabende zu veranstalten, die auch im Winter regelmäßig abgehalten werden. Vorträge sind nicht ausgeschlossen, aber seltener.

Magdeburg.

Vorträge: Professor Dr. Horowitz: Die Eigenart der Sittenlehre des Judentums und seine messianische Idee. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen. — Reichstagsjournalist Schweriner: Anteil des Judentums an der Politik der letzten 60 Jahre. — Rabbiner Dr Wilde: Die nachbiblischen Schriften. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend.

Leihbibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Dr. med. Simon.

M.-Gladbach.

Vorträge: Geh.-Regierungsrat Prof. Ludwig Geiger-Berlin: Jettchen Gebert und Henriette Jacoby. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. — Dr Leop. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (II. Teil). — Dr. Ismar Elbogen-Berlin: Die Juden Rheinlands unter der Herrschaft Napoleons.

Mainz.

Vorträge: Oberlehrer Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M. Gedanken zum Schillertage. — Prof. Dr. Goldstein-Darmstadt: Aus stillen Welten. — York-Steiner-Wien: Vorlesung aus seinen Werken. — Rabbiner Dr. Grünfeld-Bingen: Die Stellung der Frau im alten Israel. — Richard Goltz-Berlin: Ernste und heitere jüdische Dichtungen — Dr med. Moses-Mannheim: Moderne Erziehungsaufgabe der deutschen Judenheit.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern zur Verfügung.

Mannheim.

Vorträge: Architekt Arthur Lehman-Mannheim: Alte und moderne Synagogenbauten (mit Lichtbildern). — Provinzialrabbiner Dr. Salomon Bamberger-Hanau a. M.: Rabbi Meïr von Rothenburg. — Dozent der Musikwissenschaft Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik (I. Teil bis zum Tode Mose mit Erläuterungen am Klavier und durch Gesang) — Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank, M. d. R. u. B. L.-Mannheim: Ludwig Börne. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jüdische Erziehungsprobleme.

Marienwerder (Westpr.).

Vorträge: Rabbiner Dr. Loewy-Graudenz: Die Geschichte Israels an der Hand der alten Denkmäler (mit Lichtbildern). — Dr. Benjamin-Marienwerder (Westpr.): Wesen und Bedeutung des Antisemitismus. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Die Juden im Sprichwort. — Rabbiner Dr. Gutman-Culm: Witz und Humor in der jüdischen Literatur.

Memel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Gottesglaube und Naturwissenschaft. — Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Reuchlin — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik II. Teil, mit Gesang und Musikbegleitung. — Syndikus Dr. Wittenberg-Hamburg: Die Juden in Amerika. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Rabbiner Dr. Isaak Stein-Memel: Maimonidis. — Oberkantor Ed. Birnbaum-Königsberg: Altjüdische Hochzeitslieder, mit musikalischen Darbietungen.

Leihbibliothek mit 428 Bänden. Bibliothekar; Lehrer J. Kahn.

Merzig.

Vorträge: Referendar Kahn-Köln und Lus Mannheim über verschiedene Themata.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: L. Klein.

Metz.

Vorträge: Referendar Regensburger: Aufgaben der jüdischen Jugend. — Fräulein Charlotte Landau-Köln: Perlen der Poesie aus der jüdischen Geschichte und Literatur. — von Hesse-Wartegg: Die Juden in Nordafrika und in den Oasen der Sahara (Lichtbilder). — Dr. Poritzki: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Mülhausen i. Els.

Vorträge hielten: Rabbiner Dr. Bloch in Dornach. — Dr. Pörntner, Divisionspfarrer in Mülhausen. — Rabbiner Dr. Schwartz in Lautenburg. — Pfarrer Dr. Lutz in Illzach b. Mühlhausen. — Dr. Nordmann, Rechtsanwalt in Mülhausen.

Bibliothek. Bibliothekar: Benjamin Hoch, Director der israelitischen Gewerbeschule.

Mülheim a. d. Ruhr.

Vorträge: Geheimrat Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Aus der jüdischen Wirtschaftsgeschichte. — Direktor Otto (Stadttheater)-Kiel: Rezitations-Abend. — Dr. Ad. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Joseph in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum. — Dr. Grünfeld-Bingen: Die Stellung der jüdischen Frau im alten Israel. — Dr. Elbogen-Berlin: Napoleon I. und die Juden unter besonderer Berücksichtigung der Rheinlande.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Steinwasser.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner: Wegweiser im Judentum. — Rabbiner Dr. Freudenthal in Nürnberg: Die Memoiren der Glückel von Hameln. — Prof. Dr. Günther-München: Der Einfluß der Juden auf die Wissenschaften im Mittelalter. — Dr. med. Raphael Levi-München: Judäas Faust. — Dr. Ehrentreu-München: Rabbi Moses ben Nachman. — Dr. Birnbaum-Czernowitz: Das Ostjudentum in Amerika.

Bibliothek. Bibliothekar: Rabbinatssubstitut Dr. J. Finkelscherer.

Münster i. W.

Vorträge: Seminarlehrer Feinstein: Literaturvereine. — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Die Juden und die französische Revolution. — Dr. Baeck-Düsseldorf: Die Entstehung des Judentums. — Geheimrat Ludwig Geiger-Berlin: Abraham Geiger. — Prof. Dr. Julius Schwering-Münster: Heines politische Stellung. — Redakteur Dr. Friedrich Castelle-Münster: Otto Ludwigs Makkabäer. — Rechtsanwalt Simon-Hamm: Morris Rosenfeld.

Diskussions-Abende: Die „Judenpresse" und die jüdische Presse. Referent: Seminarlehrer Plaut-Münster.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: A. Berlingen-Breslau: Eine führende Persönlichkeit aus der Renaissance des Judentums. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Moderne Frauenfragen vom bibl. Standpunkt. — Dr. Braunschweiger: Ein Gang durch die Geschichte der Juden im Mittelalter. — Kurt Blumenfeld: Das Nationalitätsproblem.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Winter, S. Wechsler.

Nakel.

Vorträge: Dr. Grünfeld-Berlin: Arabien und das Judentum. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg W/P.: Nathan der Weise und der Talmud.

Kleine Bibliothek: Bibliothekar: Sigism. Baerwald.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Rechtsanwalt Lewinsky-Neisse: Das Leben am jüdischen Königshofe. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die bedeutendsten jüdischen Komponisten des 19. Jahrhunderts.

Diskussions-Abende: Rechtsanwalt Lewinsky-Neisse: Wanderbettelei. — Rabbiner Ellguther: 50-jähriges Jubiläum der Alliance.

Bibliothek mit ca. 1250 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Ellguther.

Neuwied.

Vorträge: Referendar Regensburger: Bedeutung der jüd. Jugendbewegung. — Dr. Wittenberg: Jüdische Auswanderung. — Frau Heinriette Fürth: Die soz. u. wirthsch. Bedeutung des Kaufmannstandes. — Prof. Dr. Goldstein: Moderne Rassentheorie. — J. Ransenberg: Die Propheten.

Bibliothek mit ca. 120 Bände. Bibliothekar: Frau A. Cremer.

Nicolai O.-Schl.

Vorträge: Vortragsabend von Oberkantor Beer-Beuthen: Musikalische und deklamatorische Rezitationen.

Norden.

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Der Anteil der Juden an der Kultur der Menschheit. — Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Der Talmud.

Der Verein ist jetzt erst neugegründet.

Nordhausen.

Vorträge: Dr. H. Löwe-Berlin: Kulturelle Streifzüge im jüdischen Orient (mit 100 Lichtbildern). — Dr. Siegmund Jampel-Karlsruhe: Die neugefundenen jüdischen aramäischen Inschriften aus Aegypten.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Isidor Goldstein.

Der Verein hat eine Lesehalle gegründet, welche am 15. Oktober cr. eröffnet wurde und vorläufig zwei mal wöchentlich geöffnet ist. Diese wird sehr gut besucht und befindet sich im Verwaltungsgebäude der Gemeinde.

Nürnberg.

Vorträge: Prof. Dr. Jaeger-Nürnberg: Streiflichter auf die antisemitische Bewegung der Gegenwart aus eigener Erfahrung. — Kandidat Ferdinand Straßburger-Erlangen: Erziehung in Bibel und Talmud. — Reallehrer Dr. Rothenburg-Nürnberg: Jerusalem und seine Bevölkerung. (Mit Lichtbildern nach eigenen Aufnahmen). — Rabbiner Dr. Freudenthal-Nürnberg: Zollschans Rassenprobleme.

Bibliothek: Gemeinde- und Dr. Ziemlichsche Bibliothek mit zusammen 2300 Bänden. Bibliothekar: Rabbinatssubstitut Dr. Nußbaum.

Offenbach a. M.

Vorträge: Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: Psalmenkompositionen klassischer Meister. — Dr. Landau-Berlin: Die Bibel in unserer modernen Kultur. — Prof. Dr. Goldstein-Darmstadt: Astronomie und Weltanschauung. — Dr. W. Hanauer: Die Wirtschaftsstellung der Juden in Vergangenheit und Gegenwart. — Dr. Norden-Elberfeld: Entstehungsgeschichte des jüdischen Gebetbuches mit besonderer Berücksichtigung d. gegenwärtigen Gebetbuchfrage.

Oppeln.

Vorträge: Frau Regina Reißer: Die Berliner und Wiener Salons an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Galliner-Beuthen: Moderne Erziehungsideale. — Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Rabbi Jochanan ben Sakkai. — Kand. jur. Hans Schlesinger: Die Wucherbeschuldigung gegen die Juden. — Ferner wurde am Chanukah ein Kinderfest veranstaltet.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Goldmann.

Der Verein arbeitet gemeinsam mit dem jüdischen Jugendbund.

Osnabrück.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, II. Theil. — Schriftsteller Fabius Schach-München: Die moderne jüdische Frau. — Frau Rahmer Rotmann-Coburg: Rezitationen 2c.

Osterode Ostpr.

Vorträge: Prediger Sturmann: Erinnerung an Dr. Gustav Karpeles. Bericht über die Generalversammlung des Verbandes der deutschen Juden und über den dort von Dr. Guttmann gehaltenen Vortrag: Versöhnung im Judentum. — Sturmann: Die Gegensätze im Judentum unserer Zeit; Diskussion. — Herr Kurt Blumenfeldt: Die Zukunft der Juden; Diskussion. — Herr Dr. Löwenberg-Osterode: Gewährleisten die Zionistischen Bestrebungen die Zukunft des Judentums? Nachwort. — Sturmann: Der Zionistenkongreß in Hamburg. Die Messiashoffnungen im Judentum; Diskussion. — Herr Jacobus-Osterode: Was können wir für unserer Jugend tun. — Sturmann: Wie gestalten sich die relig. Aussichten für die Jugend in kleinen Gemeinden? — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Jehuda Halevi. — Dr. Kohut: Schiller, Israel und die Bibel — Dr. med. Eisenstädt-Osterode: Moderne jüdische Philosophen. — Eine Vorlesung gehalten von J. Loeve-Osterode.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar Dr. Löwenberg.

Ostrowo.

Vorträge: Viktor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Ludwig Hardt-Berlin: Neujüdische Dichtungen (Rezitationsabend). — Theaterabend von einer jüdischen Schauspielertruppe veranstaltet. — Rezitationsabend.

Bibliothek mit 200 Bänden.

Offenburg i. Baden.

Vorträge: Privatdozent Dr. Falk: Moses Mendelssohn.

Oldenburg.

Vorträge: Fabius Schach: Jüdische Kultur in Ost und West. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Hochzeit und Ehe. — Rechtsanwalt Dr. Alfr. Klee-Berlin: Soziale Fragen im Judentum. — Oberkantor Weiß-Emden: Liedervorträge. — Schriftsteller Victor Klemperer-Berlin: Paul Heyse und Friedr. Spielhagen in ihrem Verhältnis zum Judentum.

Paderborn.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Löwenthal-Hamburg: Salome.

Diskussions-Abende: Jeden 2. Freitag im Winterhalbjahr. Referenten, Mitglieder des Vereins.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Storch.

Pinne.

Vorträge: Lehrerin Fräulein Wolffsohn-Posen: Rezitationen. — Oberkantor Leibowitz-Posen: Entwicklung des jüdischen Synagogengesanges. — Dr. Grünthal-Pinne: Die beiden Sahndrin in der jüdischen Geschichte. — Außerdem veranstaltete der Verein für seine Mitglieder mehrere gemütliche Abende.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Moritz Szamatólski.

Pleß.

Vorträge: Dr. D. Braunschweiger-Kattowitz: S. Gabirol als Dichter und Philosoph. — Lehrer Frank-Myslowitz: Der jüdische Kaufmann und die Kaufmannsehre. — Dr. Galliner-Beuthen: Moderne Bildungsideale. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Israel in Aegypten. — Dr. Zivier-Pleß: Die nachbiblische Poesie der Juden. — Arnold Wiener-Kattowitz: Der 9. Zionisten-Kongreß.

Bibliothek mit 250 Bänden.

Potsdam.

Vorträge: Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik III. Teil. — Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Moses Mendelssohn, ein jüdisches Bildungsideal. — Cand. Alfred Wiener: Volksleben im Lande der Bibel.

Prenzlau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Bähr: Die Marranen und die Inquisition in Spanien. — Dr Julius Liebrecht-Prenzlau: Palästina, Land und Leute. (Mit Lichtbildern). — Chefredakteur Dr. J. Landau-Berlin: Die Bibel in der modernen Kultur. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationen, Buntes Allerlei. — Rabb. Dr. Emil Levy-Berlin: „Das schönste Idyll der Weltliteratur. — Dr. Willy Hofmann, cand. med. Berlin: „Die Stellung des Judentums zu den modernen naturwissenschaftlichen Tagesfragen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Hermann.

Ratibor.

Vorträge. Dr. Jampel: Die verloren gegangenen zehn Stämme und die Juden in Indien und China. — Dr. Dienemann: Trauergebräuche im nachbiblischen Judentum. — Dr. Emil Cohn: Jüdische Erziehungsprobleme. — Dr. Friedmann: Die Politik der Propheten.

Bibliothek mit 750 Bänden. Bibliothekar: Lehrer A. Biberfeld, Frl. Ratwitscher.

Rees am Niederrhein.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wolf-Köln: Rom, Athen, Jerusalem. — Rabbiner Dr. Neuwirth-Bingen: Ethik des Judentums. — Rabbiner Dr. Wolf-Köln: Die Grundlagen des jüd. Rechts. — Zahnarzt Dr. Ehrmann-Düsseldorf: Jüdische Kultur. — Seminaroberlehrer Stern-Köln: Moderne Naturwissenschaft und Religion.

Diskussions-Abende: Jeden Samstag Abend findet eine Vorlesung statt, an die sich eine Diskussion anschließt.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: L. Marcus.

Ritschenwalde.

Vorträge: Dr. Dünner-Rogasen: „Was verdankt die Menschheit unserm Glauben". — J. Breslauer: „Judentum und Deutschtum".

Diskussions-Abend: Referent S. Abramowitz.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: S. Abramowitz, Lehrer.

Samter.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grünthal-Pinne: Elisa b. Abuja. — Rabb. Bluhm-Posen: Salomo Gabirol. — Rabb. Dr. Wreschner: Standpunkt und Bedeutung des Maimonides. — Fritz Richard-Rezitationen. — Lehrerin Frl Haase: Das Wesen des Judentums.

Bibliothek mit 260 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Schivelbein.

Vorträge: Rabbiner Dr. L. Rosenthal-Berlin: Das althebräische Moschel. — Rabbiner Dr. Silberstein-Stargard i Pom: Das Christentum in seiner Entstehung und ersten Entwicklung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor D. Reinowitz.

Schlawe. i. Pom.

Vorträge: Rabbiner Dr. Joseph-Stolp: Strömungen im Judentum der Gegenwart. — Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Salomo Gabirol. — Rabbiner Dr. Münz-Berent: Arbeit und Handwerk im Judentum

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Spiel.

Schönlanke.

Vorträge: Dr. Bamberger-Schönlanke: Einiges über altjüdische Modefragen. Schiller und die Juden. Oberkantor Leibowitz-Posen: Synagogale Musik. Musikalisch-deklamatorischer Unterhaltungsabend — Frl Ch M. Sachs: Rechte der antiken, Pflichten der modernen Juden. — Fritz Richard: Rezitationsabend.

Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Wolff.

Schrimm.

Vorträge: Oberkantor Leibowitz-Posen: Synagogale Musik (mit musikalischen Beispielen). — Dr. Leopold Hirschberg-Char-

lottenburg: Die Bibel in der Musik I. — Lehrer Schweitzer-Glogau: Rom in talmudischen Bildern.

Bibliothek mit 350 Bänden Bibliothekar: Lehrer Speyer.

Am 13. März 1910 war zehnjähriges Stiftungsfest.

Schwetz a. W.

Vorträge: Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik — Dr. Jampel-Karlsruhe: Israel in Aegypten und seine Einwanderung in Palästina nach zeitgenössischen Inschriften geschildert. (Mit Bildern). — Rabbiner Dr Loevy-Graudenz: Judentum und Arbeit.

Bibliothek mit 217 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Dahl.

Steinheim i. Westf.

Vorträge: Dr Poritzky: Gustav Karpeles. — Dr. Rosenthal: Naturdichtung in der Bibel. — Steinberg: Chaßidismus und die Berliner Salons.

Stettin.

Vorträge: Dr. J E Poritzky: Eigene Dichtungen. — Dr. S. Bernfeld: Kulturwerte des Judentums. — Victor Klemperer: Das Verhältnis Spielhagens und P. Heyses zum Judentum. — Prof. Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorien. — Dr. S. Jampel-Karlsruhe: Die neugefundenen jüdisch-aramäischen Inschriften aus Aegypten. — Rabbiner Dr. Hermann Vogelstein-Königsberg: Volksbildung im Judentum zur Zeit des zweiten Tempels.

Stolp i. Pom.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Die Religion der Zukunft — Victor Klemperer: Ludwig Fulda. — Oberlehrer Wolbe: Major Burg. — Rabbiner Dr. Max Joseph: Was ist Bildung?

Bibliothek mit ca. 150 Bänden Bibliothekar: Max Neumann, Zahnarzt.

Strasburg i. Westpr.

Vorträge: Dr. Gelles-Breslau: Baruch Spinoza. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Was hat die moderne Kultur unserer Bibel zu verdanken? — Rabbiner Dr. Eppstein-Briesen: Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der deutschen Juden im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg i. Westpr.: Henriette Jacoby. — A. Friedmann-Königsberg: Das jüdische Volkslied.

Tarnowitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Judentaufen und Taufjuden. — Rabbiner Dr. Loewenthal-Hamburg: Das Salome-Drama und sein histor. Hintergrund. — Dr. med.

Glogauer-Kattowitz: Geschichte der Juden im Mittelalter. — Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Geschichte der Juden bis Mitte des 14. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Winter-Myslowitz: Jüdische Jugenderziehung.

An die einzelnen Vorträge schlossen sich Diskussion und gemütliches Beisammensein an.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Goldschmidt, Tarnowitz.

Thorn.

Vorträge: Schriftsteller Victor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg i. W.: Die Geisteskämpfe innerhalb des Judentums im 13 Jahrhundert. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (III. Teil mit pianistischen und gesanglichen Erläuterungen). — Dr. Jampel-Karlsruhe: Israel in Aegypten und seine Einwanderung in Palästina, nach zeitgenössischen Inschriften geschildert — Rabbiner Dr Eppenstein-Briesen, Westpr.: Die geistigen Vorkämpfer des deutschen Judentums im 19. Jahrhundert — Dr Samuel-Berlin: Werner Sombarts Stellung zum Judentum, nach den in Berlin gehalten Vorträgen, „Eine Kritik".

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Sekretär Kurt Blumenfeld-Berlin: Die Assimilation als bewegender Faktor in der Geschichte. — Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Karäer und Karaismus. — Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Dozent der Musikwissenschaft Dr. Leopold Hirschberg-Berlin-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik (II Th., mit Erläuterungen am Klavier und Gesang) — Regisseur Fritz Richard vom Deutschen Theater in Berlin: Ernstes und Heiteres aus der jung-jüdischen Literatur u. a. m. — Syndikus Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Die Juden in Amerika. — Rabbiner Dr. Emil Cohn-Kiel: Die spanische Blüteperiode. — Schriftsteller Dr. Adolf Kohut-Berlin: Immanuel Kant in seinen Beziehungen zu Juden und Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Süßkind

Am 11. Dezember 1909 veranstaltete der Verein, wie alljährlich, einen Familienabend zur Chanukah-Feier für die Mitglieder und hre Angehörigen.

Unna.

Vorträge: Dr. L A. Rosenthal-Berlin: Sombart und das Judentum. — Stud. jur. Blumenfeld-Bonn: Jüdische Organisationen — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld; Maßregel gegen den Indifferentismus auf religiösem Gebiete. — Lehrer Buchdahl-Unna: Flavius Josephus. — Dr. E. Poritzky-Berlin: Enzyklika u. Religionsfreiheit.

Diskussions-Abende: 1 Diskussionsabend über verschiedene Themata.

Warburg i. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Kultur und Judentum. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Naturdichtung in der Bibel. — Samuelsdorff-Wattenscheid: Die Lage der Juden in Westeuropa trotz der Emanzipation. — Dr. Jampel-Karlsruhe: Die moderne Frauenbewegung im Lichte der Bibel. — Lehrer Alexander-Warburg: Die ewige Weisheit.

Diskussions-Abende: Die jeweiligen Redner über Marranentum; Nation oder Religionsgemeinschaft; Hindert unsere Religion uns an einer vollständigen Verbrüderung; Kann allgemein die Frau Pflichten als Hausfrau und Mutter und Berufspflichten gleichzeitig erfüllen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

Wesel.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Die Hauptepochen der jüdischen Geschichte. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Napolen I und die Juden am Niederrhein.

Diskussions-Abende: Jeden Donnerstag Diskussionsabend im Anschluß an verlesene Artikel der allgemeinen Zeitung des Judentums u. a., sowie über das Judentum betreffende Tagesfragen.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Falkenstein.

Wiesbaden.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Ernste und heitere jüdische Dichtungen. — Kantor Davidsohn-Gleiwitz: Ueber Synagogenmusik. — Dr. Cohn-Wiener-Berlin: Moderne jüdische Maler.

Mit dem Verein ist seit dem Jahre 1907 eine „Toynbeehalle“ verbunden (in eigenem Lokal), die sich eines regen Zuspruchs erfreut.

Witten (Ruhr.)

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Cöln: Moses und Hammurabi. — Frau Johanna Meyer-Berlin: Sehnsucht, Rezitation. — Fritz Richard-Berlin: Lustiger Abend, Rezitation. — Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Die Aufgaben des modernen Judentums. — Dr. jur. Peis-Crefeld: Lasker, das Vorbild eines deutschen Staatsbürgers. — Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg (Dozent der Musik): Die Bibel in der Musik.

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Katz-Witzenhausen: Die Schönheit der Bibel. — Rabbiner Dr. Behrens-Göttingen: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Rezitationen aus: Ewige Weisheit von Weinberg. — Rabb. Dr. A. Levi-Nordhausen: Die Reformbewegung im Judentum.

Kleine Bibliothek mit ca. 60 Bd. Bibliothekar: Lehrer Katz. Alle 14 Tage finden Leseabende statt.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. J. Moses-Berlin: Witz und Humor bei den Juden. — Dr. H. Loewe-Berlin: Palästina einst und jetzt (mit Lichtbildern). — Dr. S. Grünfeld-Berlin: Mohammed und das Judentum. — Dr. Wohlberg-Berlin: Was will der Zentralverein?

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Friedmann: Rückblick und Ausblick.

Bibliothek mit 150 Bänden.

Der Verein gab seinen Mitgliedern durch ein Abonnement beim Kaufhaus des Westens Gelegenheit zur Lektüre.

Wreschen.

Vorträge: Fritz Richard, Regisseur und Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin: Verschiedene Rezitationen. — Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Rabbiner Samson Raphael Hirsch.

Bibliothek mit 330 Bänden. Bibliothekar: Dr. M. Lewin. Außerdem unterhält der Verein 4 Zeitungen und ist Mitglied der Gesellschaft zur Förderuug der Wissenschaft des Judentums und der jüdisch-literarischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Zempelburg W.-Pr.

Vorträge: Rabb. Dr. Schick: Maimonides. — Deklamationen. — Kantor Meisel-Danzig: Gesangvorträge. — Gesellige Unterhaltungen.

Bibliothek mit 125 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Zweibrücken.

Vorträge: Bezirksrabbiner Dr. Meyer: Moses Mendelssohn. — Derselbe: Jüdische Sekten.

Diskussions-Abende: Tagesfragen. Dr. Meyer, Otto Löb.

Bezirksverbände.

1. Ostpreußen.

Osterode, Allenstein, Insterburg, Tilsit, Memel, Königsberg. Sitz des Verbandes: Insterburg. Vorsitzender: Amtsgerichtsrat Blumenfeld.

2. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid-Essen a. R., Elberfeld, Unna. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage, Hameln a. d. W., Paderborn, Gütersloh, Herford, Marsberg, Unna. Sitz des Verbandes: Warburg. Vorsitzender: Lehrer Alexander.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

6. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Cosel, Großstrehlitz, Kattowitz, Koenigshütte, Myslowitz, Neiße, Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Vorsitzender Dr. Braunschweiger, Stellvertreter: Dr. Glogauer.

7. Westpreußen.

Konitz, Tuchel, Schlochau, Zempelburg, Pr.-Friedland. Sitz des Verbandes: Konitz. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Weyl.

Literarische Notizen.

Die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums liefert den Mitgliedern der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur ihre Werke bei direktem Bezuge zu den nachstehend verzeichneten ermäßigten Preisen:

1. M. Güdemann, Jüdische Apologetik. In elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 5 Mk., Porto 30 Pf.

2. G. Caro, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden. Bd. I, Preis 7 Mk., in elegantem Einband 8 Mk., für Mitglieder 4,70 und 5,70 Mk., Porto 30 Pf.

3. J. Eschelbacher, Das Judentum im Urteile der modernen protestantischen Theologie. Preis 1,50 Mk., für Mitglieder 1,15 Mk., Porto 10 Pf.

4. J. Guttmann, u. a. Moses ben Maimon, sein Leben, seine Werke und sein Einfluß. Bd. I. Preis 10 Mk., in elegantem Einband 11,50 Mk., für Mitglieder 7 und 8,50 Mk., Porto 30 Pf.

5. M. Philippson, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes, Bd. I. und Bd II. Preis jedes Bandes 6 Mk., in elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 4 und 5 Mk., Porto je 30 Pf.

6. N. Porges, Joseph Bechor Schor und J. Guttmann, Kant und das Judentum. Preis 1,50 Mk., für Mitglieder 1,15 Mk., Porto 10 Pf.

7. J. Schapiro, Die haggadischen Elemente im erzählenden Teil des Korans. Preis 3,50 Mk., für Mitglieder 2,50 Mk., Porto 20 Pf.

8. K. Kohler, Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums auf geschichtlicher Grundlage. Preis 6 Mk., in elegantem Einband 7 Mk., für Mitglieder 4 u. 5 Mk., Porto 30 Pf.

9. S. Krauß, Talmudische Archäologie. Preis 20 Mk., gebunden 21 Mk., für Mitglieder 13,50 und 14,50 Mk.

   1—9: Verlag von Gustav Fock, G. m. b. H., Leipzig, Schloßgasse 7—9.

10. J. Eschelbacher, Das Judentum und das Wesen des Christentums. Preis 3 Mk., gebunden 3,50 Mk., für Mitglieder 2,25 und 2,75 Mk. Porto 20 Pf.

11. H. Steinthal, Gesammelte Aufsätze über Juden und Judentum. 2. Auflage. Preis 4 Mk., gebunden 5 Mk., für Mitglieder 2,80 und 3,50 Mk., Porto 30 Pf. Verlag von M. Poppelauer, Berlin C. 2, Neue Friedrichstr. 59.

12. L. Baeck, Das Wesen des Judentums. Preis 2 Mk., gegebunden 3 Mk., für Mitglieder 1,20 und 2 Mk.. Porto 20 Pf.

13. A. Süßmann, Die Judenschuldentilgungen unter König Wenzel. Preis 4 Mk., gebunden 5 Mk., für Mitglieder 3 und 4 Mk. Verlag von L. Lamm, Berlin C. 2, Neue Friedrichstraße 61—63, Porto 20 Pf.

Sämtliche Bücher sind direkt vom Verlag zu beziehen.

Ferner nimmt der stellvertretende Schriftführer der Gesellschaft, Herr Dr. N. M. Nathan, Berlin N. 24, Artilleriestr. 9, unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages, Bestellungen entgegen auf:

Bondy, Zur Geschichte der Juden in Mähren, Böhmen und Schlesien von 906—1020, 2 Bände deutsche oder böhmische Ausgabe, zum Preise von 6 Mk., bezw. nach dem Auslande 6,50 Mk. (statt 17 Mk.).

Geiger, Das Judentum und seine Geschichte, 2. Auflage, zum Preise von 4,80 Mk., geb. 5,80 Mk., nach dem Ausland zum Preise von 5,30 Mk., geb. 6,50 Mk. (statt 6 und 7 Mk.).

Strack, Einleitung in den Talmud, zum Preise von 2,60 Mk. geb. 3,20 Mk. (statt 3,20 und 4 Mk.).

Zollschan, Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage, zum Preise von 4,80 Mk., geb. 5,85 Mk., nach dem Ausland 5,15 Mk., geb. 6,40 Mk. (statt 6 und 7,40 Mk.).

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Hrn. **Alois A. F. Marcus**, in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes
der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Professor Dr. **Martin Philippson**=Berlin, Ehrenvorsitzender. Dozent Dr. **J. Elbogen**=Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. **Frank**=Köln, 2. Vorsitzender. **Alois A. F. Marcus**, Schatzmeister. Dr. med. **Fink**=Hamburg, Kommerzienrat **Emil L. Meyer**=Hannover, Dozent Dr. **M. Brann**=Breslau, Prof. Dr. **J. Horowitz**=Charlottenburg, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dozent Dr. **J. Elbogen**=Vorsitzender. **Alois A. F. Marcus**, in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller **Albert Katz**, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.
